Katholiſches Exempelbuch.

IV.

Beiſpiele religiöſer Schwärmerei.

Erſte Abtheilung.

Schwärmerei in Folge dualiſtiſcher Grundſätze.

Erläuterung.

Die Kirche hat zu aller Zeit als einfachen Grund aller Wahrheit die Lehre feſtgehalten: das Gute ſei allein das wahrhaft Subſtanziale; das Böſe aber, die Subſtanz des ewig Guten nicht berührend, ſei in die urſprünglich gute geſchaffene Subſtanz durch Selbſtverſchuldung nur als Accidenz gekommen, die von dem Subſtanziellen, dem ſie inhärire, nur getragen werde, und in ihm ihre Subſtantialität erlange. Das Böſe in allem Menſchlichen widerſtrebt daher wohl allem Guten, benachtheiligt es und hemmt es in ſeinen Aeußerungen; aber als Inhärenz vermag es das eigentlich Subſtantielle im Kerne von außen nicht anzutaſten; dieſes bleibt in Mitte alles Böſen unverſehrt, wie das Gefäß den Inhalt, den es beſchließt, nicht befleckt. Bei der durchgängigen Theilung alles Irdiſchen iſt der Kirche daher nur das Gute Geſetz und Norm, Maaß und Regel, und die Verhältniſſe unter den Gütern haben allein eine höhere Realität in ſich; das Böſe aber, im Zufälligen wirkend, iſt Ausnahme und Unmaaß, und es iſt keine ſelbſtſtändige Weſenheit in ihm.

Dieſer Lehre gegenüber hat der Dualismus ſein Syſtem aufgebaut. Als erſter Grundſatz unterlegt ſich der Ausſpruch: das Böſe iſt keineswegs Accidenz, ſondern mit dem Guten von gleicher Subſtanzialität; denn gut und bös, wenn ſchon in der Richtung ſich entgegengeſetzt, ſind doch beide gleich weſenhaft; weil das eine nicht durch Nachlaß, Abfall oder Verſchuldung des andern hervorgegangen. Der Gegenſatz, der ſie entzweit, geht daher bis in die innerſte Wurzel alles Daſeyns, bis in die ewige Subſtanz zurück, und ſelbſt die Gottheit findet ſich in ihm getheilt. In der Form, die dieſe Lehre in der chriſtlichen Zeit angenommen, iſt daher alles Beſtehende, wie nicht von einem Gott geſchaffen, ſo

auch nicht einem unterworfen; ſondern es gibt zwei conſubſtantiale Principien, den Gott des Lichtes und den Gott der Finſterniß, das gute und das böſe Princip, deren eines, der allmächtige Gott, allein das Unſichtbare und Unkörperliche geſchaffen, während das andere, Lucifer, das Sichtbare und Körperliche von Ewigkeit hervorgerufen.

Wie dieſe Irrlehre in verſchiedenen Ordnungen vom Orient her den Occident durchwüthet, und nicht blos im chriſtlichen Mittelalter, ſondern ſelbſt in neueſter Zeit ihre Vertreter gefunden, ſoll nun nach unſeren beſten Hiſtorikern dargeſtellt werden. Wir bemerken, daß die dunkelſte Seite des Manichäismus, ſofern er der ſociale Grund des Zauberweſens geworden, hier nicht ins Einzelne verfolgt wird, und verweiſen diejenigen, die ihn von dieſer Seite kennen lernen wollen, auf den vierten Band von Görres Myſtik.

1. Die Manichäer.

Um die Zeit, da Kaiſer Probus von ſeinen Soldaten ermordet wurde (i. J. 281), begann die wahnſinnige Lehre der Manichäer ſich zu verbreiten, von deren Urſprung, welcher höher hinaufgeht, mancherlei nicht ganz übereinſtimmende Nachrichten gegeben werden, die doch aber in der Hauptſache nicht ſehr von einander abweichen.

Ein gewiſſer Scythianus, Sarazene von Geburt, ſoll nach Egypten gereiſt ſeyn, und in der Thebais (Oberegypten) die Geheimniſſe der Religion dieſes Volkes erlernt haben. Er hatte ſich auch mit den Lehrgebäuden griechiſcher Philoſophien bekannt gemacht, und erſann ſich aus allem dieſen, zu welchem auch morgenländiſche Ideen ſich mögen geſellet haben, eine eigne Lehre, die er in vier Büchern zuſammenfaßte. Das erſte nannte er die Geheimniſſe, das andere das Buch der Hauptſtücke, das dritte das Evangelium, das vierte den Schatz. Gleich den meiſten Gnoſtikern, nahm er zwei Grundnaturen oder zwei Grundweſen an, das böſe, welches er die Zwietracht, das gute, welches er die Freundſchaft nannte. (Wir würden es wohl durch Harmonie ausdrücken.) Er ſcheiterte gleich den Gnoſtikern, — und in der That hatte er und die ſpätern Manichäer viele Ideen der Gnoſtiker — an der Klippe, welche jedem Denker droht, der nicht inne wird, daß das Uebel nichts eigentlich Wirkliches ſei, was allein vom Guten geſagt werden kann. Der Titel ſeiner einen Schrift ſcheint zu zeigen, daß ihm das Chriſtenthum nicht ganz unbekannt geblieben, und die Begierde ſich näher mit ihm bekannt zu machen, um aus ihm das, was ihm gefallen möchte, zu entlehnen, mag ihn vielleicht bewogen haben nach Jeruſalem zu reiſen, wo er mit den dortigen Häuptern der Kirche viele Unterredungen ſoll gehalten haben, ohne doch die Wahrheit anzunehmen. Bald nachher ſtarb er.

Wir ſehen nicht, daß er mehr als Einen Jünger unterrichtet habe, welcher Terebinthus hieß, und ihn mit Aufwand beſtattete. Er kam in Beſitz der von Scythianus hinterlaſſenen Schriften und Reichthümer, denn dieſer hatte, ehe er ſich zum Propheten aufwarf, Handlung getrieben. Da Terebinthus in Judäa ver-

achtet ward, begab er ſich nach Perſien, gab ſich aber einen andern Namen, indem er ſich Buddas nannte.

Unter ſeinem neuen Namen gerieth er in Streit mit den Prieſtern des Mithras (Magiern), welches ihn mag veranlaßt haben, ſich zu verbergen bei einer Wittwe, in deren Hauſe er eine Zeit lebte, wo er vom flachen Dache herabſtürzte, auf welches er geſtiegen war, um Geiſter der Luft zu beſchwören.

Die Wittwe erbte von ihm die Bücher und die Schätze, ſo wie er ſie von Scythianus geerbt hatte. Sie war kinderlos und kaufte einen ſiebenjährigen perſiſchen Knaben, Kubrikus, den ſie freiließ, ihn als Sohn annahm, in der Philoſophie und Religion der Magier ihn unterrichten ließ. Fünf Jahre nachher ſtarb ſie; ihr Tod ſetzte den zwölfjährigen Knaben in den Beſitz ihres Reichthums, und der, wahrſcheinlich durch Zuſätze des Buddas vermehrten, ſcythianiſchen Schriften. Er hatte ſchnellen Begriff, glühende Lehrbegierde, phantaſtiſchen Geiſtesſchwung, welcher, ſowohl wie ſein Stolz, durch Erlernung vermeinter erhabener Geheimniſſe ſich immer höher hob. So entfaltete ſich immer mehr im fähigen aber aufgeblaſenen Schwärmer der künftige Stifter einer tollen und ärgerlichen Lehre, die aus ſchwindelndem Haupte und verderbtem Herzen ſich entſpann.

Das Andenken ſeiner Knechtſchaft zu vertilgen, gab er ſich den Namen Mani, welcher auf chaldäiſch ein Gefäß, auf perſiſch Rede bedeuten ſoll. Die Griechen nannten ihn Manes. Nennen wir ihn auch ſo, da dieſer Name ihm gewöhnlich beigelegt wird.

Bei allen Beſtrebungen ſeiner Eitelkeit gelang es ihm gleichwohl nicht, während ſeines Lebens die neue Lehre weit zu verbreiten. Man ſpricht nur von etlichen und zwanzig ſeiner Anhänger, unter denen er ſieben Auserkorne ſoll gehabt haben, deren meiſt begünſtigte drei waren, Thomas, Addas und Hermas.

Einen größern Schauplatz zu finden, begab er ſich nach Kteſiphon, der Hauptſtadt und dem Königsſitze des neuperſiſchen, wie ehemals des parthiſchen Reiches. Hier dolmetſchte er die Bücher des Scythianus und des Terebinthus ins Perſiſche, und ſandte zwei ſeiner vertrauteſten Jünger, Thomas und Addas, jenen nach Egypten, dieſen nach Scythien, um mit ſeiner Weisheit dieſe Völker zu erleuchten.

Nun ward der Sohn des Königs Sapor krank. Schwindelnd von Hoffnung, in ſeinen geheimen Wiſſenſchaften unfehlbare, ſei es natürliche, ſei es übernatürliche, Heilmittel zu finden, meldete ſich Manes, und verhieß den königlichen Knaben geſund zu machen. Der König hatte eine Unterredung mit ihm, und ward von ihm eingenommen; die Aerzte mußten den jungen Fürſten verlaſſen, dem Manes Mittel reichte, worauf ihm bald der Kranke unter den Händen ſtarb.

Zürnend ließ Sapor den Manes in Bande legen, in denen er lange ſchmachtete. Indeſſen kamen ſeine ausgeſandten beiden Jünger wieder heim, fanden Mittel ihn im Kerker zu beſuchen, erzählten, wie ſie ſeine Lehre hätten verbreiten wollen, aber keinen Erfolg gehabt, woran vor allen die Chriſten Schuld wären. Sie baten ihn, ſeiner Philoſophie zu entſagen, welche überall gehöhnt und verworfen würde.

Aufmerkſam gemacht auf die Chriſten, verſchaffte er ſich unſere göttlichen

Schriften, und als er darin fand, daß Christus verheißen hätte, einen andern Paraklet (Tröster, Erinnerer) nach seinem Hingange zum Vater zu senden, wandte er, vielleicht selbst durch Eitelkeit bethört, diese Verheißung auf sich an, und fügte Zusätze aus dem Christenthum, wie es ihm gut däuchte, zu seiner schon ohnehin aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzten Lehre.

Es gelang ihm den Banden und denen, die ihn zu haschen ausgesandt waren, zu entrinnen, und sich zu verbergen in Arabion, einer Burg am Strome Stronga in einer Wüste, welche das persische Reich von Mesopotamien, der äußersten Provinz der Römer, trennte. Verschiedene seiner Anhänger sammelten sich allda um ihn.

Hier hörte er reden von Marcellus, einem gottseligen Christen, der nach einigen zu Charrä, wie die Griechen und Römer es nannten, lebte. Es ist das alte Haran, dessen Moses in der Geschichte Abrahams erwähnt, und welches anjetzt noch Haran genannt wird. Andere nennen den Ort, wo Marcellus lebte, Kaskar. Marcellus war reich an Mitteln, reicher an Tugenden, vorzüglich an Werken der Liebe. Er war der Wittwen, der Waisen und der Armen Vater. In der Absicht, diesen hochverehrten Mann für seine Lehre, und dadurch Ansehen zu gewinnen, sandte er ihm durch Tyrbon, seiner Jünger einen, folgenden, vom heiligen Epiphanius uns aufbewahrten Brief.

„Manes, ein Apostel Jesu Christi, und die Heiligen und die Jungfrauen, die bei mir sind, dem geliebten Sohne, Gnade, Barmherzigkeit und Friede von Gott dem Vater, und von unserm Herrn Jesu Christo! Und die Rechte des Lichts wolle dich bewahren vor der gegenwärtigen argen Welt, vor deren Unfällen und vor den Fallstricken des Bösen. Amen! Schon lange hörte ich von deiner großen Liebe, und freute mich. Es that mir aber leid, daß dein Glauben nicht nach der wahren Richtschnur wäre. Da ich nun gesandt worden zur Wiederherstellung des menschlichen Geschlechts, und schonend verfahre mit solchen, die durch List und Trug sich irre führen lassen, so schien es mir nothwendig, diesen Brief an dich zu senden; zuvörderst zur Rettung deiner eigenen Seele, dann auch derer, die bei dir sind, auf daß du nicht verworrene Lehre haben mögest, gleich den Lehrern, welche die Einfältigen verführen, indem sie ihnen sagen, daß das Gute und das Böse aus demselben hervorgehe, und nur Ein Grundwesen annehmen, ohne zu unterscheiden zwischen dem Licht und der Finsterniß; zwischen dem Guten, und dem Bösen, und dem Schlechten; zwischen dem äußern Menschen und dem innern, sondern das eine mit dem andern unaufhörlich vermengen und vermischen. Du aber, o Sohn, wollest nicht, wie die meisten Menschen, auf unvernünftige und grobe Weise diese beiden Dinge miteinander vereinigen, und alles, wie es auch seyn möge, dem Gotte der Güte zuschreiben; denn von Ihm leiten jene den Anfang und das Ende, und den Vater dieser Uebel her: sie, deren Ende dem Fluche nahe ist! Denn sie glauben nicht was in den Evangelien von unserm Heilande und Herrn Jesu Christo selbst gesagt wird: Ein guter Baum kann nicht böse Früchte bringen, und ein böser Baum kann nicht gute Früchte bringen! Ich wundere mich sehr, daß

ſie ſich erkühnen zu ſagen, Gott ſei der Schöpfer und der Werkmeiſter Satans und der böſen Werke, die dieſer wirket. Und, — o daß ihr Wahn nicht weiter gegangen wäre! — daß ſie nicht vom Eingebornen, der aus dem Schooße des Vaters herabgeſtiegen iſt, von Chriſto dem Herrn geſagt hätten, er ſei Sohn Mariens, hervorgegangen aus dem Blute, dem Fleiſche und der Unſauberkeit eines Weibes! Auf daß ich aber, deine Güte mißbrauchend, dich nicht zu lange mit meinem Briefe aufhalte, der ich von Natur nicht beredt bin, ſo werde ich es an dieſem genügen laſſen. Das ganze wirſt du erfahren wann ich zu dir komme, wofern du deines Heiles wahrnimmſt. Denn ich werfe keinem einen Strick um den Hals, wie viele der Unverſtändigen thun. Vernimm was ich ſage, mein theurer Sohn!"

Marcellus ſandte durch einen ſeiner Hausgenoſſen ein kurzes und kaltes Antwortsſchreiben an Manes. Tyrbon hatte ſich geweigert es zu überbringen, weil er mit ſeinem ehemaligen Meiſter nichts wollte zu ſchaffen haben. Er nahm den heiligen Glauben an, und ward in der Folge von Archelaus, dem Biſchofe zu Charrä (oder Kaſkar), zum Diakonus geweiht. Anjetzt machte er, ſowohl den Archelaus als den Marcellus, mit der ganzen Lehre des Manes bekannt.

Dieſer kam gen Charrä (oder Kaſkar), begleitet von einigen ſeiner Anhänger. In Gegenwart von vier gelehrten Heiden, welche Schiedsrichter ſeyn ſollten (theils weil Manes Katholiken würde für parteiiſch gehalten haben, theils weil dieſe den Manes, der durch Verwerfung der Schriften des alten Bundes, das ganze Chriſtenthum untergrub, nur als einen ſchwärmenden Philoſophen, nicht als einen Chriſten anſahen), in Gegenwart dieſer vier Männer, und verſchiedener vom Volke, ward, im Hauſe des Marcellus, eine Unterredung zwiſchen Manes und Archelaus gehalten, und erſter ward vom Biſchofe ſo offenbar, nach dem Urtheile der vier Gelehrten, beſiegt, daß, als er beſchämt den Kampfplatz verließ, zuerſt Knaben, dann das Volk, ihn höhnten und mit Steinen nach ihm warfen, ſo daß Archelaus und Marcellus Mühe hatten, den wider ſie entſtandenen Auflauf zu ſtillen.

Unmuthig verließ er die Stadt, und ging nach einem nicht entfernten Flecken, der Diodoris hieß, wo er wieder Unterhaltungen über die Religion hatte, zuerſt mit einem dort wohnenden frommen Prieſter, und dann mit dem Biſchofe Archelaus; aber mit nicht beſſerm Erfolge als zu Charrä (oder zu Kaſkar). Auch in Diodoris hatte der Biſchof Mühe ihn den Verunglimpfungen und der Wuth des Pöbels zu entreißen.

Archelaus hat die mit Manes gehaltenen Unterredungen in ſyriſcher Sprache aufgezeichnet. Sie wurden früh ins Griechiſche überſetzt, von einem gewiſſen Hegemonius, und dieſe Schrift wird angeführt von drei heiligen Vätern, Cyrillus von Jeruſalem, Epiphanius und Hieronymus, ſo wie auch vom Geſchichtſchreiber Sokrates. Auf uns iſt nur eine alte lateiniſche Ueberſetzung gelangt, welche nicht ganz vollſtändig zu ſeyn ſcheint. Seine Nachrichten vom Leben und vom Tode des Manes hatte Archelaus großentheils von Siſinnis, der einer der vornehmſten Jünger des Schwärmers geweſen, ſeinen Irrthümern aber entſagt, und unſern heiligen Glauben angenommen hat.

Nach wiederholter Niederlage entſchlich Manes wieder zu ſeinem Schlupfwinkel Arabion, wo er den fortgeſetzten Nachſpürungen des Königs der Perſer nicht entging, ergriffen, vor jenen geführt, und auf deſſen Befehl mit einem ſcharfen Rohre geſchunden, dann ſeine Haut, mit Sprei ausgeſtopft, zur Schau aufgehängt, und noch zur Zeit des heiligen Epiphanius geſehen ward. Seines Andenkens wegen pflegten die Manichäer, das heißt die Anhänger ſeiner Lehre, Rohr unter ihre Betten zu legen.

Es mag nicht überflüſſig ſeyn, dieſem authentiſchen und alten Berichte die Erzählung der morgenländiſchen Schriftſteller, von den Schickſalen des verkehrten und unglücklichen Manes hinzuzufügen, obſchon ſie, nach dem Urtheile eines gelehrten Forſchers, nicht höher hinaufzuleiten iſt, als aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert; alſo, auch in dieſer Rückſicht, an Glaubwürdigkeit jenen griechiſchen, von Kirchenvätern uns gegebenen Berichten weit nachſteht.

Nach jener orientaliſchen Erzählung war Mani (ſo nennt ſie ihn) aus einem vornehmen Geſchlecht der Magier entſproſſen, mit Sorgfalt erzogen, und unterrichtet worden in der Tonkunſt, der Sternkunde, der Heilkunde, der Erdkunde; auch hatte er natürliche Gaben zur Malerkunſt durch Uebung ausgebildet. Er nahm das Chriſtenthum an und ward Prieſter, nach einigen in der Stadt Chwadzi, nach andern in der zwiſchen den Mündungen des Euphrats und des Tigris gelegenen Landſchaft Ahwaz. Hier erwarb er ſich Ruhm durch ſeine Schriftauslegungen, wie auch durch Widerlegung der Juden, der Magier und anderer Heiden. Dennoch ward er von den Chriſten aus deren Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen. Da begab er ſich an den Hof des Königs Schabur (Sapores oder Sapor), welcher anfangs ihn ſehr begünſtigte, nachmals aber, durch die Magier (deren Anſehen in der That, durch Stiftung des neuperſiſchen Reiches, einen großen Schwung nahm), bewogen ward, den Tod des Manes zu beſchließen. Dieſer floh in die Landſchaft Turkeſtan, wo er zugleich als Stifter neuer Lehre, und als Maler Aufſehen erregte. Gleichwohl verbarg er ſich in einer Höhle, in welcher ein Born war, nachdem er ſeinen Anhängern geſagt hatte, daß er gen Himmel fahren, und nach Zeit eines Jahres wieder kommen würde. Hier ſchrieb er ſein Arzenk, das heißt Evangelium, und ſchmückte es aus mit zierlichen Bildern. Nach verlaufnem Jahr kam er zu ſeinen Anhängern zurück, und zeigte ihnen das, wie er ſagte, vom Himmel mitgebrachte Buch. Während dieſer Zeit war Schabur geſtorben, und deſſen Sohn Hormuz (Hormisdas) nahm des Manes Buch mit großem Beifall auf, und überhäufte ihn mit Gnade. Ja, wider die Nachſtellungen ſeiner Feinde (ohne Zweifel der Magier) ihn zu ſchützen, baute er ihm ein feſtes Schloß. Dieſer König herrſchte kaum zwei Jahre. Sein Sohn und Nachfolger Baharam Ben Hormuz (Varanes I.) ward ihm, bald nachdem er den Thron beſtiegen, abhold, ließ ihn unter dem Vorwande einer Religionsunterredung mit den Magiern, holen, und ihn hinrichten. Ueber die Todesart ſtimmen die morgenländiſchen Schriften nicht überein.

Ohne Rückſicht zu nehmen auf dieſe orientaliſchen, zu ſeiner Zeit in Europa

wohl noch unbekannten Nachrichten, iſt gleichwohl auch Tillemont der Meinung, das Manes den Sapor, den Hormisdas, ja auch Varanes I. überlebt habe, und daß Varanes II. ihn hinrichten laſſen. Er gründet ſich darauf, daß Hieronymus, in ſeiner Chronik, den Urſprung der manichäiſchen Ketzerei in das zweite Regierungsjahr des Kaiſers Probus ſetzt, das heißt, in das Jahr 277; und daß eben dieſer Kirchenvater in einer andern Schrift von Archelaus ſagt, er ſei berühmt geworden zur Zeit des Probus. Beides ſcheint nicht viel zu beweiſen. Archelaus mag vielleicht ſeine Schrift verſchiedene Jahre nach der gehaltenen Unterredung bekannt gemacht und die Irrlehre des Manes, deſſen Ende ſeine Jünger wohl ſchrecken konnte, auch nicht früher bekannt geworden ſeyn. Endlich kann Hieronymus ſich um einige Jahre geirrt haben. Seine gelegentlichen Erwähnungen, und die ſpäten Nachrichten der Orientalen, werden weit aufgewogen durch die Zeugniſſe des Archelaus (der als Zeitgenoſſe ſchreibt), des Cyrillus, des Epiphanius, des Geſchichtſchreibers Sokrates. Dieſe alle reden in der ganzen Geſchichte des Manes nur von einem Könige, in welchem man den Sapor leicht erkennt, der die Leiche des gefangenen Kaiſers mit eben dem ſchändlichen Muthwillen behandelte, welcher mit verabſcheuungswürdiger Grauſamkeit am lebenden Manes verübt ward. Sonach kann der Tod dieſes Menſchen nicht ſpäter als im Jahr 271 erfolgt ſeyn, denn am Ende dieſes Jahres ſtarb Sapor.

Manes hat verſchiedene Schriften hinterlaſſen, von denen aber, außer den Ueberſchriften derſelben, nur wenige, in den Schriften der heiligen Väter angeführte, Stellen auf uns gelanget ſind. Sie waren in ſyriſcher Sprache geſchrieben. Nach Zahl der ſyriſchen Buchſtaben, hatte er ſeine Schrift von den Geheimniſſen in zwei und zwanzig Bücher eingetheilt. In dieſer trug er die Lehre von den Grundweſen vor, und ſuchte das Anſehen der Bücher des alten Bundes zu ſtürzen. Die Hauptſtücke enthielten wahrſcheinlich den Kern ſeiner Lehre. Das Evangelium, oder das lebendige Evangelium war, nach dem Zeugniſſe der Väter, dem wahren Evangelium, welches er zwar annahm, aber verdrehte, und bei Behauptung ſeiner Sätze nicht anders als auf frevelnde und unſinnige Weiſe verdrehen konnte, gerade zuwider. Unter der Ueberſchrift: der Schatz, hatte er zwei Bücher geſchrieben; das größere nannte er auch den Schatz des Lebens. Ferner ein Buch über die Aſtrologie. Dieſes Wort bezeichnete bei den Alten ſowohl die Aſtronomie (Sternkunde) als auch die eitle Sterndeutung. Magier und Chaldäer machten Anſprüche auf beide, ſchätzten aber die letzte weit höher, als die erſte. Man darf deſto weniger zweifeln, daß die Aſtrologie des Manes ganz auf Sterndeutung hinausging. Vom ſogenannten Rieſenbuche vermuthet man, daß es vom böſen Grundweſen, vom Fürſten der Finſterniß gehandelt habe, den Manes als einen Rieſen vorſtellte. Von ſeinen Briefen iſt mehr auf uns gekommen, als von ſeinen andern Schriften. Man hatte auch von ihm eine Sammlung von Denkwürdigkeiten; eine Rede von der Kreuzigung Chriſti, ein Buch von der Philoſophie.

Obgleich die Zeugniſſe der Alten von der Lehre der Manichäer manchmal

nicht ganz übereinſtimmen, haben wir dennoch von dieſer Ketzerei ſehr ſichere und vollſtändige Kunde, da der heilige Auguſtin ſie in verſchiedenen Schriften bekämpft hat, nachdem er ſelbſt ihr in der Jugend angehangen. Es würde mich weit über die Grenze meines Vorhabens hinausführen, wenn ich die ganze Irrlehre des Manes in ihrem feinſten Geader des Wahnwitzes beleuchten ſollte. Zur Zeit des heiligen Auguſtinus, als ſie blühte, und, gleich einer giftigen Pflanze, weit umher ihren tödtlichen Duft verbreitete, bedurfte es einer vollſtändigen Darlegung und Widerlegung derſelben. Uns genüge die Erwähnung der Hauptlehren.

1) Offenbar von den Magiern hergenommen war die Lehre von zwei Grundweſen, und von zwei ihnen entſprechenden Reichen. Aber Manes ging weiter als Zerduſcht, der perſiſche Religionsſtifter, gegangen war. Leitete zwar auch dieſer alle Uebel von Ahriman her, dem Fürſten der Finſterniß, ſo war doch ſein Ahriman nicht ſo groß wie Ormuz, noch auch ewig, ſondern aus Ormuz, in der Zeit, hervorgegangen; er ſollte von Ormuz dereinſt beſiegt, das Nachtreich ſollte vom Reiche des Lichtes verſchlungen werden. Nach des Manes Lehre hingegen waren beide Grundweſen, die er auch Naturen nannte, Gott, der Beherrſcher des Lichtreiches, und der Teufel, Satan, die Materie (unter dieſem Namen bezeichnete er das böſe Grundweſen) der Beherrſcher der Finſterniß, gleich ewig, gleich ſelbſtſtändig, gleich unveränderlich, wie aus den eignen, vom Titus von Boſtra angeführten Worten des Manes, deutlich erhellet. Man ſieht wohl, daß ſie, obſchon nur einen Gott nennend, doch zwei von einander unabhängige Götter, deren keinem Allgewalt beiwohnte, deren keiner unendlich war, annahmen; ja man kann ſagen, deren keiner, im eigentlichen Sinne, Gott war.

2) Nach dieſer Lehre gränzen die von Ewigkeit her beſtehenden Reiche des Lichts und der Finſterniß aneinander. Sie ſind beide unermeßlich groß, doch iſt das Lichtreich größer als das Reich der Nacht. Jedes beſteht aus fünf Elementen, welche gleich Stockwerken eines Hauſes übereinander ſtehen. Im Reiche der Nacht iſt unten die Finſterniß, welche Schlangen und dergleichen Gezücht hervorbringt; dann folgt trübes Waſſer, dann ſtürmiſche Luft; dann böſes Feuer, dann Rauch. Jedes wird von ihm entſprechenden Thieren bewohnt. Jedem ſteht ein eigner Fürſt vor. Im Rauche hauſet das böſe Grundweſen ſelbſt, und mit ihm eine Menge von Aeonen, die es erzeugt hatte, und welche wieder andere erzeugten. Denn ſowohl der Teufel als die Aeonen hatten Weiber. Ob zweibeinigte, Menſchen ähnliche Weſen, welche auch hier wohnten, mit den Aeonen eins ſind, das wage ich nicht zu entſcheiden. Das Reich des Lichts beſteht gleichfalls aus fünf übereinander ſtehenden Elementen. Sie ſind das hellſte Licht, lauteres Waſſer, ſanft wehende reine Luft, wohlthätiges Feuer, der feinſte Aether. In dieſem Reiche, welches Gott, umgeben von herrlichen und ſeligen Aeonen, beherrſcht, wohnen Friede und Wonne: in jenem Gram, Zwietracht, jeder feindſelige Trieb, jede lüſterne Begier.

3) Gott, der von Natur ein Licht iſt, durchdringt das ganze Luftreich, wie die Sonne unſer ganzes Planetenſyſtem. Er iſt ein Licht, welches ſich aber nur

dem Verſtande offenbaret; gleichwohl hat er zwölf Glieder, die eine Fülle von Schätzen in ſich enthalten. Er hat keine menſchliche, noch irgend eine Geſtalt.

4) Das böſe Grundweſen (der Teufel, die Materie) iſt von Natur ein dunkler, flüſſiger Körper in Menſchengeſtalt. Weder ihm, noch den zahlloſen von ihm erzeugten Aeonen, wohnt irgend eine Tugend bei, noch auch irgend eine heilſame Erkenntniß.

5) Lange Zeiträume gingen dahin, ehe das böſe Grundweſen und ſeine Aeonen vom Daſeyn des guten Grundweſens und des Lichtreiches etwas wußten. Durch Zufall gelangten ſie zu dieſer Kunde. In einem Kriege, der unter den Bewohnern des Nachtreiches entſtanden war, hatte die beſiegte Partei auf dem hohen Gränzgebirge, welches beide Reiche trennte, Zuflucht geſucht. Von dieſer Höhe entdeckten ſie die jenſeits liegenden ſeligen Gefilde des Lichts. Sich dieſer gemeinſchaftlich zu bemächtigen, machten die Kinder der Finſterniß mit einander Frieden und rückten mit geſammter Heeresmacht in das Lichtreich ein.

6) Gott ſah die Feinde kommen. Da erzeugte er, aus ſich ſelbſt, eine Kraft, die Mutter des Lebens. Dieſe gebar einen Sohn, welcher der erſte Menſch genannt ward. Ihn ordnete Gott zum Feldherrn ſeiner wider die Feinde auszuſendenden Schaaren. Aber der erſte Menſch hatte wenig Erfolg, und ſein Sohn, welcher Jeſus hieß, ward mit einem großen Theil des beſeelten Lichts, das heißt, mit vielen Seelen, gefangen. Dieſe wurden vom böſen Grundweſen und von ſeinen Fürſten verſchlungen. Der erſte Menſch kam in große Gefahr, und rief zu Gott um Hilfe.

7) Da erzeugte Gott eine andere ihm ähnliche Kraft, den lebendigen Geiſt. Dieſer beſiegte, mit Hilfe dreier anderer Kräfte, die Feinde, und band ſie. Unter den Feinden waren ſchwangere Seelen, welche vor Schrecken zu früh entbunden wurden. Die giftigen und ſchädlichen Thiere unſerer Erde ſind die Früchte dieſer unzeitigen Geburten.

8) Nun brachte das böſe Grundweſen, durch Zeugung mit ſeiner Frau, aber aus den Stoffen der verſchlungenen Seelen des Lichtreichs, auf eine Weiſe, deren Meldung die Ehrbarkeit nicht geſtattet, den Adam und die Eva hervor. Beide waren zuſammengeſetzt aus drei Beſtandtheilen; einem Leibe und zwei Seelen, deren eine, die Natur des Vaters habend, böſen Trieben unterworfen, die andere aber, weil aus den Stoffen der Seelen des Lichtreichs gebildet, vernünftig war. In Adam war die vernünftige Seele vorwaltend; die leidenſchaftliche in der Eva. Doch ließ Adam ſich durch Evens Reize zum Genuſſe ſinnlicher Luſt bethören. Das war ſein Sündenfall.

9) Da nun Gottes Abſicht, die gefangenen Seelen aus den Banden zu befreien, durch die Zeugung der Menſchen vereitelt worden, ließ er durch den lebendigen Geiſt unſere Welt erbauen, um durch dieſe, welche mittlerer Natur wäre, nach und nach die Seelen wieder in das heimiſche Lichtreich zu führen. Aus reingebliebenem Stoffe wurden gebildet die Sonne und der Mond; aus ſolchem, welcher des Reinen mehr als des Unreinen enthielt, die Planeten, ausgenommen

unſere Erde, zu welcher des böſen Stoffes mehr als des guten genommen ward. Sie ward der Wohnſitz der Menſchen. Die Laſt des Weltgebäudes, auf daß es nicht ſänke, ward einem Engel anvertraut, der es, gleich dem fabelhaften Atlas der Griechen, auf den Schultern trägt, daher er Omophorus (Schulterträger) genannt wird. Wenn er, gedrückt von der Bürde, ſich bemüht ſie abzuſchütteln, ſo erfolgen Erdbeben. Jhm ward als Gehilfe Splenditenes zugeſellet. Beide wurden von den Manichäern verehrt.

10) Darauf erzeugte Gott aus ſich ſelbſt zwei höhere Weſen als der erſte Menſch und der lebendige Geiſt waren; zwei Hoheiten, Chriſtum und den heiligen Geiſt. Jenen ſetzte er in die Sonne. Er iſt offenbar der von den Magiern entlehnte Mithras. Sein Weſen iſt Licht. Der heilige Geiſt iſt auch von Lichtnatur. Er erfüllt den die Erde umwallenden Aether, erwärmet und erleuchtet die Seelen der Menſchen, und entlockt, aus den ſchlummernden Lichttheilchen ihres Beſtandes, Funken, durch deren Entzündung ſie fähig werden ſich zum Lichtreiche zu erheben.

11) Gott ließ die gefangenen Menſchenſeelen durch Engel und durch von ihm erleuchtete Männer unterrichten und ermahnen. Aber falſche Propheten und Stifter falſcher Religionen wurden, der Abſicht Gottes entgegen zu wirken, von Geiſtern des Nachtreiches angeſtiftet. Ein ſolcher falſcher Prophet und Stifter einer falſchen Religion war Moſes. Eben dieſe Geiſter ſind es, welche durch Seuchen, Hungersnoth und anderes Wehe die Menſchen plagen, oder Reiz zum Böſen hervorbringen. Sie erfüllen dadurch die Abſicht des böſen Grundweſens, welches auf alle Weiſe den Menſchen zu ſchaden ſucht und ihnen nachſtellt, ſo wie zum Beiſpiel, aus ſeiner auf die Erde geträufelten Galle der böſe Weinſtock erwuchs.

12) Nun gefiel es Gott, Chriſtum aus der Sonne herab zu ſenden auf die Erde, auf daß dieſer das Werk der Wiederherſtellung der Seelen vollbrächte. Er erſchien nicht in einem wirklichen Leibe, ſondern in einem täuſchenden Schemen, einem Scheinleibe, ſo daß — nach frevelndem Wahnſinn der Manichäer — alles, was uns die Evangelien von ſeiner Menſchwerdung, ſeiner Mutter, ſeiner Beſchneidung, ſeiner Taufe melden, nur auf katholiſcher Verfälſchung dieſer heiligen Bücher beruht. Nur dem Scheine nach aß, trank und ſchlief er. Er ertheilte die Lehren, welche wir in den Evangelien finden, und that die uns in ihnen erzählten Wunder, doch nicht ohne Ausnahme deſſen, was von den Katholiken in ſie hineingeſchaltet worden.

13) Dem böſen Grundweſen ward bange, daß Chriſtus ſein Reich ſtürzen würde. Darum ſtiftete er die Juden an, daß ſie ihn kreuzigten. Aber ſein Leiden und Tod waren ein leerer Schein. Doch haben ſie große, ſinnbildliche Bedeutung. Seine Leiden deuten auf den jammervollen Zuſtand der Seelen, die ſo feſt an der Materie hangen, wie er am Kreuze zu hangen ſchien. Sein Tod lehrt, daß der Tod kein Uebel ſei, und gibt einen Wink auf nothwendige Kreuzigung des Fleiſches. Sein Begräbniß und ſeine Auferſtehung waren auch nur Schein.

14) Ehe er ſeine ſichtbare Gegenwart den Menſchen entzog, verhieß er ihnen

den Paraklet (Tröſter, Ermahner) der ſie in alle Wahrheit leiten ſollte. Und dieſer war nun gekommen; er war kein anderer als Manes.

15) Unterricht in heilſamer Lehre, und Beiſpiel in Ausübung derſelben zu geben, das allein war der Zweck Chriſti. Er zerſtörte das Reich der Finſterniß, indem er die Nichtigkeit ſowohl des jüdiſchen als des heidniſchen Gottesdienſtes zeigte, und die Menſchen zum wahren Dienſte Gottes hinwandte. Durch Befolgung ſeiner Lehre werden die Menſchen fähig wieder ins Lichtreich zurückzukehren, ihr heimiſches Gefilde.

16) Das verſchiedene Verhalten der Menſchen hienieden beſtimmt deren verſchiedenes Schickſal nach dem Tode, auf dreifache Weiſe.

Diejenigen, welche den Vorſchriften Chriſti vollkommene Genüge geleiſtet haben, müſſen gleichwohl noch eine Reinigung ausſtehen. Dazu hat Chriſtus ein großes Rad beſtimmt, welches aus zwölf Elementen beſteht, wodurch wahrſcheinlich die zwölf Himmelszeichen des ſogenannten Thierkreiſes gemeint waren. Dieſes ſich wälzende Rad übergibt die Seelen dem Monde, der ein lauterer See iſt, in dem ſie gewaſchen; dann der Sonne, in welcher ſie durch reines Feuer geläutert, zugleich aber erquickt werden durch den Umgang mit Chriſto und mit andern himmliſchen Geiſtern. Endlich gelangen ſie ins Lichtreich.

17) Seelen, welche nicht ſo vollkommen wie jene nach der Lehre Chriſti gewandelt haben, ſind der Seelenwanderung unterworfen. Je nach verſchiedenem Verdienſte, müſſen ſie in verſchiedene Leiber anderer Menſchen, oder Thiere, auch in Pflanzen oder in Ungeziefer übergehen, ehe ſie zur Seligkeit erhoben werden.

18) Welche aber entweder die Wahrheit nicht erkannten, oder freventlich ſündigten, die werden zur Hölle verdammt; einige gleich nach dem Tode, andere nach Durchwanderung mehrerer Körper. Das Höllenfeuer, obſchon beſtehend aus einem Elemente des Nachtreichs, hat dennoch Kraft zur Läuterung, bis auf einen gewiſſen Grad. Iſt dieſer erreicht worden, ſo gehen die Seelen in andere Leiber über. Beſſern ſie ſich nicht, ſo werden ſie wieder in die Hölle geſtürzt, wo ſie bleiben bis ans Ende der Welt.

19) Die Leiber ſtehen nicht wieder auf. Sie wurden gebildet aus Elementen des Reichs der Finſterniß, ſind nur Gefängniſſe der Seelen.

20) Ein großes Feuer wird die Welt verzehren. Dann werden die Seelen, welche nicht würdig erfunden worden, ins Lichtreich einzugehen, das Amt bekommen, Wache zu halten zwiſchen dieſem und dem Reiche der Finſterniß, auf daß das böſe Grundweſen nichts neues unternehmen könne.

Es iſt leicht zu ſehen, daß Manes und ſeine Sekte die Ausdrücke unſerer heiligen Religion mißbrauchten, wenn ſie vom Vater, vom Sohne und vom heiligen Geiſte redeten. Ihr gutes Grundweſen war zwar ewig, aber ſowie es weder allgewaltig noch unendlich, war es auch nicht Schöpfer, ſondern nur Ordner dieſer, aus ewiger Materie beſtehenden Welt. Sein Chriſtus und ſein heiliger Geiſt ſind zwar hervorgegangen aus dem Vater, aber hervorgegangen in der Zeit,

nicht ewig wie er, ihm an Würde, ich möchte ſagen unendlich ungleich, wenn der Gott des Manes unendlich wäre.

Indeſſen erfordert die Gerechtigkeit, daß wir dieſen böſen Schwärmer von Vorwürfen losſprechen, die ihm gemacht worden, welche auf mißverſtandenen Ausdrücken beruhen. Theodoret beſchuldigt ihn, daß er ſich ſelbſt Chriſtus genannt habe, und daß er geſagt habe, er ſei der vom Heilande verheißene heilige Geiſt. Epiphanius ſagt, er habe ſich den Geiſt, den Paraklet, genannt. Cyrillus von Jeruſalem ſagt es auch. Euſebius läßt ihn dieſe zweifache Läſterung ſagen, und das frühere Zeugniß dieſes ſonſt verdienſtvollen Geſchichtſchreibers (der gleichwohl die durch ihre Verbreitung wichtige Ketzerei der Manichäer mit unverantwortlicher Oberflächlichkeit abfertigt), mag wohl jene Kirchenväter irre geleitet haben. Wie hätte Manes ſich zugleich für Chriſtum und auch für den von Chriſto verheißenen Paraklet ausgeben können? Hier zerſtört eine Beſchuldigung die andere. Wir haben ja aber auch geſehen, daß er ſich, im Briefe an Marcellus, einen Apoſtel Jeſu Chriſti nannte. Freilich hielt er ſich weit über die wahren Apoſtel, da er ſich für den Parakleten ausgab, aber dieſen Parakleten unterſchied er offenbar vom heiligen Geiſte. Montanus hatte ja auch ſich für den Parakleten ausgegeben, und Tertullian gibt ihm in ſeinen montaniſtiſchen Schriften dieſen Namen; aber wahrlich, man muß dieſe Schriften ſehr flüchtig angeſehen haben, um von Tertullian glauben zu können, daß er den Montan für den heiligen Geiſt gehalten habe. Gleich dieſem unterſchied Manes ſich, den vorgeblichen Parakleten, von ſeinem heiligen Geiſte. Wofern er ſich wirklich je ſollte Chriſtus genannt haben, ſo hätte er doch wohl nur auf die, ſeinem Vorgeben nach, ihm vorzüglich verliehene Salbung deuten können, da Chriſtus geſalbt bedeutet, nicht aber ſich für Chriſtum ausgeben wollen, deſſen Apoſtel er ſich nannte. Der heilige Auguſtinus, der den Aberwitz und die Gräuel dieſer Secte, welcher er ſelbſt ehemals angehangen, offen legt und bekämpft, würde dieſe Gottesläſterung derſelben nicht mit Stillſchweigen übergangen ſeyn, wofern die Manichäer ſich ihrer wirklich ſchuldig gemacht hätten.

Nannten gleich die Manichäer weder die Sonne, noch den Mond Götter, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß ſie ihnen gottesdienſtliche Verehrung erzeiget haben, ein Gebrauch, den Manes ohne Zweifel, gleich ſo vielen andern, von den Magiern entlehnet hatte, welche zwar urſprünglich in dieſen Himmelslichtern die Gottheit, ſpäter aber jene ſelbſt verehret haben.

Die Manichäer verwarfen alle göttlichen Schriften des alten Bundes. Nur die zehn Gebote hielten ſie für gültig, doch nicht als ſolche, welche Gott durch Moſes gegeben, ſondern als lange vor Moſes Zeit bekannt geweſene Geſetze. Die Evangelien und die Sendſchreiben des Apoſtels Paulus wurden mehr dem Namen als der That nach von ihnen anerkannt. Denn alle Stellen, mit denen ihre Lehren in auffallendem Widerſpruche ſtanden, erklärten ſie für verfälſcht, andere aber deutelten und verdreheten ſie auf ſo willkührliche, ja oft wahnwitzige Weiſe, daß ihnen vom wahren Sinne dieſer göttlichen Bücher wenig übrig blieb. Die

Apoſtelgeſchichte ſcheinen ſie ganz verworfen zu haben. Was ſie von den übrigen Büchern des neuen Bundes gehalten haben, das weiß man nicht, den Paulus deutelten ſie wie die Evangelien. Sehr großen Werth legten ſie auf die Schriften des Scythianus, des Terebinthus und des Manes, ſo wie auch auf gewiſſe falſche Evangelien, und ſahen ſolche als Quellen der Wahrheit, als Erkenntnißgründe ihrer Religion an.

Der ihnen gemachte Vorwurf, daß ſie an ein blindes Schickſal, das ſogenannte Fatum, geglaubt haben, ſcheint deſto gegründeter, da die Lehre von zwei gleich ewigen Grundweſen nicht wohl ohne jenen Irrthum beſtehen kann.

Sie leugneten die Freiheit des Willens, doch, wie ſcheint, nicht ohne Einſchränkung. Die gute, vernünftige, unſterbliche Seele kann nicht ſündigen, ſagten ſie, ſich nicht zum Böſen hinneigen, es nicht wählen, da ſie von Natur gut iſt. Dennoch begeht ſie Unterlaſſungsſünden, wenn ſie laß wird im Kampfe wider die ſchlechte, leidenſchaftliche, ſterbliche Seele, und wider den mit dieſer verwandten Leib. Dieſer Unterlaſſungsſünden wegen bedarf ſie der Buße, ſo lange ſie den Leib mit ihrer unwürdigen Schweſter zugleich bewohnt, und nach dem Tode der Läuterung. Die Manichäer hatten zwar die Taufe, ließen aber nur die Auserwählten, von denen bald wird geredet werden, dazu gelangen, und ſelbſt unter dieſen nur diejenigen, welche es verlangten. Sie hielten alſo die Taufe nicht für nothwendig. Sie behaupteten die Euchariſtie zu haben, hatten aber nichts was unſerm heiligen Opfer ähnlich war. Und da ſie ſich den Genuß des Weins unterſagten, können ſie auch darum nicht den geſegneten Kelch gehabt haben.

So wie Manes das geiſtliche Oberhaupt ſeiner Anhänger geweſen war, wurden auch nach ihm andere dazu gewählt. Unter dem Oberhaupte ſtanden zwölf Lehrer, unter dieſen zwei und ſiebenzig Biſchöfe. Jene ſollten die zwölf Apoſtel, dieſe die ſiebenzig oder zwei und ſiebenzig Jünger des Sohnes Gottes vorſtellen. Unter dieſen ſtanden Prieſter, Diakonen und ſogenannte Glaubensboten, welche Gemeinen zu gründen, oder die gegründeten zu befeſtigen, ausgeſandt wurden.

Dieſe ganze Geiſtlichkeit ward aus den ſogenannten Auserwählten erkohren, welche daher das prieſterliche Geſchlecht genannt wurden. Aber nicht alle Auserwählte waren dem Gottesdienſte gewidmet. Sie hatten auch Jungfrauen, welche ſich beſtändiger Enthaltung widmeten, und der heilige Chryſoſtomus gibt ihnen das Zeugniß, daß ſie ihrem Gelübde nachlebten, auch Armuth und Faſten ausübten.

Die Manichäer hatten weder Tempel, noch Altäre, noch Opfer, noch Bilder, noch Rauchwerk. Den Sonntag hielten ſie, faſteten aber an dieſem Tage, weil ſie ſagten, die Welt werde am Sonntag untergehen. Kein Feſt, welches Beziehung hat auf die Menſchwerdung Chriſti, des Sohnes Gottes, ward von ihnen gefeiert, wohl aber der Todestag Chriſti; ob der Tag ſeiner Auferſtehung? das iſt zweifelhaft. Der Todestag des Manes ward am feierlichſten von ihnen begangen. Sie errichteten ihm zur Ehre einen über fünf Stufen ſtehenden Lehrſtuhl, behingen ihn mit Teppichen, warfen ſich vor ihm nieder.

Ihr Gottesdienſt beſtand in Vorleſungen und Geſang. Sie hatten Lieder. Wahrſcheinlich predigten ſie auch.

Sie theilten ſich in zwei Ordnungen, deren geringere aus Zuhörern beſtand; die höhere aus Auserwählten. Letztere waren zu einer außerordentlich ſtrengen Lebensweiſe verpflichtet. Sie durften weder Fleiſch eſſen, noch Fiſche, keine Eier, keine Milch. Auch der Wein war ihnen unterſagt. Gleichwohl war ihnen, nebſt anderm aus Obſte bereitetem Getränk, auch ein aus trocknen Weinbeeren gekochter Trank erlaubt. Nicht auf Betten, ſondern auf Strohmatten ſchliefen ſie, ließen Hauptbaar und Bart wachſen, mußten Bäder und Schauſpiele meiden. Doch ward ihnen das Tonſpiel vergönnt. Sie ſagten, die Muſik ſei vom Himmel herabgekommen. Sie mußten oft und ſtrenge faſten. Kein Beſitz zeitlicher Güter war ihnen erlaubt, keine Verrichtung irgend einer Arbeit. Sie ſollten ſich einzig dem beſchaulichen Leben widmen. Sie durften kein Obſt vom Baume ſelbſt pflücken, kein Gemüſe ſelbſt aus der Erde nehmen. Da ſie nicht wußten, ob nicht etwa eine gefangene Seele vorige Sünden im Baume oder in der Rübe büßen müßte, ſo ſahen ſie jede Handlung dieſer Art als einen Mord an. Noch weniger durften ſie Thiere tödten; doch mit Ausnahme des Ungeziefers. Der Ehe mußten ſie entſagen. Waren ſie bei der Aufnahme verheirathet, ſo mußten ſie ſich von ihren Weibern trennen.

Dieſe eitlen Müßiggänger nährten ſich von den Gaben der Zuhörer, welche mit der Hölle bedräuet wurden, wofern ſie dieſer Pflicht ſich entziehen wollten.

Die Zuhörer durften geerbte oder geſchenkte (ob auch gekaufte?) Häuſer beſitzen. Sie durften Fleiſch eſſen, aber nicht ſchlachten. Auf der einen Seite empfahl man ihnen beim Eſſen die Mäßigkeit; auf der andern Seite war viel Verdienſt durch das Eſſen zu erwerben, weil ſagten ſie, im Fleiſche und in den Erzeugniſſen des Bodens Lichttheilchen, Seelen verborgen wären, welche von der umgebenden böſen Materie befreiet würden, wenn ein Manichäer die Speiſen äße, äße ſie aber ein anderer, ſo würden die Lichttheilchen noch mehr als zuvor umnachtet und verſtrickt. Auch der Landbau war den Zuhörern erlaubt, die Verrichtung mancherlei Arbeit, auch die Verwaltung öffentlicher Aemter. Der Kriegsſtand war ihnen unterſagt. Sie durften verheirathet ſeyn, und ehelich mit dem Weibe leben, wobei ihnen aber die Pflicht aufgelegt ward, den Zweck der Ehe zu vereiteln. Den Pflichten dieſes heiligen Standes ſollten ſie alſo entſagen, indem ſie zugleich deſſen erlaubte Freuden zu ſchändlicher Wolluſt herabwürdigten.

Waren nun gleich die Zuhörer nicht zu gleich ſtrenger Lebensweiſe mit den Auserwählten verurtheilt, ſo ward gleichwohl die ihnen vergönnte Nachſicht als ein nothwendiges Uebel angeſehen, und ſie wurden belehrt, daß ſie den Gebrauch der ihnen gegebenen Freiheit nach dem Tode durch ſchmerzende Läuterung würden büßen müſſen. Auf dieſe Weiſe ward ihr Gewiſſen beſtändig geängſtiget, gefährdet, verletzt, indem ſie täglich, mit Bedacht, Handlungen begingen, welche unſchuldig an ſich, doch an ihnen nicht unſchuldig waren, weil ſie ſolche für ſündlich hielten.

Glaubten denn etwa dieſe Unglücklichen, daß Sünden, die man immer wieder begeht, und denen zu entſagen man nicht geſonnen iſt, noch läßliche Sünden bleiben? Dieſe wahnſinnige und frevelnde Religionspartei hat ſich im ganzen Morgenlande bis nach Indien und China verbreitet, auch in Egypten, in der Provinz Afrika, in Italien, Gallien und Spanien. Doch ſcheint nirgends die Zahl der Manichäer in gleichem Verhältniſſe mit ihrer Ausbreitung geſtanden zu haben. Der ſogenannten Auserwählten mögen wahrſcheinlich allenthalben nur wenige geweſen ſeyn.

2. Die Katharer.

Im ſiebenten Jahrhundert erhielten die Manichäer, entweder von einem gewiſſen Paulus, welcher die frühere Lehre unter Autorität, die er ſich zu erwerben gewußt, wieder auffriſchte, oder wegen beſonderer Achtung gegen die Perſon und Schriften des Apoſtels Paulus, die Benennung Paulicianer. Obwohl dieſe unter ihrem neuen Namen jede Gemeinſchaft mit den Manichäern läugneten, ſo verrieth ſchon die Aufſtellung zweier unabhängiger Grundkräfte, deren eine Born des Guten, die andere Quell des Böſen ſei, ihren Urſprung. Als ſie ſich von dem Euphrates gegen Kleinaſien immer mehr ausbreiteten, ahneten die byzantiniſchen Kaiſer Gefahr für ihre Kirche und ſuchten ſie mit Gewalt zu unterdrücken, woraus langdauernde blutige und mit abwechſelndem Glück geführte Kriege entſtanden, in denen die Irrgläubigen zuletzt der Uebermacht erlagen. Zu wiederholtenmalen dann wurden große Haufen derſelben nach Thracien, in die Bergthäler des Hämus und hiemit der Keim ihrer Lehre nach Europa übergeſiedelt. Durch feindſelige oder gewinnſuchende Berührungen, durch Kreuzzüge oder Handelsverkehr wurden ſie den Bewohnern der weſtlichen Länder bekannt.

Bald nach dem zehnten Jahrhundert ſchlichen ſie ſich in Italien ein und fanden vornehmlich in Mailand Anhang und Begünſtigung. Von da wurde ihre Lehre, der Sage zufolge, durch eine Weibsperſon nach Frankreich hinübergetragen, wo in Orleans ſelbſt einige gelehrte Geiſtliche von dem Glauben der Kirche abtrünnig wurden. Dergleichen Verirrungen konnten ſich in manches Land eingeſchlichen haben, bevor kühneres Auftreten der Lehrer, durch zahlreichere Anhänger ermuthigt, die Aufmerkſamkeit der Biſchöfe rege machte. Faſt überall, wo dieſe ſichtbar wird, zeigen ſich ſchon geordnete Gemeinden; eine Zahl derſelben, wie ſie ſich während vieljähriger ungeſtörter Verborgenheit bereiten konnte; eine entſchiedene Feindſchaft gegen die katholiſche Kirche, welcher eine langjährige Entfremdung vorangegangen ſeyn mußte. Bei Verwerfung der meiſten Lehren, aller Ordnung, Gebräuche und Einrichtung der Kirche, mochte eine gewiſſe Eitelkeit auf geläuterte Erkenntniß den Namen von Reinen (Καϑαροι, Cathari, durch das Mittelglied Gazari Stammwort von Ketzer) nicht verſchmähen, ob er nun in Hochmuth genommen, oder in Spott gegeben ward. Wie in dem Wort Populicaner eine Erinnerung an ihren zweiten Stifter lag, ſo erhielten ſie in Frankreich

anfangs den Namen von dem Lande, aus welchem ſie zuerſt in das übrige Europa ſich verbreiteten (Bulgari). Manche Benennung bezeichnete die Landſchaften oder Städte, in denen ſie beſonders zahlreich zu finden waren (Albigenses, Agennenses; in Italien Comistae), oder deſſen, was an ihren Gebräuchen, der Art ihrer Lehre, der Eigenthümlichkeit ihrer Kleidung, dem Volk auffallend vorkam; auch wohl die Berufsart derjenigen, unter welchen ſie vornehmlich Anhänger fanden (Sotulares, von ihren Holzſohlen, Sabots, Tisserands, Weber). In Oberitalien waren ſie vorzüglich unter dem Namen Patarener bekannt, wovon ſich die Veranlaſſung nicht mehr mit Beſtimmtheit angeben läßt.

Obwohl in der langen Zeitfolge ſeit Manes und auf dem weiten Wege, welchen ſeine Irrmeinungen bis in den Weſten von Europa zu durchlaufen hatten, und durch den Einfluß der herrſchenden Kirche, welcher ſie ſich gegenüberſtellten, ihre Lehre manchen Zuwachs oder manche Umgeſtaltung erleiden mußte, ſo läßt ſich doch in deren oberſten Sätzen der manichäiſche Urſprung, und jene Gnoſis, welche Heidniſches in chriſtlicher Hülle mit geoffenbarter Lehre verſchmelzen wollte, nicht verkennen. Zwar zerfielen ſie, wie dieß ein unvermeidliches Schickſal der meiſten Secten iſt, in viele Abarten, je nachdem in verſchiedenen Ländern oder Ortſchaften einzelne Meiſter der gemeinſamen Lehre Beſonderes beifügen zu können wähnten, was andern unbekannt blieb, oder von ihnen verworfen wurde. Eigentlich bezeichnet jene Antwort, welche ein von dieſer Secte wieder zu der Kirche Zurückgetretener einſt dem Erzbiſchof Arnold von Köln gab: „Alles, was die Kirche glaubt und thut, halten ſie für falſch und grundlos", den Geiſt ihrer Lehre und ihres Beſtrebens am beſten; und der damals regierende Papſt Innocenz III. that ihnen demnach kein Unrecht, wenn er ſie als den Chriſten gerade zuwider erklärte.

Das hatten alle Abſtufungen dieſer Irrgläubigen gemein, daß ſie der ſichtbaren Welt einen andern Urheber zuſchrieben, als der unſichtbaren, und nur darin ſich ſchieden, daß die einen glaubten, Gott habe neben dieſer auch die Materie erſchaffen; wiewohl es wieder ſolche gab, die deren Ewigkeit annahmen, indem ſie das Schaffen auf das Geſtalten beſchränkten. Schöpfer oder bloß Bildner alles Körperlichen ſei der böſe Geiſt. Der Dualismus führte überhaupt zu manchen abenteuerlichen Behauptungen, z. B. es gebe einen oberſten Gott, dieſer habe zwei Söhne, Chriſtum und den Teufel. — Bei dieſer Meinung von dem Urſprung der Körperwelt enthielten ſie ſich des Genuſſes aller thieriſchen Stoffe auch deßwegen, weil die Thiere aus unreiner Vermiſchung hervorgegangen; hievon ſollten einzig die Fiſche eine Ausnahme machen, während doch die alten Manichäer vor den Fiſchen den größten Abſcheu hatten. Aus gleichem Grunde verwarfen die Strengern unter ihnen die Ehe, als eine nur anders geſtaltete Hurerei; andere geſtatteten ſolche, aber blos mit einer Jungfrau, und nach Erzeugung des erſten Kindes müßten die Eheleute einander verlaſſen. Die Leichtfertigen hingegen ſollen der Fleiſchesluſt gefröhnt haben, ohne irgend welchen Abſcheu, ſelbſt in empörender Verirrung, z. B. der Sohn mit der Mutter; habe ja doch, ſagten ſie, der Menſch

ſeinen Urſprung nicht aus Gott, ſondern aus der Sünde. Der böſe Geiſt habe den Menſchen erſchaffen, aber dreißig Jahre lang ihn müſſen liegen laſſen, ohne ihm eine Seele geben zu können. Da ſei es ihm gelungen, zwei Geiſter vom Throne des Allmächtigen zu verlocken, die der Höchſte zur Strafe in jene Körper gebannt habe. Alle Seelen ſeien gefallene Geiſter, welche nach einer Wanderung durch verſchiedene Körper zu ihrer urſprünglichen Reinheit ſich läutern müßten. Dieß könne einzig durch gute Werke geſchehen, ſolches aber nur bei ihnen erlernt werden. Läſſige Sünden gebe es keine, alle ſeien gleich todeswerth, ihre Strafe jedoch beſchränke ſich auf dieſe Welt. Sie glaubten weder ein Fegfeuer, noch eine Auferſtehung; wie das Holz falle, ſo liege es, gegen Süd oder Nord; denn Fleiſch und Blut könnten nie das Reich Gottes beſitzen, und der Körper ſei bloß Werkzeug der Seele. Der Leichnam der Menſchen könne daher ohne Rückſicht auf Tugendwandel in der Kirche begraben, oder in die Erde geſcharrt werden, wo man wolle. Darum helfe auch keine Fürbitte für die Verſtorbenen. Einige mögen noch weiter gegangen ſeyn und gegen Unſterblichkeit und alles, was wir mit unſern Augen nicht ſehen können, Zweifel erhoben haben. Aus dem Vorherwiſſen Gottes folgerten mehrere eine unausweichliche Nothwendigkeit aller Begegniſſe und ſtritten nicht nur den Menſchen, ſondern Gott ſelbſt den freien Willen, wenigſtens die Kenntniß des Böſen und die Möglichkeit es zu verhindern, ab.

Im neuen Teſtamente waren ſie ziemlich bewandert und wußten durch Ausſprüche desſelben, für welche ſie aber eine eigene Auslegungsart hatten, ebenſowohl ihre Meinungen zu unterſtützen, als die Lehren der Kirche zu bekämpfen. Von dem alten Teſtament nahm eine Partei mehrere Bücher an, andere hingegen legten dem Ganzen gar keinen Werth bei; denn es ſtehe mit dem Neuen in Widerſpruch, lehre einen veränderlichen, unwahrhaftigen, grauſamen, nicht einen reinen Gott. So wären auch ſeine Verfaſſer nicht rein; der Teufel ſei deſſen Urheber, die Erzväter und Propheten ſeine Diener, Moſes ein Magier geweſen. Ebenſowenig hätte in Johannes dem Täufer ein guter Geiſt gewohnt, ſonſt würde er nicht durch die Botſchaft zweier Jünger Zweifel an Chriſto haben äußern laſſen, was immer verdammlich und todbringend ſei. Chriſtus habe nur einen ſcheinbaren Körper gehabt, und Maria, welche ſeine Mutter genannt werde, ſei ein Erzengel geweſen. Nicht er, ſondern ein Dämon, dem er ſeine Geſtalt geliehen, habe am Kreuze gelitten, ſei geſtorben; der wahre Chriſtus weder Menſch geworden, noch ſichtbar geweſen. Dann gab es auch Solche, welche alle Nachrichten der Evangelien über Chriſtum für wahr hielten, aber behaupteten, alles dieß ſei in einer andern Welt geſchehen, in welcher auch die Bibel geſchrieben worden. Diejenigen endlich, welche einen wahren Körper Chriſti auf Erden annahmen, behaupteten doch, er habe denſelben bei ſeiner Himmelfahrt abgelegt und der Verweſung überlaſſen. Auch hätten weder er noch die Apoſtel Wunder gethan; alles dieß ſei bildlich zu verſtehen, z. B. die Auferweckung des Lazarus nichts anderes als die Bekehrung desſelben zum chriſtlichen Glauben.

Sie verwarfen alle Sacramente. Das Brod des Abendmahls ſei Brod wie

anderes. Es gebe keine Verwandlung; denn entweder müßte der Leib Christi alltäglich wachſen, oder wenn er ſo groß als ein Berg geweſen wäre, ſo müſſe er ſchon längſt aufgezehrt ſeyn. Bei Einſetzung des Abendmahles habe Christus wirkliches Brod dargereicht, und bei den Worten: „Das iſt mein Leib", ſeinen Körper berührt. Daher ſie auch unter des Herrn Leib ſich ſelbſt, oder das Eſſen und Trinken desſelben nur von Anhörung ſeines Wortes verſtanden. Auch ſage Gott: „Ich will Barmherzigkeit und nicht Opfer", alſo kein katholiſches Altaropfer. Und wo denn Christi genoſſener Leib hinkomme? Ebenſo ſei die Taufe und jedes Sacrament nichts anderes als des Teufels Fallſtrick. An Kindern zumal nütze die Taufe nichts; denn ſie könnten keinen Glauben, weil keine Kenntniß haben, und der Glaube der Eltern komme ihnen nicht zu gut. Es heiße zwar wohl, Christus habe mit Waſſer getauft; hierunter ſei aber nichts anderes zu verſtehen, als die Predigt des Evangeliums. Wenn Gott allenthalben ſei, ſo werde er in dem einſamen Gemach beſſer angerufen als in der Kirche. Von den Gebeten derſelben ſprachen ſie verächtlich und warfen ihr vor, das Gebet des Herrn zu verderben, weil der Schluß ausgelaſſen werde, und der Prieſter die Worte: „erlöſe uns von dem Uebel," nicht ſelbſt ſpreche. Die echte Prieſterweihe werde nur bei ihnen gegeben; andere Prieſter könnten als ſelbſt befleckt, niemand reinigen, als ſelbſt verflucht, niemand ſegnen. Die wahre Kirche finde ſich einzig bei ihnen: hier ſeien die Gerechten, Keuſchen, Wahrhaftigen; in der katholiſchen Kirche nur Ehebrecher, Geizhälſe, Herrſchſüchtige, reißende Wölfe; wer ihr ſich anſchließe, gerathe in das Verderben. Sie ſei eine Räuberhöhle, die apokalyptiſche Hure, verdiene den Namen einer Kirche nicht; denn ſie liebe Reichthum und Pracht, habe Mönchsorden, dergleichen Christus keine gewollt; nicht Er ſei ihr Stifter, ſondern Papſt Sylveſter. Vermuthlich erkannten ſie Christum als den alleinigen, unſichtbaren Biſchof der Kirche.

Sie meinten, man ſolle weder das Kreuzzeichen machen, noch dasſelbe tragen oder aufſtellen. Die Kreuzigung ſei ſowohl für Christum als für die Menſchen eine Schmach und das Sinnbild derſelben das Mal des Thieres, wovon es in der Offenbarung heiße: wer es nicht anbete, der werde getödtet werden; deßwegen auch würden ſie verfolgt. Bilder verwarfen ſie gänzlich; die Glocken nannten ſie des Teufels Trompeten. Altäre, Gewänder, Kirchengeräthe, das geweihte Oel, die Tonſur der Geiſtlichen, die Dornenkrone des Erlöſers, die Wallfahrten verwarfen ſie gänzlich; und freiwillige Gaben und Zehnten wollten ſie überall nicht geben; der Geiſtlichen bedürfe man eigentlich nicht. In eines Menſchen Befugniß ſtehe weder einen andern am Leben zu ſtrafen, noch von der Kirche auszuſchließen; durch jenes greife der Menſch Gott ins Amt, welcher ſich die Rache vorbehalten habe. Jeder Eidſchwur ſei etwas Böſes, zumal auf die Evangelien und Reliquien; worin ſie die Lehre der Kirche verdrehten, als welche nie bei Evangelien und Reliquien zu ſchwören gebot, ſondern nur durch Berührung derſelben zu größerer Ehrfurcht erheben wollte.

Da man ſich in jenen Zeiten keine Secte ohne ein Oberhaupt denken konnte,

ſo hielt man dafür, es wohne in einem verborgenen Winkel Bulgariens eine Art Papſt, welchem ſie in Glaubensſachen gehorchten. Kaum dürfte dieß etwas mehr als eine Vermuthung ſeyn. Wenn aber auch ein ſolcher wirklich beſtand, ſo konnte derſelbe kaum eine andere Einheit der Lehre erhalten, als diejenige der Feindſchaft gegen die Kirche. Denn die Menge Unterabtheilungen, in welche die Katharer zerfielen, und die Verſchiedenheit ihrer Meinungen über die wichtigſten Lehren ſprachen klar genug dagegen; wie überhaupt die Anerkennung einer Autorität in Glaubensſachen nicht im Geiſte dieſer Irrlehre gelegen zu haben ſcheint.

Sie hatten eine Geheimlehre, welche nur gewiſſen Auserkorenen mitgetheilt wurde; hienach ſchieden ſie ſich, gleich den alten Manichäern, in Vollkommene und Glaubende; und es ſcheint aus allem, daß ein Uebergetretener, erſt nachdem man ſich durch lange Beobachtung ſeiner verſichert hatte, von dem Stande der letztern zum Eintritt unter die erſtern tüchtig befunden wurde. Der Aufnahme in ihre Gemeinſchaft mußte die Losſagung von der Kirche vorangehen (denn, wer ihnen nicht beipflichtete, war von ihnen aus verdammt), worauf bei brennenden Lichtern der Uebertretende in ſchwarzem Kleid in den um den Vorſteher ſich ſchließenden Kreis der Brüder eingeführt wurde. Ihre Haupthandlung, welche die Rolle der Taufe und zugleich der Losſprechung von Sünden vertrat, war das Händeauflegen, Tröſtung (consolamentum) genannt. Sie hielten dieſelbe zur Seligkeit unentbehrlich; doch nicht daß die Hand (als Fleiſch unreinen Urſprungs), ſondern das dabei verrichtete Gebet die Reinigung bewirkte. Jeder, ohne Unterſchied des Alters, konnte ihrer theilhaftig werden. Galt es dadurch die Freiſprechung von Sünden, ſogar von Todſünden, ſo wuſch ſich der Vorſteher die Hände, legte dem Auszuſöhnenden das Neue Teſtament aufs Haupt, ſprach ſiebenmal das Gebet des Herrn und den Anfang des Evangeliums des heil. Johannes und ermahnte ihn, daß er auf die Tröſtung alle ſeine Zuverſicht ſetze. Die Handlung wurde aber für unkräftig gehalten, wenn der Vorſteher ſelbſt einer Todſünde ſchuldig war, daher ſie öfters wiederholt werden mußte. Gewöhnlich ging der Tröſtung eine öffentliche Beichte, doch bloß in allgemeinen Ausdrücken, voran. Alle Vergehungen wurden ohne Unterſchied, ſowohl des Begangenen als des Begehenden, gleich beſtraft. Alltäglich beim Mittags- und Abendtiſch wurde unter Dankſagung das Brod gebrochen unter die Anweſenden ausgetheilt. Das Gebet des Herrn ſagten ſie oft her. Es wurde behauptet, ſie hätten die Todkranken gefragt, ob ſie im Himmel lieber zu den Märtyrern oder zu den Bekennern kommen wollten. Hätten ſie das erſtere erwählt, ſo wären ſie mit einem Tuch erſtickt, im andern Falle durch Entziehung von Speiſe und Trank getödtet worden; was auch geſchehen ſei, wenn einer aus Schwachheit das Vaterunſer nicht mehr habe ſprechen können.

Einſames Gebet, Thränen über Sünden, Reue hatte Bruder Reinerus während ſiebenzehn Jahren, da er in Gemeinſchaft dieſer Irrgläubigen ſich befand, nie wahrgenommen. Almoſen gaben ſie wenig, und da ſie in den Verfolgungen für Geld leicht Hehler, ja nicht ſelten bei Richtern Nachſicht, bei Fürſten Schutz fanden, ſo waren ſie ſehr darauf bedacht Schätze zu ſammeln; nicht immer durch Arbeit, vielfältig durch

Wucher; und weit entfernt Gütergemeinſchaft zu geſtatten, ſollen ſie in Bezug auf Eigenthum großes Gewicht auf das Wörtlein **mein** gelegt haben. Dabei fehlte es denſelben nicht an Sectenſtolz. Bei ihnen, ſagten ſie, finde man die wahren guten Werke, die allein Werth hätten, denn auf den Glauben komme es nicht an. Ihres Faſtens rühmten ſie ſich, als des allein Gott wohlgefälligen, und legten großes Gewicht darauf, nicht allein, daß ſie keinen Eid je ſchwörten, ſondern überhaupt, weil der Menſch ſo leicht irren könne, nie mit Beſtimmtheit etwas als wahr behaupteten. Aber eben damit wurden ſie zweideutig in ihren Reden, doppelſinnig bei ihren Verantwortungen, abſchweifend, wenn ſie Auskunft geben ſollten. Was ſie öffentlich zu begehen ſich ſcheuten, das erlaubten ſie ſich deſto rückhaltloſer im Verborgenen.

In Verbreitung ihrer Lehre zeigten ſie große Thätigkeit und kannten alle geheimen Pfade, um ſich der Gemüther zu bemächtigen. Sie ſchlichen ſich in die Häuſer und in gewandter und einnehmender Rede verſicherten ſie: bei ihnen nur finde man evangeliſche Wahrheit, heitere Gemüthsruhe. Beſonders ſuchten ſie Kranke, ehe ein Prieſter zu ihnen kommen mochte, unter frommem Aeußern mit ihren Meinungen zu umgarnen. Sie ſchrieben die Hauptſätze ihrer Irrlehren auf Zettel, legten dieſe an einſame Stellen, damit etwa Hirten ſie fänden und ihren Geiſtlichen gäben. Es hieß darin, die Schrift wäre im Himmel verfaßt, durch Engel auf Erden gebracht, und ſelbſt ihr Geruch (weil ſie mit Biſam durchwürzt waren) ſollte hiefür zeugen. Dadurch ward hin und wieder ein einfältiger Prieſter bethört; obwohl Beſonnenere erklärten, daß, nach ihrer Art zu ſeyn, nur der Böſe zum Beiſpiel des Böſen werden müßte. Dagegen klagten Eifrigere, daß ſelbſt manche, denen Kenntniß nicht fehle, ihnen gegenüber ſtumm blieben. Wo ſie meinten kecker auftreten zu dürfen, ſuchten ſie Verordnungen der Biſchöfe falſch, ſelbſt zu Unterſtützung ihrer Lehren zu deuten, diejenigen, welche widerlegend gegen ſie ſtehen wollten, zu verdächtigen und bei dem Volk in üblen Ruf zu bringen. Fürchteten ſie aber Gefahr, ſo machten ſie äußerlich alle Gebräuche der Kirche mit, rutſchten fleißig auf den Knieen herum, verſchlangen gierig die Euchariſtie und betheuerten recht angelegentlich, ſie wären gute Chriſten. Sagen von frevelhaften Aeußerungen über die heil. Schrift, von roher Wuth gegen Bilder, ſelbſt gegen jene des Gekreuzigten, ſchändlicher Verunreinigung von Kirchen, Grauſamkeit gegen Prieſter, mußten entweder den Haß gegen ſie entflammen; oder die Verfolgung, die ihnen Sicherheit und Leben entriß, hatte ſo alle Bande gelöst, daß ſie in dergleichen Handlungen nur ein natürliches Vergeltungsrecht zu üben glaubten. Es wird erzählt, bei der Belagerung von Beziers hätten ſie Angeſichts der anrückenden Heerhaufen die heil. Schrift — supermingentes — von den Mauern geſchleudert, mit den Worten: „Hier, ihr Schufte, habt ihr euer Geſetz.“

Ungeachtet ſie durch ſchwere Kriege im ſüdlichen Frankreich unterdrückt wurden, verzweigten ſie ſich doch im erſten Drittheil des dreizehnten Jahrhunderts von Konſtantinopel bis nach Spanien. Sie hatten im Kirchenſtaat ihre Vereine und in mancher Stadt der Lombardei mehr Schulen und eine größere Anzahl

Zuhörer, als die Lehrer der Kirche; ſie lockten das Volk zu öffentlichen Religionsgeſprächen, predigten ungeſcheut und ſchickten, um größere Gewandtheit zu Vertheidigung ihrer Lehre zu erwerben, ſelbſt junge Leute auf die hohe Schule von Paris. Ein ehemaliger Vorſteher derſelben ſchätzte die Zahl aller Vollkommenen auf fünfthalbtauſend beiderlei Geſchlechts, jene aber ihrer Anhänger laſſe ſich gar nicht angeben.

3. Die Mucker.

Der Schauplatz der Muckeriſchen Umtriebe, von welchen vor wenigen Jahren in öffentlichen Blättern faſt allgemein die Rede war, iſt Königsberg in Preußen. Mucken, muckiſch ſeyn, heißt im Munde des gemeinen Mannes dortiger Gegend im Allgemeinen eine verſchloſſene, finſtere, ſtöriſch ſchweigſame Gemüthsart haben. Darnach würde der Ausdruck Mucker in ſeiner ausſchließlichen Beziehung auf gewiſſe der Menge auffällige religiöſe Eigenthümlichkeiten ungefähr ſo viel bedeuten, als der edlere: „die Stillen im Lande.“ So in dem Falle, der uns nun ausführlicher beſchäftigen wird. Mucker nannte man eine in Königsberg beſtehende kleine religiöſe Geſellſchaft, die was ihr durch die verhältnißmäßig geringe Anzahl ihrer Mitglieder an Bedeutung abzugehen ſchien, durch den Rang, die Bildung und theilweiſe auch durch den Reichthum derſelben erſetzte. Der Stifter dieſer Geſellſchaft heißt Johann Heinrich Schönherr.

Dieſer wurde geboren zu Memel den letzten November 1771. Sein Vater, urſprünglich aus der Grafſchaft Lippe ſtammend, war Unteroffizier bei einem Infanterie-Regimente, und ſeine Mutter mit dem Familiennamen Olk, ſtammte aus dem oſtpreußiſchen Städtchen Angerburg. Beiden Eltern, zumal dem Vater, wird ein hohes Maaß von Frömmigkeit nachgerühmt. Doch unbemittelt, wie ſie waren, konnten ſie auf die Erziehung der Kinder nicht viel wenden. Heinrich — ſo nannten ſie unſern Sectenſtifter — beſuchte daher die Elementarſchule zu Angerburg, um hier die zum Kaufmannsſtande, für welchen ſein Vater ihn beſtimmt hatte, nöthigen Vorkenntniſſe ſich zu erwerben. Im fünfzehnten Lebensjahre (1786) ward er der Schule entnommen und nach Königsberg gebracht, wo er bei einem mit ſeinem Vater befreundeten Kaufmanne deſſen Geſchäft erlernen ſollte. Freudig ging der junge Mann nach der Hauptſtadt der Provinz; aber nicht die ihm vom Vater geſetzte Beſtimmung zog ihn dorthin, ſondern ein geiſtiges Bedürfniß, für welches er in ſeinen häuslichen Verhältniſſen keine Befriedigung fand. Zwar war er durch das Leben im väterlichen Hauſe mit der Bibel vertraut und mit der tiefſten Verehrung gegen ſie erfüllt worden; aber in dem zum Forſchen und Sinnen geneigten Knaben waren, vielleicht eben durch ungeregeltes Bibelleſen, offenbar ſchon Fragen erwacht, auf die ihm weder ſeine Schule noch ſeine Bibel Antwort ertheilte. So eilt er nach Königsberg. Hier fallen ihm Bücher in die Hände, in dem Geiſte der Aufklärung geſchrieben, wie er die Theologie vom Jahre 1780 an durchdrang. Durch dieſe Lectüre ward dem Jünglinge die Gewißheit ſeines Glaubens und die

Ruhe des Gemüthes wankend gemacht. Gründlichere Studien, glaubte er, würden beides ihm wiedergeben und die Zweifel zerſtreuen. Da es nun von jeher ſein Wunſch geweſen war, als Religionslehrer unter ſeinen Mitbrüdern auftreten zu können, ſo reifte in ihm der Entſchluß, Theologie zu ſtudiren. Und er weiß auch Mittel und Wege ausfindig zu machen, die ihn zum Ziele führten. Gründliche Schulbildung freilich gewann er nicht mehr; aber es gelang ihm doch, die Univerſität beziehen zu können. Er widmete ſich zunächſt der Philoſophie. Doch weit mehr als das Studium derſelben beſchäftigte ſeinen unruhigen Geiſt jenes Grübeln über große Probleme, welches der Sectirerei faſt immer vorausgeht. Das Problem, deſſen Löſung er nun, nachdem ſein Glaube in den Gewäſſern des Rationalismus Schiffbruch gelitten hatte, durch ein Bedürfniß ſeines Herzens getrieben, ſuchte, war „die Unſterblichkeit und ewige Beſtimmung des Menſchen.“ Um hierüber zur Gewißheit zu kommen, glaubte er wiſſen zu müſſen, woraus und wie Körper und Seele gebildet, wie ſie beſchaffen wären, und wie ſie auf einander wirkten. Das nun aber waren Fragen, auf die er in der Schule des Philoſophen, den er hörte — des berühmten Kant — nimmer eine ihm befriedigende Antwort erhalten haben würde. Auf dieſe Weiſe die Philoſophie als eine unkundige, die Offenbarung als eine unverſtändliche Lehrerin erkennend, und dieſer mißtrauend, jene verachtend, glaubte er, daß es am beſten gethan ſeyn würde, wenn er zu ſeinem eigenen Ich, als dem letzten Rettungsmittel, griff und ſeine eigenen Schritte wagte.

Einſtweilen jedoch begab er ſich um Michaeli 1792 auf Reiſen, „um, wie er ſelbſt ſagt, an mehreren Orten, wie ſich nun eben Gelegenheit böte, beſonders auf auswärtigen hohen Schulen, Männer kennen zu lernen, die in ihren Vorträgen, wenn gleich nicht eben Neues vorbrächten, doch das Bekannte in neue Formen kleideten, durch wiſſenſchaftliche Methode ſich empföhlen und Veranlaſſung gäben, zu löſen und zu verbinden, Sätze durch ihr Widerſprechendes zu prüfen, Widerſprüche auszugleichen.“ Wenn ſich in dieſer Aeußerung eine große Verachtung gegen poſitives Wiſſen und Lernen von Anderen und durch Andere wiederum ausſpricht, zu welcher der junge Mann gar keinen Grund hatte, ſo liegt die Vermuthung nahe, daß der Keim zu dem Wahne, als ob er von Gott zu großen Dingen beſtimmt ſei, und zu der hieraus entſpringenden Verwechslung ſeiner ſubjectiven Meinungen mit göttlichen Eingebungen, ſchon damals in der Seele Schönherr's ſeine allererſte Entwicklung begonnen habe.

Schönherr reiſte nun zunächſt nach Greifswald und Roſtock, konnte ſich hier jedoch nicht lange aufhalten, weil ihm die Mittel zu ſeinem Lebensunterhalte mangelten. Er wendete ſich dann über Lübeck, Hamburg und Hanover, nach Lemgo zu Verwandten, welche ihn mit Geld unterſtützten, ſo daß er ſich zu Ende Novembers deſſelben Jahrs nach Rinteln begeben konnte, wo er bis Oſtern 1793 verweilte. Der Aufenthalt in dieſer Stadt bildet nun eine Epoche im Leben Schönherrs. Er bekennt ſelbſt, daß er hier „nach manchen belehrenden Unterredungen über die Principe der Dinge, ſie in der Offenbarung entdeckt habe; ſelbſt das Verſtändniß der Dreieinigkeit ſei ihm dort aufgegangen, und daß die Welt ein Bau

ſei, der zur Vollkommenheit führt.“ Aber nicht die Offenbarung ſelbſt war es zunächſt, was ihm dieſe höheren Aufſchlüſſe gab, ſondern an die Natur hatte er ſich gewendet, von ihr vornehmlich eine Antwort auf die ihn beſchäftigenden Fragen nach dem Weſen und der Entſtehung der Dinge hoffend. Und was er ſuchte, fand er, oder glaubte er doch zu finden. Die Betrachtung der Art und Weiſe, wie ſich die Pflanze bildet und entwickelt, dünkte ihm ein hinreichend deutlicher Fingerzeig auf das Grundgeſetz des Werdens aller Dinge überhaupt zu ſeyn und führte ihn zur Annahme zweier Principe, durch die und aus welchen Alles entſprungen ſei. Einſt, erzählt er ſelbſt, habe er an einem mit Waſſer gefüllten Graben geſeſſen und die in demſelben wachſenden Pflanzen betrachtet. Da ſei die Frage in ihm erwacht, „wie ſie werden möchten?“ Und hierauf ertönte in ſeinem Innern die Antwort: „Waſſer iſts!“ „Wie es iſt, ſo iſt’s geworden!“ Ich wollte Gegengründe aufſuchen, erzählt er, und fand keine. Regen, Thau, jede Feuchtigkeit, deren die Pflanzen bedürfen, jeder Sprößling, der, je jünger, deſto ſaftreicher, — Alles war Beſtätigung. So meinte er nun den Grundſtoff gefunden zu haben. Aber es entſtand weiter die Frage, wie aus dem Flüſſigen und Feuchten das Feſte entſtehen könne. Auch dieß ward ihm bald gezeigt. „Ich vermuthete es nicht, daß, weil ich es nicht gleich in dem Waſſer ſichtbar wahrnahm, ſondern unſichtbar glaubte, nur ahnete, es nur ſo bald ſich entdecken würde. Der Geruch der mit Thau getränkten Pflanzen, eines Morgens mir friſcher entgegenduftend denn ſonſt, gab mir die erſte Muthmaßung. Ich fragte nämlich: Was treibt dieſen Geruch aus den Pflanzen aus? Mein Blick erhob ſich zur Sonne; die Antwort war: Nur Wärme, Feuer, Licht, Sonnenſtrahl! Wärme entbindet ſich aus dem Feuer oder Licht. Licht muß bildendes Princip in der Schöpfung ſeyn. Je mehr ich forſchte, je mehr beſtätigte ſich’s. Ein Stoff für die Körper, ein Etwas für den Geiſt, war gefunden. Die Erde ſchien nur aus Waſſer gebildet, die Luft nur ein Gemiſch von Licht und Waſſertheilchen, die beiden Principe leicht erkennbar, da aus Feuchtigkeit durch Wärme alle beinahe nur denkbare Körperbildungen ſichtbar aus ihren Keimen ſich zu entwickeln anfangen und weiter ausgebildet werden.“

Hiermit meinte Schönherr gefunden zu haben, was Viele vergeblich geſucht; und nicht etwa einer natürlichen Gedankenentwicklung, nein, einer höhern göttlichen Fügung glaubte er jene Entdeckungen verdanken zu müſſen. Wir ſehen hier alſo die Entwicklung des pſeudoprophetiſchen Bewußtſeyns in Schönherr um einen Schritt weiter vorgerückt: von der Verachtung des poſitiven Wiſſens und von dem ausſchließlichen Vertrauen auf ſeine eigene Geiſteskraft iſt er nun ſchon dahin gekommen, daß er ſeine Anſichten über metaphyſiſche Gegenſtände auf eine unmittelbare göttliche Cauſalität zurückführt. War dieſe Ueberzeugung in ihm einmal vorhanden, ſo war von ihr zu der Meinung, als habe ſeine Perſon eine beſondere Bedeutung, als ſei auf ihn gerechnet in der Entfaltung des göttlichen Weltplanes, nur ein kleiner Schritt, der ſich von ſelbſt ergab.

Um Oſtern 1793 trat Schönherr ſeine Rückreiſe nach Königsberg an.

Durchdrungen von dem Gefühle, etwas Neues und Großes entdeckt zu haben, angefeuert von der Meinung, daß er nach göttlichem Rathſchluſſe zum Apoſtel und Verkündiger dieſer Offenbarung berufen ſei, verſuchte er ſich ſchon auf dieſer Reiſe in der Ausübung dieſes Berufes. So machte er ſich in einer Hauptſtadt Deutſchlands an einen der beliebteſten dortigen Prediger. Er verſucht ihn erſt auf dem Wege ruhiger Darlegung für ſeine Lehre von den beiden Urweſen zu gewinnen. Als der Mann aber den Gründen für dieſe Lehre unzugänglich bleibt, ſo erhebt Schönherr ſich als Prophet und droht in ſtrafendem Tone mit einem göttlichen Gericht, das noch dieſen Abend hereinbrechen werde, wofern der Mann nicht ſofort ſich von der Wahrheit der ihm dargebotenen Lehre überzeugen wolle. Und derſelbe war wirklich ſchwach genug, einen Augenblick ſich von der Dreiſtigkeit des Strafpredigers überraſchen und in Furcht ſetzen zu laſſen; allein bald beſann er ſich, und ein Gebet zu dem einigen lebendigen Gott gab ihm bald Ruhe und Faſſung wieder. Wenn nicht vielleicht eben dieſer Vorfall, ſo mochte es doch eine ähnliche Anwandlung von Fanatismus bei Verkündigung ſeiner Lehre ſeyn, was ihm in Leipzig eine Einſperrung in das Irrenhaus zuzog. Nur die Drohung, bei dem preußiſchen Miniſterium klagbar werden zu wollen, öffnete ihm die Thüre ſeines Kerkers wieder.

Nach der Rückkehr in das Vaterland lebte Schönherr nun bis zum Jahre 1800 in der Umgegend von Königsberg in verſchiedenen Hauslehrerſtellen. Es war dieß eine Zeit der Ruhe, in der er ſeinen Grübeleien weiter nachging, ohne ihre Ausbreitung zu verſuchen. Der Vorfall in Leipzig mochte ihm eine Warnung geweſen ſeyn. Seit dem genannten Jahre aber ſehen wir ihn in Königsberg. Er vollendete hier auf einſamen Spaziergängen ſein Syſtem und veröffentlichte daſſelbe in zwei kleinen Broſchüren i. J. 1804. Die erſte führte den Titel: Sieg der göttlichen Offenbarung, vorbereitet zum erſtenmale; die zweite ausführlichere: Vom Siege der göttlichen Offenbarung. Der erſte Sieg. Um dieſe Zeit begann er zuerſt einen Kreis von Zuhörern und dann von Schülern um ſich her zu ſammeln.

So ſah denn Schönherr die Verwirklichung ſeiner Hoffnungen und Beſtrebungen beginnen. Nicht mehr allein ſtand er da, ein einſamer, dem tauben Geſteine predigender, Prophet, ſondern Schüler ſaßen zu ſeinen Füßen, die es über ſich vermocht oder die er dahin gebracht hatte, ſich ſeinen verworrenen Speculationen hinzugeben. Denn es iſt nach dem, was über Schönherr's Perſönlichkeit bekannt geworden iſt, keinem Zweifel unterworfen, daß es vielmehr die Macht dieſer als die Macht ſeiner Lehre war, wodurch er ſich bei Gemüthern von reger Einbildungskraft und einiger Hinneigung zum Romantiſchen Eingang verſchaffte. Schon ſein Aeußeres verkündigte den Propheten, nämlich den beabſichtigten Eindruck des Außergewöhnlichen. Schönherr war von hohem und ſchlanken Wuchſe, ohne gerade groß oder mager genannt werden zu können. Sein Geſicht trug das Gepräge der Würde. Aber der lange, ſehr ſauber gehaltene, bis an den Gürtel reichende Bart, das auf den Rücken hinabwallende gelockte Haupthaar, der den

Kopf bedeckende breitrandige Hut, ſo wie der orientaliſche Schnitt des dunkeln bis auf die Knöchel hinabfließenden Gewandes: Alles dieß gab der ganzen Erſcheinung des Mannes den Anſtrich des Phantaſtiſchen, Ueberſpannten, um nicht zu ſagen, Theatraliſchen, welcher den würdevollen Eindruck des Antlitzes bedeutend ſchwächte.

Es war nicht ſchwer, in ſein Haus und ſeine Nähe zu kommen. Zu den Vorträgen, die er hielt, ward niemanden, der ihn begehrte, der Zutritt verwehrt. Zweimal in der Woche fanden Verſammlungen ſtatt. Die Abendſtunden der Mittwoche waren der Theorie, die des Sonntags der Erbauung geweiht. An der Mittwoche hielt Schönherr ſeine Vorträge über ſein Syſtem, das er nicht bloß durch philoſophiſche und naturhiſtoriſche Erörterungen, ſondern auch durch Zeichnungen an der Tafel, erläuterte. Die Form dieſer Vorträge geſtattete auch die gegenſeitige Beſprechung. Der Geſang eines geiſtlichen Liedes machte den Schluß. Am Sonntage erſchienen auch Frauen in den Verſammlungen, und die Vorträge waren demgemäß und der Bedeutung des Tages zufolge auf Anregung und Nährung der Frömmigkeit gerichtet. Gleichwohl gehörte einige Ueberwindung dazu, wenn man an dieſen Verſammlungen Theil nehmen wollte. Sie begannen erſt Abends um neun Uhr und dehnten ſich meiſtentheils über die Mitternachtsſtunde bis an den Morgen hin aus; vor Mitternacht aber entließ der Meiſter ſeine Zuhörer nie. Für dieſe ſeine Vorträge gab ihm nun nicht bloß ſein Syſtem, ſondern auch Alles, was ſich Intereſſantes in der wiſſenſchaftlichen und politiſchen Welt zutrug, den Stoff. Er nahm an dieſen Vorgängen regen Antheil und ſetzte ſie mit ſeinen Grundideen in Verbindung. Beſonders waren es die durch Napoleon verurſachten gewaltigen politiſchen Bewegungen, welche eine wichtige Stelle im Zuſammenhange der religiöſen Vorſtellungen Schönherr's einnahmen; denn er ſah in ihm den Antichriſten der Offenbarung, deſſen Erſcheinen den Eintritt der letzten Weltperiode vorbereitete.

Im Jahre 1817 trat Schönherr eine zweite Reiſe nach Deutſchland an, wo er ſein Syſtem mehreren Univerſitätslehrern antrug. Allein der Erfolg entſprach ſeinen Erwartungen nicht im Mindeſten, ja er mußte ſogar einige Zeit nach ſeiner Rückkehr es erleben, daß ſein bedeutendſter Schüler nach längerer Spannung endlich i. J. 1819 ihm den Gehorſam aufſagte und ſein eigenes Prophetengeſchäft anfing. Der Muth des Meiſters blieb ungebrochen. So viel jedoch ſah er ein, in Königsberg ſei für ſeine Saat kein eigentlich günſtiger Boden. Er begab ſich daher 1823 nach Petersburg zu ſeinem Bruder, einem Schloſſermeiſter. Auch hier wollten ſeine Offenbarungen ſo wenig ſich einen Sieg verſchaffen, daß der arme Mann in eine ähnliche Verlegenheit kam, wie vor 30 Jahren am Anfange ſeiner prophetiſchen Laufbahn in Leipzig: man wollte ihn in's Irrenhaus ſchicken. Endlich machte er im Jahre 1824 noch eine Reiſe nach Berlin, die aber eben ſo erfolglos blieb, wie ſeine früheren Reiſen. Zurückgekehrt fand er, daß von ſeinen früheren Freunden einer nach dem andern von ihm ſich zurückzog. Da ſeine Unternehmungen nun auf dem Gebiete der Religion fehl ſchlugen, ſo verſuchte er ſich im Fache der Mechanik. Er wollte eine Maſchine bauen, die ohne Dampf ſich

ſelbſt bewegte; ein Schiff ſollte zu Stande gebracht werden, welches ohne Segel gegen Wind und Strom ſeinen Lauf ungehemmt fortzuſetzen vermöchte und dabei zugleich noch durch die Maſchinerie Getreide zu Mehl verarbeitete. Freilich beſaß er weder in der Mechanik noch in der Schiffsbaukunde irgend eine Kenntniß; allein was that's? Der Geiſt, der ihn über den Bau der Welt und aller Weſen aus Waſſer und Feuer wunderbar erleuchtet hatte, ſollte der ihn nicht auch über den Bau eines dagegen ſo geringfügigen Kunſtwerkes erleuchten? Die Freunde erfuhren erſt dann etwas von dieſem widerſinnigen Unternehmen, zu welchem ſie übrigens das Geld hergeben mußten, als ſie die zum Bau nöthigen Eichen vor Schönherr's Hauſe liegen ſahen und ſich Belehrung darüber erbaten. Das Thörichte und Richtige des ganzen Planes einſehend, machten ſie ihm Vorſtellungen gegen die Ausführung desſelben. Schönherr wies auf die Zukunft hin und forderte demüthigen Glauben an ſeine Unfehlbarkeit. Sie baten, wenigſtens doch erſt ein Modell zuſammenzuſetzen und an dieſem die ihnen ſo zweifelhafte Kraft des Mechanismus zu verſuchen. Schönherr ſchien nachgeben zu wollen: allein kaum war das Modell begonnen, ſo ward es auch gleich wieder auf die Seite geſchoben, mit der triftigen Bemerkung: ein ſolches Verfahren ſei wider den Glauben, er müſſe mit ſeinem Bauunternehmen gleich im Großen vorgehen. So ward der unglückliche „Schwan" denn gleich im Großen wirklich gebaut. Allein es geſchah, was vorauszuſehen war und was die Bauverſtändigen dem falſchen Propheten vorausgeſagt hatten. Als der ein Schiff vorſtellen ſollende viereckige Kaſten ohne Maſten und Segel, wider alle Regeln des Verſtandes gebaut, in das Waſſer kam, ſchlug er um und ging unter. Sollte man nicht glauben, nun hätte dem Unglücklichen die Binde von den Augen fallen und ſein Hochmuth gebrochen werden müſſen? Aber nein, nicht in ſich ſelbſt fand er die Schuld, wenigſtens geſtand er dieß nicht ein, ſondern ſeine ungläubigen Freunde ſollten ſie tragen. Um ihres Unglaubens willen, ſagte er, habe dieſes Unternehmen mißlingen müſſen. Nichts deſto weniger behauptete er, er ſei einen Schritt vorwärts gekommen. Und er war es wirklich, aber nicht in der Erleuchtung, ſondern in der beklagenswertheſten Verblendung, um nicht zu ſagen, Verſtockung. Was bisher bloß ſchwärmeriſcher Dünkel geweſen war, wurde jetzt zur fixen Idee, die ihn bis an ſein Ende nicht verließ, welches ohne Zweifel durch den kläglichen Ausgang des Schiffbauunternehmens und deſſen weitere Folgen beſchleunigt wurde.

Wem unter Schönherr's Anhängern bisher die Augen noch nicht aufgegangen waren, der mußte wohl jetzt erkennen, daß es mit dieſem Prophetenthum nichts ſei. Das Geld, das ſie zu dem Schiffbau vorgeſtreckt hatten, war verloren, und das mag bei manchem auch nicht wenig zur Enttäuſchung beigetragen haben. So zogen ſich denn die letzten Freunde zurück, und Schönherr blieb, von einer treuen Magd gepflegt, fortan allein. Wie ſein Hochmuth ſich auch dagegen ſträuben mochte, dennoch konnte er den erwachenden Gewiſſensbiſſen, daß er ſich und andere getäuſcht habe, nicht entgehen. Seine Kraft war leiblich wie geiſtig gebrochen; die Auszehrung warf ihn auf's Krankenlager. Hier beſuchte ihn einer

ſeiner früheren Anhänger, Olshauſen, noch kurz vor ſeinem Tode, um ſeine Bedürfniſſe kennen zu lernen und denſelben abzuhelfen. Er fand ihn, der ſonſt in anſtändiger Bequemlichkeit gelebt, jetzt in einem ärmlichen Dachſtübchen, in welchem an den heißen Sommertagen eine ſtickende Hitze war. „Der Kranke,“ ſagt Olshauſen, „ſaß faſt ganz entkleidet, in weißem Hemde auf einem Lehnſtuhl; ſein ſchwarzer langer Bart floß auf den Gürtel nieder, und ſein Haupt war auf die Bruſt herabgeſunken. Anfangs blickte er mich matt und müde an; als er mich aber erkannte, hob ſich ſein Haupt, das erloſchene Auge bekam ſein altes Feuer wieder und er begann ſeine Lehre von den zwei Urweſen mir vorzutragen, mit der Behauptung, daß dieſelbe doch Wahrheit ſei und ſich mehr und mehr als ſolche geltend machen werde.“ Olshauſen verſichert indeß, ſeinen Vortrag mit der Bitte unterbrochen zu haben, der Arme möge in ſeinem Zuſtande ſeinen Geiſt lieber auf wichtigere Dinge richten und an das Heil ſeiner Seele denken.

Beim Herannahen des Spätſommers ließ Schönherr, um in der reineren Landluft einige Erleichterung und Stärkung zu finden, ſich nach Juditten, einem anmuthig gelegenen Dorfe in der Nähe Königsbergs, bringen, wo er auch endete. Einige ſeiner Anhänger, die ihren alten Freund doch nicht ganz verlaſſen hatten und ihm aus ihren Mitteln darreichten, was er noch bedurfte, waren in den letzten Tagen, und auch an ſeinem Sterbetage, den 15. October 1826, bei ihm. Auch als er ſchon den Tod in ſeinen Gebeinen fühlte, hielt er an ſeinem Wahne feſt; denn bis zum letzten Athemzuge hoffte er, nicht entkleidet, ſondern überkleidet, alſo der Bitterkeit des leiblichen Todes überhoben zu werden. Als der letzte Augenblick erſchien, rief einer jener Freunde dem Sterbenden zu: „Sei getroſt, es wird Alles neu werden!“ — „Ja, Alles neu werden!“ entgegnete der Scheidende mit brechender Stimme, und bald darauf war ſeine Seele entflohen.

So kläglich endete der Mann, welcher in der Einbildung gelebt hatte, er werde mit ſeinem Syſtem die Welt bewegen. Welcher Art dieſes Syſtem geweſen, darüber gibt die Quelle, aus welcher wir ſchöpfen, ausführlichen Bericht. Wir beſchränken uns darauf hervorzuheben, worauf es unſerm Theoſophen eigentlich ankam. Der Haupt- und Grundſatz in Schönherr's Syſtem war, daß es von Ewigkeit her zwei unerſchaffene, von einander unabhängige, ſelbſtſtändige und ſubſtantiell verſchiedene Weſen gebe. Die Natur des einen iſt Feuer oder Licht, die des andern wird als Waſſer bezeichnet und als Finſterniß. Dieſe beiden Urweſen ſind aber nicht etwa überſinnlicher, ſondern materieller Art: denn ſie nehmen einen Raum ein, befinden ſich im Raume und ſind begränzt. Wiewohl nun materiell und körperlich ausgedehnt, alſo auch theilbar, ſo ſollen dieſe Urweſen doch als einfach und geiſtig gedacht werden. Als geiſtigen Weſen kömmt ihnen denn auch Bewußtſeyn zu.

Was nun zwiſchen dieſen beiden Urweſen ſich begeben in der vorweltlichen Zeit, wie ſie ſich ſuchten und fanden, wie es zur Schöpfung kam, kurz wie Alles geworden, iſt und ſeyn wird: das weiß Schönherr zu erzählen, als hätte er ſelbſt im Rathe der Elohim geſeſſen. Und gerade dieſer geſchichtliche Charakter ſeines

an ſich corrupten Syſtems ſcheint es geweſen zu ſeyn, was ſeine Zuhörer feſſelte; denn der erſte Gegenſtand philoſophiſcher Neugierde iſt immer die Geſchichte des Werdens, die Schöpfung. Dazu kam, daß er trotz ſeiner zwei Urweſen den chriſtlichen Monotheismus aufrecht zu halten vorgab. Denn „obwohl beiden Urweſen die Eigenſchaften der Ewigkeit, Selbſtweſenheit und Geiſtigkeit zukommen, ſo iſt doch nur das Lichturweſen Gott, indem es vermöge der größern Kraft und Energie für das Weſen der Finſterniß das beſtimmende Princip iſt.“ Durch den abſichtslos, daher zufällig, erfolgten Zuſammenſtoß ihrer Subſtanzen zum gegenſtändlichen Bewußtſeyn gelangt, geſtaltet ſich das in ihnen von Ewigkeit vorhandene inſtinktmäßige Verlangen als Zeugungs- und Schöpfungsluſt, deren voller Befriedigung ſie ſich nun hingeben, dabei ihre Kräfte immer weiter entfaltend und immer höher ſteigernd. Hierbei und hierdurch kommen ſie, wie einerſeits zu immer klarerem und umfaſſenderem Bewußtſeyn, ſo andrerſeits zu immer reicherem und wonnigerem Gefühle ihres in der Mannigfaltigkeit der himmliſchen und vorzüglich der irdiſchen Bildungen ſich ausprägenden Daſeyns. Im höchſten Grade gefaßt beſteht dieſe Seligkeit für das erſte Urweſen (Licht-Eloah) in der Alleinherrſchaft und der völligen Ueberwindung jeder Selbſtſtändigkeit im zweiten, für dieſes aber in williger und gänzlicher Hingabe und Unterordnung unter das Lichturweſen und ſeinen Willen. Die erſte Weltperiode hatte dieſen Entwicklungsproceß der beiden Urweſen bis auf den Punkt geführt, wo nun durch die völlige Unterwerfung des finſtern Urweſens für den Licht-Eloah die Möglichkeit ſeiner höchſten Selbſtverwirklichung in unumſchränkter Herrſchaft ſeines eigenen Willens eintrat. Die zweite Weltperiode hat nun eben die Aufgabe, dieſe Alleinherrſchaft des Licht-Eloah zu einer wirklichen zu machen. Der eigenthümliche Charakter dieſer Weltperiode iſt alſo, als Reich des Licht-Eloah betrachtet werden zu müſſen. Nach dem Grundgeſetze der Urweſen kann dieſe Herrſchaft des Licht-Eloah aber nur ſtufenweiſe fortſchreiten. Die drei Hauptmomente ſind hier die Begründung, Wiederherſtellung und Vollendung, durch welche das Reich des Licht-Eloah in einem Zeitraume von ſieben Jahrtauſenden hindurch ſchreitet. Die erſte Stufe wird von Schönherr als Reich des Vaters, die zweite als Reich des Sohnes und die dritte als Reich des heil. Geiſtes bezeichnet. Das Reich der Vollendung wird die Erfüllung der Weiſſagung vom tauſendjährigen Reiche ſeyn, in welchem Reiche ſich die Herrſchaft Jehovah's durch Erhebung zur Oberherrſchaft über das zweite Urweſen im Menſchen und durch ihn dann im Univerſum vollenden wird.

Dieſe Lehre nun, die nichts als ein moderner Gnoſticismus iſt, gab die Elemente her zu einer der merkwürdigſten Erſcheinungen im Gebiete des neuern Sectenweſens. Zwar Schönherr ſelbſt war nicht der Mann, eine Partei bleibend zu feſſeln; ſeine Lehre ſtand in einem zu ſchneidenden Contraſte mit der chriſtlichen Wahrheit, wie mit dem geſunden Menſchenverſtande, als daß ſie durch ſich ſelbſt ſich hätte in einem weiteren Kreiſe und auf die Dauer verbreiten können, zum Gebrauche künſtlicher und überwältigender Mittel aber war er zu redlich. Anders geſtaltete ſich die Sache, als einer ſeiner Schüler, unter allen wohl der ausge-

zeichnetſte, das, was jener vorherrſchend nur im Gebiete der phantaſirenden Speculation gehalten hatte, hinüber auf den Boden des friſchen Lebens verpflanzte. Dieſer Mann war der Prediger Dr. Ebel, von welchem nun ausführlicher die Rede ſeyn wird.

Dr. Johann Wilhelm Ebel, geboren im Jahre 1784 zu Paſſenheim, einem Landſtädtchen Oſtpreußens, hat von 1801 — 1804 in Königsberg Theologie ſtudirt. Nachdem er ſodann einige Jahre im Lehrfache beſchäftigt geweſen, ward er 1807 als Pfarrer zu Hermsdorf, einem Dorfe im ſogenannten Oberlande bei Preußiſch Holland, angeſtellt, worauf er i. J. 1810 als Lehrer und Prediger an das Friedrichscollegium (das königl. Gymnaſium) in Königsberg berufen wurde. Im Jahre 1816 erhielt er das Diaconat bei der Altſtädtiſchen Kirche daſelbſt, kurz vor dem weiterhin zu erwähnenden gegen ihn eingeleiteten Criminalproceſſe aber rückte er in das Archidiaconat an derſelben Kirche ein. Er wird geſchildert als ein Mann von Talent und namentlich von reger Einbildungskraft. Sein Aeußeres zeichnete ſich, zumal in früheren Jahren, durch Schönheit, Adel und Würde aus, wodurch er, in Verbindung mit dem Rufe ſittlicher Strenge und ernſter Frömmigkeit, Achtung einflößte, eine Empfindung, welche bei perſönlicher Berührung durch die große Milde ſeines Weſens, durch das Herzgewinnende und Schmiegſame der ganzen Erſcheinung, ſich ſehr leicht in Zuneigung und Liebe verwandelte. Bei dieſen perſönlichen Eigenſchaften und dem Eifer, welchen Ebel in der Handhabung ſeiner Geſchäfte als Seelſorger an den Tag legte, war es natürlich, daß Viele innerhalb und außerhalb ſeines Gemeindeverbandes ihm in aufrichtiger Ergebenheit anhingen. Vorzüglich wirkten hiezu ſeine Predigten mit, die ſtets, beſonders als er noch an der Kirche des Friedrichscollegiums ſtand, großen und verdienten Beifall fanden, denn er predigte, wenn auch in eigener Weiſe, bibliſches Chriſtenthum.

Schon in ſeinem achtzehnten Lebensjahre, alſo ſchon in ſeiner Studentenzeit, berichtet Ebel ſelbſt, von Schönherr als einem Manne gehört zu haben, dem es möglich geworden, die Ausſprüche der Bibel und ihren ganzen Inhalt wörtlich mit Vernunftbeweiſen überzeugend in Einklang zu bringen und unüberwindlich gegen die Spötter zu vertheidigen. Er bekennt, daß dieſe Nachricht wie ein Licht vom Himmel in ſeine damals mit Zweifeln erfüllte Seele gedrungen ſei, und es war alſo begreiflich, daß er dieſen außerordentlichen Menſchen aufſuchte. Als Ebel in's Pfarramt eintrat, hatte er ſich der Schönherr'ſchen Theoſophie bemächtigt, und er vertheidigte ſie eifrig. In Hermsdorf ſchon war es, im Jahr 1809, daß Ebel ſich gegen das Conſiſtorium in Königsberg als einen Schüler Schönherr's bekannte.

Später jedoch löſte er dieſes Band der Abhängigkeit wenigſtens äußerlich und trennte ſich von Schönherr. Daß zu dieſem Schritte eine junge Offizierswittwe, Gräfin Ida von der Gröben, geborne von Auerswald, mitgewirkt hat, iſt wohl mehr als wahrſcheinlich. Schon ſeit längerer Zeit war ſie mit Ebel bekannt und ſie hatte ſich „der Erkenntniß der Wahrheit," d. h. der Lehre Schönherr's, bereits

im Jahr 1817, wo Ebel ſie auf einer Reiſe von Schleſien nach Preußen begleitete, zugewandt. Nach dem Berichte derer, welche dieſe Dame perſönlich gekannt haben, wird ſie als ausgezeichnet durch Schärfe des Verſtandes, Lebendigkeit und Liebreiz ihres Weſens und eine ſeltene Willenskraft, aber auch durch eine eben ſo große mit ſolchen Gaben oft verbundene Neigung zum Herrſchen, geſchildert, die, weil ſie richtig herausfühlte, hier könne den Talenten Geltung, ſo wie der Neigung zum Herrſchen Raum, verſchafft werden, ſich mit Ebel verband, um jetzt von Schönherr getrennt und ſelbſtſtändig in's Werk zu ſetzen, was in der Abhängigkeit von dieſem nicht gelingen konnte. Denn da Ebel auch nach ſeiner Trennung von dem Meiſter die Lehre deſſelben nicht nur beibehielt, ſondern um ſich ſelbſt einen Kreis ſammelte, in welchem er auf das Leben anwendete, was dort bloß Theorie oder beſſer Phantaſie geblieben war, ſo iſt, da jene Trennung immer noch einen Zweck haben mußte, kein anderer, als der angegebene, denkbar. Anfangs aber entſprach der Erfolg nur unvollkommen der Abſicht, da nur zwei Perſonen, der damalige Tribunalrath, Graf von Kanitz, und Fräulein Minna von Derſchau, nachmals die Gattin dieſes Mannes, in Ebel's und ſeiner Freundin Ideen eingingen. Man konnte nicht lange in Zweifel darüber bleiben, daß die Sonderbarkeit der Schönherrſchen Theoſophie ſich als Schranke entgegenſtelle, und ſo ward nun die theoſophiſche Weisheit in den Hintergrund geſchoben, und man ſuchte die Seelen für das Lichtreich unmittelbarer durch das Evangelium zu gewinnen. Und da war es natürlich, daß manche, die ein ernſtes religiöſes und ſittliches Bedürfniß empfanden und Befriedigung in chriſtlicher Gemeinſchaft ſuchten, von der Bereitwilligkeit, mit der man ihnen entgegen kam, um ihnen Befriedigung zu gewähren, ſich angezogen und gefeſſelt fühlten. So geſchah es, daß, wenn auch nicht gerade eine ſehr große Zahl von Anhängern und Freunden, doch in ihr mehrere geiſtig bedeutende und äußerlich angeſehene Männer, wie der als Gelehrter und practiſcher Arzt gleich ausgezeichnete Profeſſor Dr. Sachs, der rühmlichſt bekannte Theolog, Profeſſor Dr. Olshauſen, der 1827 in Tübingen verſtorbene Juriſt, Prof. Dr. Rogge, der Gutsbeſitzer Graf von Finkenſtein zu Jäſchkendorf und der damalige Student von Tippelskirch, eine Neffe des Letztgenannten und des früher erwähnten Grafen von Kanitz, der Prediger Dieſtel und einige Andere, außerdem aber Frauen von höherem oder niederem Range im Ebel'ſchen Kreiſe ſich einfanden. Und was that Ebel, um dieſen Kreis in ſeinem Sinne religiös und moraliſch zu beleben? Merkwürdig genug, er führte eine Art Hierarchie ein, deren erſte Forderung das ſpeciellſte Sündenbekenntniß (Ohrenbeichte) war.

Vollkommenheit, hatte ſchon Meiſter Schönherr geſagt, iſt die Aufgabe des Chriſten. Sie kann aber, ſagt er weiter, nur da erkannt, um wie viel mehr alſo auch nur da ergriffen und gelöſt werden, wo der Geiſt in der Erkenntniß der urweſentlichen Wahrheit das Ziel ſeiner Entwicklung erreicht, ſeine Blüthe getrieben hat. In dem erkennenden Individuum, für welches der Glaube nur eine Stufe der religiöſen Entwicklung iſt, kann die Erlöſung auch ſubjectiv vollkommen vollzogen werden; denn auf ein ſolches kann der heil. Geiſt übergehen und in dem-

ſelben die Urweſen (Licht und Finſterniß) in die gerechte Stellung mittelſt des Bewußtſeyns bringen. Damit iſt denn aber auch die ſittliche Vollkommenheit oder die Heiligung des Individuums gegeben. Denn wo der heil. Geiſt und das Geſetz der Gerechtigkeit auf einen Menſchen übergegangen ſind, da findet ja eine phyſiſche Umwandlung ſeines Weſens ſtatt, und vermöge ſeiner „eigenen Treue" beginnt nun ein ſolcher ſofort auch mit allem Eifer und unausgeſetzter Anſtrengung ſeine Arbeiten, um die aus den zweiten Urweſen herſtammenden finſteren Begierden und Triebe des Fleiſches nun der Gewalt und dem Geſetze des Lichtes zu unterwerfen. Und dieſes bewußte Streben, in die gerechte Stellung zu treten, begründet die Vollkommenheit. Wenn es dabei auch nicht fehlen kann, daß es „durch manches Straucheln" geht, ſo iſt doch durch das urweſentliche Bewußtſeyn der Menſch zur Perſönlichkeit gelangt, und dieſe „ringt hindurch zur Gottähnlichkeit." — Was nun aber dieſes Hindurchdringen betrifft, ſo geht daſſelbe je nach der Eigenthümlichkeit der Naturen, bald leichter bald ſchwerer von ſtatten. Wiewohl die Kräfte beider Urweſen in jedem Menſchen vorhanden ſind, ſo iſt ihre Miſchung doch nicht in allen gleich: in einigen überwiegen die Kräfte des Lichtes, und das ſind die Lichtnaturen, in anderen die Kräfte der Finſterniß, und dieſes ſind die Finſternißnaturen. Den Letztern iſt es beſonders ſchwer, dem Lichte die Oberhand über die Kräfte der Finſterniß in ihnen zu verſchaffen. Für ſie bedarf es daher gewaltigerer Kämpfe; außerordentliche Uebungen zur Bezähmung der Lüſte des Fleiſches und zur Erringung der Vollkommenheit ſind nöthig. Die Lichtnaturen bedürfen ſolcher gefliſſentlichen Uebungen weniger; doch ſind dieſelben immer ſehr nützlich und verdienſtlich. Von Schönherr ſelbſt erzählt Olshauſen, er habe dieſe Uebungen ſo übertrieben, daß dieſelben vermuthlich ſeine ſonſt ſehr kräftige Geſundheit untergraben hätten. Denn er ſoll oft Wochen lang zugebracht haben, ohne ſich den Schlaf zu geſtatten, nur während des Tages einige Stunden im Seſſel ruhend, ſo daß ihm zuletzt die Beine erſtarrten. Auch ſoll er, wie verlautet, für ſeine Anhänger, zur Kreuzigung ihrer fleiſchlichen Lüſte und Begierden, leibliche Züchtigungen mit Geißeln und dieſes zum Abfalle ſeines Lucifers (Ebel) mitgewirkt haben, als welchen dieſe Art der Kreuzigung des ſündhaften Fleiſches, dieſer Weg zur Vollkommenheit, zu roh und ſchmerzlich bedünken mochte.

Es kommt nun endlich bei der ſubjectiven Aneignung der Erlöſung noch ein anderes Verhältniß der Menſchen unter einander nach Schönherr in Betracht. Es werden nämlich nicht bloß Licht und Finſterniß, ſondern auch noch Haupt- und Nebennaturen unterſchieden. Dieſe beiden Unterſcheidungen fallen durchaus nicht zuſammen. Eine Hauptnatur iſt zwar immer eine Lichtnatur, aber nicht umgekehrt, und nicht jede Nebennatur iſt darum eine Finſternißnatur. Eine Finſternißnatur kann ſich zur gleichen Höhe der Vollkommenheit mit der Lichtnatur empor ringen und ſoll das, wenn es ihr auch ſchwer wird; aber nie kann eine Nebennatur zu gleicher Würde mit der Hauptnatur gelangen. Während alſo die Licht- und Finſternißnaturen nur dem Grade nach verſchieden ſind, ſo ſind die Nebennaturen dagegen eine geringere ſchlechtere Art von Menſchen. Der erſte Unter-

ſchied bezieht ſich nur auf die größere oder geringere Schwierigkeit, zur Vollkommenheit zu gelangen, der andere dagegen auf die Fähigkeit oder Unfähigkeit, mit Gott in eine innere und directe Gemeinſchaft zu treten vermöge einer mittelbaren oder unmittelbaren Theilnahme an der Einwirkung des Erlöſers zur Feſtſtellung des Geſetzes der Gerechtigkeit in den Individuen. Die Nebennaturen — ſo wird gelehrt — ſind an und für ſich ſelbſt unfähig, dieſes Geſetz oder den heiligen Geiſt in ſich aufzunehmen: dieß vermögen nur die Hauptnaturen, und von dieſen wird es dann auf jene übergetragen. Die Nebennaturen können alſo nicht ſelbſtſtändig an der Erlöſung Theil nehmen; unvermittelt iſt ihnen kein Zugang zu Chriſtus und keine Gemeinſchaft mit ihm möglich, ſondern nur dadurch, daß ſie ſich an die Hauptnaturen in unbedingter willenloſer Hingebung anlehnen. Sie können daher auch nimmer eigentlich vollkommen werden, ſondern dieß iſt nur ein Vorrecht der ſtärkeren Hauptnaturen.

Zufolge dieſes heilloſen Grundſatzes nahmen Ebel und die drei ihm am nächſten ſtehenden Mitglieder des Kreiſes für ſich die Würde in Anſpruch, ſolche Hauptnaturen zu ſeyn, mit dem Geiſte Gottes in beſonderer Verbindung und im Beſitze höherer Vollkommenheit zu ſtehen. Das größte Anſehen aber, wie die höchſte Würde, ward Ebel beigelegt. Ihn verehrte man als den Vollkommenen und Heiligen, ja, als den Repräſentanten der Heiligen im Univerſum, weil in ihm die vollkommenſte Reinheit des Weſens gepaart ſei. Von ihm vornehmlich und von den anderen Haupt- und Lichtnaturen ging dann der mit Chriſtus zu vermittelnde geiſtige Einfluß auf die Nebennaturen zu ihrer Reinigung und Zurechtſtellung in die Gerechtigkeit über. Dem gemäß ward von dieſen Unmündigen das unbedingteſte Vertrauen auf die geiſtlichen Oberen und die unbedingteſte Hingabe an ihre Leitung gefordert. Nur dadurch, daß ſie Kinder wurden und als ſolche die an Einſicht und Erfahrung Gereiften vollkommen über ihr Denken und Thun ohne eigenen Willen walten ließen, konnten ſie Theil haben an dem Segen der göttlichen Gnade und Schritte thun auf dem Wege der Vollkommenheit. Dazu war nun aber vor Allem nöthig, daß das Innere der Geleiteten den Leitern unverſchleiert vorlag. Darum forderten die Leiter von den Geleiteten die rückhaltloſeſte Offenheit: alle Vorgänge ihres frühern Lebens und des gegenwärtigen mußten gebeichtet werden. (Generalbeichte.) Die ſpeciellſten Sündenbekenntniſſe wurden mit wahrhaft inquiſitoriſcher Genauigkeit verlangt und andrerſeits denn auch abgelegt. „Von den flüchtigſten Empfindungen, den unbedeutendſten Gedanken und Handlungen, mußte den Oberen Anzeige gemacht werden, damit dieſe Alles prüfen, zurechtſtellen, billigen oder verwehren, ſelig ſprechen oder verdammmen konnten. Wie weit man in den Anſprüchen dieſer Seelenquälerei ging, überſteigt allen Glauben. Unter dieſer ewigen Spannung litten Amt und Gewerbe; immer und immer wieder wurden Selbſtbekenntniſſe, eigene ſpecielle Sündenanklagen, gefordert, und manche hart gedrängte Seele, die nichts mehr zu bekennen in ſich fand, gerieth in Verzweiflung, ja in einzelnen Fällen in Wahnſinn.“

Der ſittliche Zuſtand der von ſolchen Grundſätzen aus organiſirten Secte

wird ferner in unſerer Quelle alſo geſchildert: die Mitglieder bewegten ſich in den feſten und engen Schranken eines ehrbaren, äußerlich wohlgeordneten, ja äußerſt ſtrengen Wandels; indem man es ſich zur Pflicht machte, auch an und für ſich erlaubte Dinge zu meiden, ſah man im Gebrauch derſelben das Zeichen eines unbekehrten und unheiligen Sinnes. Es konnte dabei nicht fehlen, daß ſich bei aller ſcheinbaren äußern Demuth, die ſich in Mienen und in auffallend einfacher Kleidung, namentlich bei den weiblichen Mitgliedern der Secte, kund gab, ein abſchreckender innerer Hochmuth ausſprach. In dem Gefühle vermeintlicher Vollkommenheit ſich ſelbſt beſpiegelnd, ſah man auf alle außerhalb des Kreiſes Stehende als auf Kinder der Welt und der Finſterniß mit Verachtung herab und mied nicht bloß den Umgang, ſondern auch, ſo weit es ſich thun ließ, ſogar die nur vorübergehende Berührung mit ihnen, als für die eigene Vortrefflichkeit gefahrvoll. Auch in ſolchen Chriſten, die, in aufrichtiger Frömmigkeit auf dem Grunde der bibliſchen Wahrheit ruhend, ihr Heil allein im Glauben an den Erlöſer und in ſeiner treuen Nachfolge ſuchten, konnte und wollte man nicht Brüder anerkennen; denn ſie hatten ſich ja nicht in den von und um Ebel gezogenen heiligen Zauberkreis geſtellt; außerhalb deſſelben bewegten ſie ſich in einer andern, als der von jenem Heiligen beliebten und gutgeheißenen, Weiſe der Frömmigkeit. Nur auf dieſem Kreiſe, innerhalb deſſen Alles und Alle heilig waren, wähnte man, ruhe das göttliche Wohlgefallen; nur in dieſem Heerlager der Heiligen fühlte man ſich wohl. Nichts galten die heiligſten Verbindungen der Verwandtſchaft, heißt es in der „Evangel. Kirchenzeitung", die zarten Rechte der Freundſchaft und Liebe. Es war nur eine wahre Verbindung geſtattet: die mit dem Kreiſe, nur eine Liebe: die für das Syſtem.

Neben dieſem für alle Anhänger Ebel's beſtimmten Wege ſtrenger und hochmüthiger Selbſtgerechtigkeit zum Ziele der Vollkommenheit gab es noch einen anderen und höheren, denen bereitet, die fähig und würdig waren, das gottſelige Geheimniß der urweſentlichen Wahrheit zu faſſen. Denn es war ja natürlich, daß es für die Haupt- und Lichtnaturen eine andere und höhere Vollkommenheit geben mußte, als für die abhängigen und finſteren Naturen. In der Beſtimmung dieſer Vollkommenheit ſehen wir das Schönherr'ſche Syſtem die andere Seite ſeiner ethiſchen Eigenthümlichkeit geltend zu machen bemüht. Wie nämlich daſſelbe einerſeits zum craſſeſten Pelagianismus führte, ſo konnte es auch, wo nur die ſubjectiven Bedingungen dazu vorhanden waren, einen entweder offenen oder verdeckten Antinomismus und Vernichtung der Sittlichkeit hervorrufen. Denn wenn die Sünde zuletzt aus der Verdunklung des Bewußtſeyns der urweſentlichen Verhältniſſe entſpringt und zur Tilgung derſelben nur die Feſthaltung dieſes Bewußtſeyns nöthig iſt, ſo konnte auch dasjenige, was auf dem chriſtlichen, ſo wie überhaupt nur auf dem gewöhnlichen ſittlichen, Standpunkte als Sünde erſcheint, zur Tugend, ja zur wahren Vollkommenheit, geſtempelt werden, ſobald es nur mit dem klaren urweſentlichen Bewußtſeyn vollzogen ward: eine Konſequenz, die zwar nirgends ſo nackt und ſchlechthin ausgeſprochen, von der aber in der That in einer

beſtimmten Beziehung ein ſchnöder Gebrauch gemacht worden iſt, und die darum als gerechtfertigt erſcheinen muß. Dieſe beſtimmte Beziehung geht auf das geſchlechtliche Verhältniß.

Das geſchlechtliche Verhältniß in der organiſchen Schöpfung iſt nach Schönherr nur der natürliche Wiederſchein des geſchlechtlichen Verhältniſſes der beiden Urweſen. Die Kräfte des Elohim, ſagt er, von der Schöpfung redend, waren durch die fortgeſetzte Thätigkeit immer productiver geworden, und demgemäß konnte nur das Hauptcentrum des Lichtes, mittelſt ſeiner den Nebencentren nochmals mitgetheilten und durch dieſe dann wieder auf die Erde und das Waſſer einwirkenden erhöhten Thätigkeit, die erſten Embryo's beſeelter Geſchöpfe bilden. Da aber beide Urweſen zuſammenwirkten, ſo entſtanden für jede Thierform immer zwei Embryonen, aus denen ſich ein männliches und ein weibliches Exemplar jeder Art entwickelte. Indem die Productivität der Urweſen durch dieſe Hervorbringung ſich um noch einen Grad ſteigerte, ſo bildeten ſie zuletzt noch, „als ihren Abdruck in einem beſeelten körperlichen Seyn", den Menſchen. Vermöge des Zuſammenwirkens beider Urweſen trat auch dieſes Geſchöpf „in einem zwiegeſchlechtlichen Seyn," d. h. in zwei geſchlechtlich verſchiedenen Individuen, hervor. Beide waren ihren Urbildern, der Mann dem erſten Urweſen, das Weib dem zweiten, „gleichartig" und dabei, „arglos-gut." Da nun im Menſchen auf dieſe Weiſe die Kräfte der Urweſen wieder in's Gleichgewicht getreten waren, ſo war hiermit die Schöpfung für jetzt beendigt.

Aber es trat eine Störung der gerechten gegenſeitigen Urweſen ein, indem das erſte von dem zweiten (das Licht von der Finſterniß) überwältigt wurde, was eben die Sünde war. Dieſe Störung mußte ſich namentlich auch auf das geſchlechtliche Verhältniß erſtrecken und hier ſich in einem Unterliegen des erſten Urweſens kund geben, ja nirgends ſo ſehr als eben hier. Hier alſo, im geſchlechtlichen Umgange und Gebrauche, kommt es, wenn irgendwo, darauf an, daß der Menſch, das Geſetz der Gerechtigkeit in ſich herſtellend und durchführend, dem Eloah des Lichts den Sieg verſchaffe über die Finſterniß. Geſchlechtliche Reinheit ward daher von Ebel als Hauptaufgabe in der vollkommenen Heiligung und für die vollkommenen Heiligen aufgeſtellt; aber weit entfernt, die Löſung dieſer Aufgabe als Virginität zu faſſen, machte man den Geſchlechtsgenuß ſelbſt zu einer Art Gottesdienſt. Wir tragen Bedenken näher anzugeben, welche Art Unzucht unter der Firma von Heiligung des Fleiſches durch den Geiſt in den Verſammlungen getrieben worden; genug, zwei junge Frauenzimmer, deren Namen am beſten der Vergeſſenheit übergeben werden, ſollen als Opfer fortgeſetzter Reizungen in Auszehrung verfallen und geſtorben ſeyn.

Wiewohl es nun in der Natur der Sache lag, daß, wenn dieſem Kreiſe von irgend einer Seite her Gefahr drohte, eben die Theorie von der geſchlechtlichen Reinigung dieſelbe früher oder ſpäter bringen würde, ja bringen mußte, ſo bereitete ſich dieſe Kataſtrophe doch nur ſehr allmählig vor, und die Verhältniſſe des Kreiſes geſtalteten ſich eine Zeit lang ſo äußerſt günſtig, daß die Hoffnungen, die

man von den Wirkungen deſſelben in der Welt hegte, gerechtfertigt zu werden ſchienen, wozu der Beitritt der oben genannten angeſehenen Perſonen gewiß nicht wenig beitrug. Wie Ebel das ganze Schönherr'ſche Syſtem in ſeinen Kreis mit hinüber genommen hatte und daſſelbe anwendete, wo es eine Anwendung im Leben geſtattete, ſo hielt er auch an der Schönherr'ſchen Anſicht von der Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden feſt und betrachtete demnach auch die Gegenwart als die Schlußperiode der irdiſchen Weltentwicklung, als die Zeit, die, wie ſie eine beſondere Tendenz und Anlage zur Erkenntniß der Wahrheit überhaupt habe, ſo vornehmlich auch der höchſten Wahrheit, der Lehre von dem Urweſen. Mit dieſen Vorſtellungen verband ſich auch die Erwartung der ganz nahe bevorſtehenden ſichtbaren Widerkunft Chriſti und des darauf folgenden Beginnens des tauſendjährigen Reiches. Dabei begnügte man ſich aber nicht mit allgemeinen Hoffnungen, ſondern man glaubte ſich berechtigt, den Zeitpunkt der Erſcheinung des Herrn auf Tag und Stunde, nämlich auf Oſtern des Jahres 1823 feſtſetzen zu können: ein Zeitpunkt, der ganz beſonders dazu geeignet ſcheinen mußte, indem ja die Zeit von der Frühlings-Nachtgleiche bis zur Sommer-Sonnenwende hindurch vom Licht, von der Sonne, vom erſten Urweſen, das zweite, die Finſterniß überwogen wird. Wie aber im Menſchenleben es oft geſchieht, daß ſich mit dem Ernſteſten und Erhabenſten das Gewöhnlichſte verbindet und dem Ganzen dadurch einen lächerlichen Anſtrich gibt, ſo ſollte denn auch hier ein Hochzeitfeſt, welches zwei von den am meiſten Geförderten feierten, den Heiligen Gottes die Veranlaſſung werden, wieder auf Erden zu erſcheinen. Schon geraume Zeit vorher wurden die untergeordneteren Naturen mit der Verheißung erfüllt, jenes Feſt werde unläugbar für die Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden ein höchſt bedeutſames und wichtiges Ereigniß mit ſich führen, und die würdigeren wurden in Kenntniß geſetzt, daß Chriſtus ſelbſt kommen werde. Bei dem Feſte ſelbſt aber ward gegen den Schluß hin ein Geſang vertheilt, welcher aus dieſer geſpannten Erwartung hervorgegangen war, indem Einladungen an den Erlöſer, zu erſcheinen, darin enthalten waren, am deutlichſten für die Geweihten. Es darf wohl nicht erſt geſagt werden, daß man umſonſt wartete. Auch war es natürlich, daß dieſe Täuſchung die gehegten Hoffnungen demüthigen mußte. Sie wäre wohl geeignet geweſen, die Leiter des Kreiſes zur Beſinnung zu bringen; aber dieſe friedſame Frucht wurde von der erfahrenen Demüthigung nicht erzeugt, ſondern man quälte vielmehr ſich und Andere ab, um den vermeintlichen Bann zu entdecken, der den Herrn verhindert habe, zur Hochzeit zu kommen, und man fand ihn nicht, wie wiederum ſehr natürlich iſt. Doch dieſe unglückliche Prophezeiung machte gleich damals auf mehrere Mitglieder der Verbindung einen befremdlichen Eindruck: ſie fingen an, an der Unfehlbarkeit Ebels, ja ſelbſt an der Richtigkeit ſeiner vorgeblichen höheren Einſicht, und diejenigen, die darum wußten, auch an der Sittlichkeit der Methode zur geſchlechtlichen Reinheit, ſtark zu zweifeln. Wenn ſich daher ein Bruch nicht gerade hin bildete, ſo war derſelbe doch ſattſam vorbereitet. Einige Jahre lang hielt ſich die Sache noch ſo hin. Allein die Despotie der ſ. g. Hauptnaturen ließ

nicht nach und ward jenen ſchon Zweifelnden und ſtutzig Gewordenen immer unerträglicher; auch erkannten ſie den Schmutz und die Verwerflichkeit der geſchlechtlichen Myſterien immer deutlicher. Und ſo geſchah es, daß, nachdem früher ſchon Profeſſor Dr. Sachs ſeine Verbindung mit Ebel und deſſen Kreiſe gelöſt hatte, im Jahre 1826 Prof. Dr. Olshauſen, Graf v. Finkenſtein, deſſen Neffe v. Tippelskirch und etliche Andere ein Gleiches thaten, da ſie ihre Bemühungen, Ebel und ſeine Freunde von dem Verkehrten und Verderblichen ihres Treibens zu überzeugen und davon abzubringen, zurückgewieſen ſahen.

Die Ausgetretenen wurden, wie ſich von dieſen Fanatikern erwarten läßt, mit Haß verfolgt; vornehmlich hatte man ſich den Prof. Olshauſen, der inzwiſchen gegen ſie geſchrieben hatte, und den Grafen von Finkenſtein, einen durchaus unbeſcholtenen Mann, als Opfer auserſehen, deren moraliſcher und bürgerlicher Exiſtenz man auf jede Weiſe entgegentreten zu müſſen glaubte. Darüber, daß der Letztgenannte ſeine Couſine, Fräulein Zelina von Mirbach, den Gefahren entreißen wollte, denen ſie ſich mit dem Eintritt in den Ebel'ſchen Kreis ausſetzte, wurde er von dem Prediger Dieſtel auf eine Weiſe beleidigt, daß es zu einem Injurienproceß kam. Nach den preußiſchen Landesgeſetzen muß, ſobald gegen einen Beamten des Staats oder der Kirche eine Unterſuchung eingeleitet wird, der vorgeſetzten Behörde des Beklagten eine Anzeige hievon geſchehen. Im vorliegenden Falle ward dieſe Anzeige dem Conſiſtorium zu Königsberg gemacht, und dieſes forderte nun den Kläger zu näheren Erklärungen auf und zeigte die Sache dem Miniſterium der geiſtlichen Angelegenheiten zu Berlin an, welches ſeinerſeits die ſtrengſte Unterſuchung der durch den Grafen von Finkenſtein gegen die Prediger Ebel und Diſtel vorgebrachten ſchweren Beſchuldigungen verfügte. Der Injurienproceß gegen Diſtel trat jedoch gegen dasjenige, was nunmehr über die Umtriebe in Ebels geheimem Kreiſe ruchbar ward, ganz in den Hintergrund zurück. Dieſe Nachrichten drangen im Sommer 1835 unaufhaltſam in das Publicum, ſie verbreiteten ſich, mit manchen fremdartigen Zuſätzen vermengt, bis in die unterſten Stände, von denen ſie ſogar in den Tabaksſtuben verhandelt wurden, und riefen eine ſo allgemeine Aufregung und in der niederen Volksclaſſe eine ſolche Erbitterung hervor, daß nicht nur unſaubere auf die bezeichneten Umtriebe bezügliche Anſchläge an den Straſſenecken erſchienen, ſondern auch durch angedrohte Unruhen während der von Dieſtel gehaltenen Predigten polizeiliche Vorkehrungen zur Aufrechthaltung der Ordnung nöthig wurden, ſowie die Anhänger Ebels bei ihrem öffentlichen Erſcheinen Verſpottung durch den Pöbel erlitten.

Dem Vernehmen nach ſoll die Unterſuchung auf ſo weite Verzweigungen der Secte ſelbſt bis Berlin geführt und ſo viele Perſonen vornehmer Geſchlechter berührt haben, daß ſich das Criminalgericht darauf beſchränkt habe, bloß die Ebel und Dieſtel zur Laſt fallenden Anſchuldigungen zu unterſuchen. Nach langer Arbeit wurden endlich, gegen Ende des März 1838 die Acten (70 ſtarke Bände und 40 Druckſchriften) nach Berlin eingeſendet und dem Kammergericht daſelbſt übergeben, das nach vorher einzuholendem Gutachten des Conſiſtoriums zu Magde-

burg mit Fällung eines Richterſpruchs beauftragt wurde. Der Urtheilsſpruch erfolgte gegen Ende des Monats Auguſt 1839. Beide, Dieſtel und Ebel, wurden zur Caſſation mit Verluſt der Nationalcocarde verurtheilt; letzterer noch insbeſondere zur Detention in einer Correctionsanſtalt „bis zur beſſern Einſicht.“

Wer freut ſich nicht, im Gegenſatze ſo trübſeliger und den gräßlichſten Verirrungen preisgegebener Sectirerei, ſeiner Gemeinſchaft mit der heiligen katholiſchen Kirche? Für Denjenigen, der in unglückſeliger Verblendung auf dem Wege iſt, an ihr irre zu werden, gibt es kein geeigneteres Mittel, als das Studium des Sectenweſens. Die Secten ſind in doppelter Hinſicht ein Beweis für die Wahrheit der Kirche: einmal, weil man, um ein innigeres religiöſes Leben herzuſtellen, mehr oder weniger von der Kirche borgen muß (ſo Ebel mit der Beichte); ſodann weil dieſer Verſuch für die Dauer ſo wenig gelingt, daß vielmehr alle Secten unvermeidlich ausarten und früher oder ſpäter zu Grunde gehen, während gegen die Kirche ſelbſt die Pforten der Hölle nichts vermögen. Es iſt bei dem Sectenweſen immer etwas Dämoniſches, was anfangs mit dem Scheine von Befriedigung weſentlicher Bedürfniſſe täuſcht, bald aber verwirrend wirkt und zuletzt wie im Rauſche zum Böſen hinreißt.

Zweite Abtheilung.

Schwärmerei in Folge des Grundſatzes: „Chriſtus in uns“, und des Leſens myſtiſcher Schriften.

Erläuterung.

Nach kirchlicher Lehre iſt bei dem geſammten religiöſen Leben des Menſchen der Geiſt Gottes im Innern des Einzelnen wie in der äußern und ſichtbaren Kirche thätig, aber in jeder Sphäre auf beſondere Weiſe, und ſeine Gaben ſind verſchieden. Er erhält in der Kirche die wahre Lehre und lenkt die Herzen derer, die zur Regierung und Verwaltung derſelben von Gott eingeſetzt ſind, — dem Einzelnen dagegen gibt er das Gnadengeſchenk des Glaubens, der allerdings ein „inneres Licht“ iſt und genannt werden muß, den Menſchen aber zunächſt dazu erleuchtet, daß er die in der Kirche objectiv vorhandene Glaubenslehre auffaſſe und zu ſeinem Eigenthum mache, während umgekehrt der falſche Myſticismus das innere Licht nicht als Organ zur Auffaſſung, ſondern als Quelle der Wahrheit anſieht, dergeſtalt, daß Chriſtus ſeine Wohnung in dem erleuchteten Herzen des Menſchen aufgeſchlagen habe und ihm hier, ohne daß es einer äußern Mittheilung und Verkündigung der Glaubenslehre bedürfe, ſelbſt und unmittelbar alles mittheile und offenbare. Der Satz: „Chriſtus in uns“, in dieſem Sinne genommen, iſt daher aller myſtiſchen Secten charakteriſtiſcher Wahlſpruch. Der Geiſt des Herrn aber, der aus dem Innern ſpricht, iſt hiernach untrüglich, denn der Sohn Gottes kann nicht lügen oder irren, er wählt ſich zum Gefäſſe, wen er will, und der Gewählte („Erwecke“, d. h. derjenige, in deſſen Herzen Chriſtus in dem erwähnten Sinne wiedergeboren iſt) hat nichts zu thun, als zu achten auf jene Stimme, die geheimnißvoll aus der innern Tiefe ſeines Herzens empor tönt, wenn ſie auch den Menſchen eine Thorheit ſcheint; überläßt er ſich dieſer, ſo kann er nicht getäuſcht werden, und ſelbſt, was er äußerlich und ſcheinbar gegen das Geſetz und die Sitte thut, iſt nicht wahrhaftes Unrecht, denn wie könnte der inwendige Gott irren oder ſündigen? Aber eben aus dieſem Grunde kann derjenige,

der einmal zu dieſem Glauben gekommen iſt, eine Autorität in Glaubensſachen, welcher Art ſie auch ſei, in keiner Weiſe anerkennen. Er widerſpricht ſeinem Pfarrer, wenn dieſer nicht im Sinne der Secte zu den „Erweckten“ gehört; er verwirft die höhere geiſtliche Behörde, wenn ſie einſchreitet, als eine Feindin jenes innern göttlichen Reiches; er ſchreit über die Tyrannei und Gewaltthat der Landesregierung, wenn dieſe direkt oder indirekt dem Treiben der Secte ſteuert. Zu welchem furchtbaren Extreme dieſe gelangen kann, wo ſie ſich unter günſtigen Umſtänden frei entfaltet, beweiſen die nun folgenden Beiſpiele.

1. Die Schwärmer in Wildenſpuch.

Margaretha Peter, Tochter des Johannes Peter in Wildenſpuch in der Schweiz, Kantons Zürch, eines verſchlagenen, betrügeriſchen und gewaltthätigen Mannes, war der Mittelpunkt eines Kreiſes von ſogenannten Erweckten, deren Umtriebe mit dem Erſcheinen der Frau von Krüdener in der Schweiz zuſammenhingen. Schon früh zog ſie die Aufmerkſamkeit und Bewunderung ſowohl ihrer Angehörigen als fremder Perſonen auf ſich. Denn ihr reizbares und phantaſiereiches Gemüth ſteigerte ſich durch das Leſen myſtiſcher Schriften bald zu dem überſpannten Weſen, welches leicht mit einem beſondern Gnadenſtande verwechſelt wird. Zur Jungfrau erwachſen, trat ſie als Bußpredigerin auf, wozu die damals herrſchende Theuerung (i. J. 1817) die günſtigſte Gelegenheit darbot. „Das Ende aller Dinge“ — ſo lautete ihre Verkündigung — „rücke mit Macht heran, ſchon ſei der Tag des Gerichts beſtimmt, er werde die Unbeſorgten wie ein Dieb in der Nacht überfallen; ſie ſollten alſo ſeyn wie Knechte und Mägde, die des Herrn warteten, denn wer ſich retten wolle, habe hohe Zeit ſich zum Herrn zu bekehren, da ſeine Ankunft vor der Thüre wäre.“ — Bei dieſen Prophezeiungen blieb ſie nicht ſtehen; ſie ſprach häufig von Erſcheinungen und Viſionen, die ſie habe, von ihren Kämpfen mit dem Teufel und den hölliſchen Geiſtern, und rühmte ſich eines vorzüglich vertrauten Umgangs mit Gott, mit Chriſtus und den Seligen im Himmel. Aber ihr unbewußt miſchte ſich in dieſe Predigten und Viſionen eine ſtarke Zugabe von Hochmuth. Sie ging nämlich zunächſt, wie von einem einfachen Axiome, von der Vorſtellung aus, an welcher ſo unzählig Viele, vornehmlich auf dem Gebiete des Glaubens und der kirchlichen Angelegenheiten, Schiffbruch leiden, von der feſten Vorausſetzung: daß gerade ſie zu ganz beſonderen und außerordentlichen Dingen beſtimmt ſei. Und wie einem ſolchen Hochmuthe auch der geringfügigſte Umſtand Nahrung gewährt, ſo gründete Margaretha dieſe Meinung vornehmlich darauf, daß ſie bei ihrer erſten Kommunion als Denkſpruch die Stelle aus 1. Korinth. 11, 9. erhalten hatte: „Was kein Auge geſehen, was kein Ohr gehört, was in keines Menſchen Herzen aufgeſtiegen, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben.“ Daß ſie gerade dieſen Spruch erhalten, ſei eine beſondere göttliche Fügung. Und ſie war nicht ungeneigt, ſchon hierin ihre Miſſion als Lehrerin und Prophetin zu erkennen.

Aber mächtiger als alles Dieſes wirkte der Glaube, den ſie fand, auf ſie zurück; und an dem blinden Vertrauen, welches ihr entgegen kam, entzündete und kräftigte ſich ihr Zutrauen zu ſich ſelbſt. In der That bewirkte ihre natürliche Beredtſamkeit und ihr ſicheres Auftreten, ſo wie die feſte und lebendige eigene Ueberzeugung von dem was ſie ſagte, daß ſie über Alle, die ſie hörten, zunächſt aber über ihre Angehörigen, eine magiſche Gewalt ausübte. Zu dieſen gehörten ihre Schweſtern Eliſabeth, Suſanna und Magdalena, ihr Schwager Johannes Moſer aus Oerlingen, verheirathet mit Magdalena Peter, deſſen Bruder Konrad, ein gutmüthiger einfältiger Menſch, der mehr zur Theilnahme gezwungen als überredet ward, zwei Dienſtboten im elterlichen Hauſe: Heinrich Ernſt aus Feldi, Gemeinde Ellikon an der Thur, und Margaretha Jäggli von Dachsleren, Gemeinde Niederweningen, früher eine freche, unzüchtige Dirne; ferner Urſula Kündig aus Langwieſen, die mit wirklichen geiſtigen Gaben unläugbar ein tiefes Gemüth verband und nur durch jene Schwärmerin in den Abgrund des Elends gerieth. Etwas ſpäter geſellte ſich zu dieſem Kreiſe Jakob Morf aus Ober-Illnau, von Profeſſion ein Schuſter, der ſchon anderwärts pietiſtiſche Verbindungen unterhalten hatte. Von allen dieſen hier namentlich Aufgeführten wurde Margaretha Peter nur „die Heilige" genannt, als ein mit höherer Sendung begnadigtes Weſen verehrt. Welcher Art indeß die an ihr geprieſene Heiligkeit war, zeigte ſich in ihrem Verhältniß zu dem Schuhmacher Morf.

Im Mai des Jahres 1820 ſah und ſprach Morf dieſe Perſon zuerſt, als ſie auf einer ihrer Miſſionsreiſen nach Illnau kam und dort bei ſeinem Nachbar einkehrte. Bald machte er ihr Beſuche in Wildenſpuch, und wie er ſie da im Kreiſe „heilsbegieriger Seelen" die Bibel auslegen hörte, mußte er weinen vor Freuden im Bewußtſeyn, daß es noch Menſchen gebe, die Empfindungen hätten wie er.

Doch die rührende Schriftauslegung hinderte die Heilige von Wildenſpuch keineswegs, zugleich dem Zuge eines ſehr unbibliſchen Geiſtes zu folgen. Morf und Margaretha blieben bei gegenſeitigen Beſuchen oft fünf und zehn Tage unter einem Dache; bald ſchrieben ſie ſich Briefe, von denen Morf's Frau, die freilich nicht zu den „Erweckten" gehörte, behauptete: „es ſeien Liebesbriefe geweſen"; dann folgte ein vierzehn Monate langer Aufenthalt in des Schuſters Hauſe; ſie hoffte, mit dem Geliebten bei lebendigen Leibe in dem Himmel zu fahren, und hatte ſchon den Tag dazu anberaumt und die Ihrigen von Wildenſpuch zu dieſem Schauſpiel kommen laſſen; allein die Himmelfahrt verwandelte ſich — in ein Wochenbett.

Am 10. Januar 1823 klagte Margaretha über heftige Krämpfe. Morf eilte nach dem Pfarrhauſe, gab dort vor, ſeine Frau ſei krank und holte Arznei. Aber die Krämpfe vermehrten ſich und ſchon ſchickte er ſich an, einen Arzt zu holen, als Margaretha eines geſunden Kindes, weiblichen Geſchlechts, genas.

Wie benahm ſich bei dieſem Vorfall, der Allen unerwartet war, die Gefallene? Statt ſich ſelbſt anzuklagen, fing ſie an, mit Gott zu rechten. „Warum, mein Vater im Himmel", rief ſie aus „haſt du deinem Kinde im Himmel

dieſe Laſt aufgelegt, die es zu Boden drückt? Habe ich nicht ohnedieß ſchon genug Leiden erduldet? Warum haſt du gerade mich auserwählt, den Ungläubigen zum Geſpött zu werden?" Auch der erweckte Morf fühlte ſich als Ehebrecher nicht ſonderlich im Gewiſſen beſchwert. Noch im Verhör nannte er den Ehebruch „einen kleinen Fall" und nahm keinen Anſtand zu behaupten, „daß er von Jugend auf in Chriſto gehandelt." Wer denkt nicht dabei an das, was einſt Luther ſeinem Philipp Melanchthon ſchrieb: „ſündige wacker, aber glaube nur!" Die ſich in Selbſtvermeſſenheit für Gefäße des lebendigen Gottes und alle ihre Gedanken für deſſen Stimme halten, tröſten ſich leicht wegen Uebertretung des Moralgeſetzes, in ihnen wirkt der Geiſt Alles in Allem, ſie haben nur ſeinem Zuge zu folgen, für ſie, die Privilegirten der Gnade, gibt es kein allgemein verbindendes Geſetz.

Man wußte die demüthigende Begebenheit der Welt zu verbergen, indem Morfs Ehefrau gutmüthig genug war, die Rolle einer Wöchnerin zu ſpielen; ja man verſuchte, ſie in den Kreis der myſtiſchen Vorſtellungen der Secte einzurangiren; aber leider war Alles zu natürlich zugegangen und das peinigende Bewußtſeyn, auf eine ganz gemeine und gewöhnliche Weiſe zu Falle gekommen zu ſeyn, trug am Ende doch den Sieg davon und raubte der Schwärmerin, wenigſtens in einzelnen Momenten, vor ihrem eignen innern Richterſtuhle den Heiligenſchein, ſo wenig ſie es ſich auch eingeſtehen mochte. Nach Wildenſpuch zurückgekehrt, ſchrieb ſie an Morf: „Ach! daß doch mein Vater Dieß beſchloſſen von Ewigkeit her! Ach! er hatte doch noch tauſend und abermal tauſend andere Kreuzmittel! Ach! ich hätte doch alle anderen Leidensſchulen erwählt, wenn er es mir geſagt und mich hätte erwählen laſſen; aber wirklich das, was ich nicht erwählt hätte, hat er beſchloſſen über mich, mir zum großen Schmerz und Kreuzigung. Nein! von der Grundlegung der Welt an ließ er keine ſeiner Heiligen ſo zurichten und zu Schanden werden, wie uns vor unſern Feinden. Aber nun weiß ich und ſage es dir, mein ewig geliebtes Herz, wie groß unſere Kreuzigung und unerträglich unſere Schande war vor unſern Feinden, ſo unbeſchreiblich wird bald unſere Herrlichkeit ſeyn zu der Rechten unſers Vaters!"

In dieſer nicht reuigen, ſondern finſtern und mit Gott gleichſam ſchmollenden Stimmung zurückgekehrt, bereitete die Gefallene im Hauſe ihres Vaters ein gräßliches Ereigniß vor. Es bildete ſich nämlich ein Gedanke in ihrer Seele weiter aus, deſſen Keime ſchon ſeit Jahren in ihr lagen, ein Gedanke, den wir eher den Bildern der Fata Morgana vergleichen, als einen beſtimmten klar gedachten oder verſtändig berechneten Plan nennen möchten. Der Grundgedanke ihres und des Glaubens ihrer Secte war nämlich der in ſeiner roheſten und materiellſten Bedeutung aufgefaßte Satz: „Chriſtus in uns." Hatte ſie doch ſchon im Jahr 1821 (ihrem Vorgeben nach) die Viſion, „daß Chriſtus in ihr leben, leiden und ſterben müſſe, um wieder in ihr aufzuſtehen"; und auf dieſer Baſis beruht ihr gleich zu erwähnendes Beginnen.

Margaretha hatte eines Morgens die ihr blind ergebenen Ihrigen um ſich her verſammelt, um ihnen die Anzeige zu machen, daß ſie in der Nacht eine außer-

ordentliche Offenbarung erhalten habe, welcher zufolge Alle, ohne Unterſchied, mit ihr gegen den Teufel ſtreiten müßten, damit derſelbe nicht Chriſtum überwinde. Sie beteten zuſammen. Hierauf wurden auf Befehl der Margaretha, alle Stubenfenſter, ſowie auch diejenigen in der obern Kammer, mit Tüchern verhängt, und während dieß von den Einen beſorgt ward, trugen die Anderen, ihrem Befehl gemäß, Stücke von Baumſtämmen, Aexte, Hämmer, Keile und andere Schlagwerkzeuge vor die Thür derſelben und ſchlugen dann wüthend auf die Holzſtücke los, um dadurch den Seelenfeind zurückzutreiben. Inzwiſchen predigte Margaretha, eröffnete neue Offenbarungen, tobte wie raſend. Sie verkündigte, Napoleons Sohn werde in der Geſtalt des Sohnes Gottes auftreten und die Welt auf ſeine Seite zu ziehen ſuchen; allein er ſei nur der Antichriſt und werde einen großen Kampf zu beſtehen haben; jetzt ſei es darum zu thun, daß der Satan überwunden werde, damit Chriſtus ſeine Kirche ſammeln könne, um den Antichriſt zu bekämpfen u. ſ. w. Dann begannen Alle, auf Befehl der Margaretha, den Kampf gegen den Teufel und ſeine Diener. Sie ſelbſt nahm ihren Platz ſtehend auf dem Bette in der obern Kammer, wo der tolle Haufe verſammelt war, und ermunterte mit lauter Stimme alle Anweſenden zuzuſchlagen und Alles zu zertrümmern, damit der böſe Geiſt überwunden werde. Sogleich ſchlugen die Männer und Weiber, wie raſend, theils auf die Holzblöcke, theils auf den Fußboden, ſo daß derſelbe in Kurzem zerhauen war und zuletzt ein Theil der obern Kammer hinabſtürzte. Während die Männer und Weibsperſonen gleich Verrückten zuſchlugen, rief Margaretha mit kreiſchender Stimme: „Hauet zu, er iſt ein Schelm, ein Seelenmörder — wehret euch bis aufs Blut — ſchlaget zu im Namen Gottes — laßt euer Leben für Chriſtus! — Schlaget zu, bis ihr Blut ſchwitzet; wer ſein Leben in Chriſto verliert, wird es gewinnen, wer es behalten will, wird es verlieren!“

Es wäre überflüſſig, den ganzen furchtbaren Spuck, den dieſe in ihrem Fanatismus toll gewordenen Menſchen aufführten, umſtändlich zu berichten; aber die letzte ſchreckliche Scene, gegen welche das Vorausgegangene ganz in den Hintergrund tritt, muß in allen Einzelheiten geſchildert werden.

Margaretha war entſchloſſen, ſich kreuzigen zu laſſen. Als ſie nun Alle, die ſie zu Zeugen ihres Todes beſtimmt hatte, um ſich her in der Kammer verſammelt ſah, eröffnete ſie ihnen: „die wichtige Stunde ſei gekommen, wo Blut fließen müſſe, damit viele tauſend Seelen errettet werden mögen; ſie ſelbſt habe ſich für viele Seelen verbürgt, für die ſie gern ſterben wolle, damit der Satan ſich gezwungen ſähe, ſie loszugeben, unter dieſen ſei gerade die des Bruders Kaſpar.“ Sie befahl hierauf den Anweſenden, ſich auf die Bruſt und an die Stirn mit Fäuſten zu ſchlagen, damit durch dieſe Bußübung dem Teufel die Gewalt über ſie benommen werde. Sie ging ſelbſt hiebei ihnen mit dem Beiſpiel voran.

Allein bald wurde die Sache ernſthafter. Der erſte, der die Wirkung ihrer wahnſinnigen Wuth erfuhr, war jener Bruder ſelbſt. Die Verwundung dieſes Menſchen wurde von allen Inquiſiten auf übereinſtimmende Weiſe erzählt. Kaſpar war, nach dieſen Berichten, etwas ſpäter als die Anderen mit Ernſt in die

Kammer gekommen und hatte von der Schweſter Vorwürfe anhören müſſen, daß er geſäumt habe, indem der böſe Feind auf die Einzelnen mehr Macht hätte und ergriffe, wen er zuerſt erhaſchen könnte. Sofort wurde er von Margaretha gegen das Bett mit Gewalt hingezogen: „Siehſt du, Kaſpar", rief ihm die Schwärmerin zu, „der böſe Feind will deine Seele", und verſetzte ihm ſogleich mit einem eiſernen Keile mehrere Streiche auf die Bruſt, indem ſie weiter ausrief: „Geh' Satan, du Feind des Heils, du ſollſt dieſe Seele nicht haben, die Chriſtus mit ſeinem Blute erkauft hat, eher laſſe ich mein Leben, als daß eine einzige Seele verloren gehen ſollte." Dieſe Worte begleitete ſie wieder mit mehreren ſtarken Hieben, durch die ſie den Bruder ſtark am Kopfe und auf der Bruſt verwundete, ſo daß er an beiden Stellen heftig zu bluten anfing. Kaſpar hielt dieſe Mißhandlung aus, ohne den geringſten Widerſtand zu thun. „Es ſei ihm vorgekommen (äußerte er ſich in einem ſpätern Verhör) Margaretha habe übernatürliche Kräfte in jenem Augenblick gehabt; er wenigſtens hätte ſich außer Stande gefühlt, ſich zu vertheidigen." Auch die Uebrigen thaten nichts, um die Mißhandlung dieſes Menſchen zu hindern, einzig bemerkten ihr der Vater und Ernſt, ſie möchte doch nicht zu ſtark ſchlagen, indem ein Unglück entſtehen könnte. Allein Margaretha ließ ſich nicht abwendig machen und mit den Worten: „dieß wird ihm nichts thun, es wird ihm im Gegentheil zum Heile dienen", wiederholte ſie die Schläge mit unſinniger Wuth, bis Kaſpar ohnmächtig zu werden begann. Er behielt indeſſen ſo viel Kräfte, daß er ſich von der Magd Jägglin in die untere Stube führen laſſen konnte.

Mehrere Gefangene erzählten auch folgenden Umſtand, der einen hinreichenden Beweis von dem Geiſte gibt, welcher in jenen ſchauderhaften Augenblicken Alle in größerem oder geringerem Grade beherrſchte. Unter den Streichen, welche Margaretha dem Bruder verſetzte, rief ſie den Umſtehenden zu: „Sehet, wie der Teufel die Hörner aus dem Kopfe des Kaſpar hervordrängen will, — ſehet, wie ſie zur Bruſt herauskommen!" Die Verblendeten glaubten dieß auch zu ſehen; ja, ein Paar derſelben bezeugten noch im Gefängniß, daß gewiß Etwas an der Sache geweſen ſei; beſonders ſchien der alte Peter auf der Behauptung, „der Teufel hätte damals eine beſondere Gewalt über ſeinen Sohn gehabt", feſt beharren zu wollen, wenigſtens wollte er ſich in dieſer Hinſicht durch die gegebenen Belehrungen lange Zeit nicht befriedigen laſſen.

Nun aber ſollten auch die Anderen die Wirkungen der Raſerei der Margaretha erfahren. Die Erſte, die von ihr verwundet wurde, war Eliſabeth. Dieſe erklärte ihrer Schweſter, daß auch ſie ſich für Kaſpar's Seele verbürgt hätte und für die Rettung derſelben zu ſterben bereit ſei. Sogleich verſetzte ihr Margaetha einen Schlag an den Kopf, von dem ſie blutrünſtig wurde. Die Reihe kam hierauf an Urſula Kündig und an Johannes Moſer, welche beide von ihr mit einem hölzernen Hammer einige Streiche an die Köpfe erhielten. Sie tröſtete dieſelben aber mit den Worten: „ſie ſollten nur ruhig ſeyn, denn davon würden ſie nicht ſterben, ſondern leben." Johannes Moſer hatte bereits auch von ſeiner Ehefrau

und der Jägglin, auf die Aufforderung der Margaretha hin, mehrere Schläge an die Bruſt erhalten, ſo wie hinwieder dieſer von dem Hausknecht Ernſt und von der Magd unmittelbar nach der Verwundung des Kaſpar, auf ihr Begehren hin, ein Paar ſchwache Streiche an die Bruſt verſetzt worden waren. Doch dieß Alles war nur das Vorſpiel zu größeren Gräueln. Der ältere Moſer und die Kündig brachten die Spuren der erhaltenen Schläge in das Gefängniß in ihren mit Blut unterlaufenen Geſichtern und in den Wundmalen auf der Bruſt, allein ſie bezeugten zuerſt noch ihre Freude darüber, daß ſie gewürdiget worden wären, um Jeſu Chriſti willen dieſe Schmerzen zu leiden.

Unterdeſſen hatte ſich der Vater, ſowie die Jägglin mit dem verwundeten Kaſpar, entfernt. Den Uebrigen eröffnete Margaretha: „Das Geſchehene ſei noch lange nicht genug; wenn alle die Seelen, für welche ſie ſich verbürget habe, ſollten erlöſt werden, ſo müſſe noch mehr Blut fließen; ſie müſſe ihr Leben laſſen für Chriſtus und wolle auch gern ſich opfern.“ Dann befragte ſie die Anweſenden, ob auch ſie für die vielen armen Seelen ſterben wollten? Alle antworteten mit Ja, beſonders die Kündig und Eliſabeth. Allein Margaretha erwiederte jener: „Es ſei ihr geoffenbart, daß ſie das Leben nicht laſſen müſſe, wohl aber Eliſabeth“, an die ſie ſich nun wandte, mit der beſtimmten Frage, ob ſie ſich opfern wolle? Sogleich bezeigte ſich dieſe zum Tode bereit; ſie erklärte neuerdings, ſich für viele Seelen verbürgt zu haben, vorzüglich für diejenige des Vaters und des Bruders Kaſpar; gern wolle ſie ſterben, damit der Satan nicht ſiege. Mit dieſen Worten verſetzte ſie ſich ſelbſt zuerſt einige Schläge mit einem hölzernen Schlägel an den Kopf, legte ſich dann quer über das Bett hin mit der Aufforderung: man ſolle ſie ſogleich todtſchlagen. Margaretha verſetzte ihr nun zuerſt mit einem eiſernen Hammer einen Schlag auf den Kopf und begehrte dann von Urſula Kündig, an derſelben dieſen gräßlichen Wunſch zu vollziehen. Ihre hartnäckige Weigerung ſchlug ſie mit den Worten nieder: „ſie werde die Schweſter auferwecken, ſowie ſie auch am dritten Tage wieder auferſtehen werde; ſie ſolle alſo nur ihr folgen! Der Vater im Himmel fordere dieſes; ſie müſſe es thun, wenn ſie nicht wolle, daß der Satan über Chriſtus Meiſter werde!“ Von Angſt und Verzweiflung überwältigt, ergriff nun die Kündig einen eiſernen Keil, mit deſſen breitem Theile ſie ſo lange auf die Eliſabeth zuſchlug, bis ſie den Geiſt aufgab. Dieſe ſoll, wie ein paar Zeugen ausſagten, ſogar unter den tödtenden Streichen die Worte ausgeſprochen haben: „Ich laſſe mein Leben für Chriſtus!“ und unaufhörlich ward ſie dazu von ihrer Schweſter Margaretha ermuntert. Ohne einen Laut des Schmerzes von ſich zu geben, litt jene die Schläge, die ihr das Haupt zerſchmetterten, und ſtarb als ein Opfer der religiöſen Schwärmerei, ſowie des Fanatismus ihrer Schweſter und desjenigen ihrer Freunde. An ihrer Tödtung nahmen auch, wie dieß die ſpäteren Geſtändniſſe darthaten, der Knecht Ernſt und die Suſanna Peter Antheil. Dieſe verſetzte ihr einige Streiche mit dem leeren Hefte eines Stemmeiſens, jener ſchlug auf den Kopf der Sterbenden mit dem Splitter eines zerbrochenen Brettes und entfernte ſich ſodann aus der Blutkammer, um an eine Arbeit zu gehen, nachdem

er gleichwohl vorher noch den erſten Auftritten der Blutſcene mit der Margaretha als Zeuge beigewohnt hatte.

Während die eine Schweſter auf dieſe Weiſe unter zahlreichen Mordſtreichen ihr Leben aushauchte, ſaß Margaretha auf dem Bette der Sterbenden und ſchlug ſich ſelbſt an die linke Seite des Kopfes mit einem eiſernen Keile, ſo daß einiges Blut herunterfloß. Allein dieß ſchien der Wahnſinnigen ſo viel als nichts. Anders ſollte das Blut fließen, welches ſie zur Rettung ſo vieler Seelen in ihrer Verrücktheit zu vergießen ſich vorgenommen. Sie verlangte alſo von der Kündig, die kaum mit der erſten Mordarbeit fertig geworden, ſie ſollte ihr mit demſelben Werkzeuge an den Kopf ſchlagen, damit noch mehr Blut fließe, erſt jetzt ſei es an der Hauptſache. „Chriſtus in ihr habe gegen ſeinen Vater für ſo viele tauſend Seelen Bürgſchaft verſprochen; erſt jetzt müſſe noch mehr Blut fließen; ſie müſſe ſterben und ſich ſelbſt aufopfern.“ Die Kündig und die Anderen entſetzten ſich bei dieſen Worten, allein die Schwärmerin fuhr die Freundin an: „Wie! du willſt alſo nichts für Chriſtus thun? — Schlag zu, Gott ſtärke deinen Arm!“ Die Kündig vollzieht den Willen der Gebieterin, deren Wort ihr über Alles war, und verſetzt ihr einige Schläge an den Kopf, worauf dann reichlicher Blut floß. Dann begehrte ſie, nach der Ausſage der Kündig und der beiden Moſer, welche durch Zeugniſſe der Suſanna und des Knechts Ernſt beſtätigt wird, ein Milchbecken und ließ einige Minuten lang das Blut vom Kopfe in daſſelbe fließen, mit der Aeußerung: „Dieſes Blut werde zur Rettung vieler Seelen vergoſſen!“

Zuletzt verlangte ſie ein Scheermeſſer, um damit die Haut am Halſe ſich löſen zu laſſen. Suſanna ging, um ein ſolches in einer untern Kammer zu holen. Sie ſelbſt gab es ſodann dem Johannes Moſer und dieſer der Kündig. Nun verlangte Margaretha von derſelben, ſie ſolle ihr einen Kreuzſchnitt um den Hals machen und einen Kreuzſchnitt auf die Stirn. Beides geſchah von der Kündig, die, ihre Weiblichkeit ganz verläugnend, ſich hier auf eine unbegreifliche Weiſe zeigt. Margaretha aber äußerte nicht den geringſten Schmerz und munterte die Freundin auf, ihr Mordwerk zu thun, indem ſie ihr neuerdings zurief: „Gott ſtärke deinen Arm!“ Oder: „Nun werden die Seelen erlöſt und der Satan überwunden!“

Als dieſes vollbracht war, erklärte Margaretha den Anweſenden, „ſie wolle ſich jetzt kreuzigen laſſen“, und verlangte von ihrer Freundin, daß ſie ihr dieſe Marter anthun ſollte. Dieſer Befehl ſetzte die Unglückliche vollends in Verzweiflung. Vergebens ſträubte ſie ſich dagegen, und unter einem Strom von Thränen flehte ſie, ſie mit dieſer That zu verſchonen. Allein Margaretha ließ nicht nach mit Befehlen: „Die Stunde nahe“, ſagte ſie zur Freundin, „ob ſie es ihr abſchlagen dürfe, Gottes Werk zu thun? Ob ſie die Seelen auf ihrem Gewiſſen haben wolle, die unerlöſt blieben, wenn ſie die Kreuzigung nicht vornähme?“ Als die Kündig ihr erwiederte: „Aber, um Gottes Willen, muß ich alſo es thun?“ antwortete ihr die Schwärmerin: „Ja, du mußt es! Hätte mich die Obrigkeit getödtet, ſo müßteſt du es nicht thun; nun aber iſt meine Stunde gekommen und dieſe kann nicht verſäumt werden!“ Sofort befahl ſie, Nägel zu holen, ein eiſer-

ner Hammer war ſchon da; und während Suſanna einige Nägel im Holzſchuppen von dem Knecht Ernſt, dem ſie, nach ihrer Ausſage, den Willen der Margaretha kund that, holte, ließ dieſe die Holzblöcke, welche herumlagen, in das Bett, auf welches ſie der Länge nach ſich hinſtreckte, legen, wobei Johannes Moſer thätige Hülfe leiſtete, indem er ihr zwei Stücke Holz unter die Füße legte. Nach der Rückkehr der Suſanna begann die ſcheußliche Metzelei. Wiederholt verlangte jetzt Margaretha die Annagelung der Hände und Füße, und ermunterte abermals die zögernde Kündig mit den Worten: „Gott ſtärke deinen Arm! Ich werde die Schweſter auferwecken und in drei Tagen ſelbſt auferſtehen!" So wurden nun die Nägel geſchlagen, durch die Füße, durch die Hände und durch jeden Ellenbogen, ſowie durch die beiden Brüſte. Da die Nägel nicht ausreichten, ſo holte Konrad Moſer noch einige herbei, und als die Kündig wieder verzweifelnd ausrief: „Muß ich denn Alles allein thun?" ſo nahm auch Suſanna einen Nagel zur Hand, mit dem ſie das rechte Armgelenk an die Bettlade heftete, zu welchem Ende ihr die Kündig den Hammer über das Bett hinreichte.

Während Urſula Kündig dieſe Blutarbeit vollzog, munterte ſie Margaretha unaufhörlich auf, mit dem Zurufe: „Gott ſtärke deinen Arm, ich fühle keinen Schmerz! Es iſt mir unausſprechlich wohl! Sei du nur ſtark, damit Chriſtus überwinde." Obwohl angenagelt an Händen und Füßen, durchbohrt an den Armgelenken und an anderen empfindlichen Stellen durch Schnitte und Streiche ſchwer verwundet, äußerte ſie wirklich, nach aller Zeugen übereinſtimmender Behauptung auch nicht das geringſte Zeichen des Schmerzes. Nach Johannes Moſer's Ausſage ſprach ſie folgende Worte: „Freuet euch mit mir! Gott im Himmel freut ſich auch mit euch!" Ferner: „So wie eine Gebärende die Geburt des Kindes nicht verſchieben könne, eben ſo nothwendig müſſe auch ihr Tod erfolgen, damit die Seelen, die lange genug in der Gewalt des Satans geweſen, gerettet würden!" Mehreremal, als Konrad ihr ſagte, es werde denn doch auch genug ſeyn, antwortete ſie, „ſie wolle ſchon ſagen, wenn es genug ſei; ſie ſollten nur thun, was ſie befehle!" Sie forderte hierauf, man ſollte ihr einen Nagel in's Herz ſchlagen oder ihr den Kopf ſpalten. Die Kündig verſuchte alſo, ein Meſſer ihr in den Kopf zu ſtecken, allein da es ſich krümmte, ſo ſtand ſie davon ab und rief, indem ſie den jüngern Moſer anſah, abermals in verzweifelndem Schmerz die Worte aus! „Wie! muß ich auch jetzt Alles thun, will mir denn Niemand helfen?" Als nun Margaretha gleich darauf begehrte, man ſolle ihr den Kopf einſchlagen, ſo ergriff Konrad Moſer ein Stemmeiſen, mit dem er der Unglücklichen gemeinſchaftlich mit der Kündig, den Schädel zerſchlug. Sie röchelte und in wenig Augenblicken hatte ſie den Geiſt ausgehaucht.

Als gegen 12 Uhr die Unthat vollzogen war, kam die Beſinnung allmählig in die Exaltirten zurück. Sie betrachteten die Leichname und vergoſſen bei dieſem Anblicke häufige Thränen! Wie Urſula Kündig hernach geſtand, ſo fühlte ſie damals ſchon, daß ſie Etwas begangen habe, was ſie ſpäter ſchwer zu verantworten haben möchte; allein bald kehrte die unſinnige Idee zurück, ſie habe eine heilige

Pflicht erfüllt, ſie ſei das Werkzeug geweſen, durch welches eine Menge Seelen errettet wurden, und ſie fühlte ſich getroſten Muthes in der Hoffnung, daß bald die beiden Schweſtern wieder auferſtehen würden! Die Zeugen dieſer Gräuelthat gingen dann hinunter, um dem Vater und den übrigen Hausgenoſſen die Anzeige zu machen, daß die Schweſtern todt ſeien, und ihnen den ganzen Hergang der gräßlichen Geſchichte zu erzählen. Alle kamen hierauf in die Blutkammer, um die furchtbar gemißhandelten Leichname zu beſehen. Bald beruhigten ſie ſich, als ſie vernahmen, Alles ſei auf ausdrücklichen Befehl der Margaretha geſchehen; der Vater ſelbſt, ſo außerordentlich und bedenklich ihm die Sache vorkommen mochte, ſtellte ſich mit derſelben Verſicherung zufrieden und machte den Thätern keine Vorwürfe!

So viel aus der actenmäßigen Geſchichte des Vorfalls, der die Unterſuchung unmittelbar nach ſich zog. Statt auf dieſe näher einzugehen, ſtellen wir die Frage: In welcher geiſtigen Verfaſſung war Margaretha Peter während der eben erzählten Scenen? Wie iſt dieſe Stimmung in ihr entſtanden? Wie kam es gerade zu dieſem Ausbruch?

Ehe wir den Verſuch machen, dieſe Fragen zu beantworten, müſſen wir zuerſt eine Interpretation völlig abweiſen. „Margaretha war eine conſequente hochmüthige Heuchlerin. Sie wollte von ihrer Secte als eine Heldin und Blutzeugin geprieſen werden; zudem fürchtete ſie die Entdeckung ihres Fehltrittes und wählte nun mit kluger Berechnung dieſe Mittel und Wege, um auf eine, nach ihrer Meinung, glorreiche Art aus der Welt abzutreten."

Wer den Tod der Schwärmerin ſo auffaßt, hat überhaupt ihr ganzes Weſen falſch verſtanden. Er hält, um den Irrthum mit einem Wort zu bezeichnen, den Wahnſinn für Liſt und kluge Berechnung; er glaubt an eine Verſtellung, wo die furchtbare Wahrheit einen viel beſſern Schlüſſel liefert, und ſtellt eine Hypotheſe auf, zu deren Annahme kein Grund vorhanden iſt und die an dem traurigen Ausgang des ganzen Vorfalls nothwendig Schiffbruch leidet. Einer ſo qualvollen Todesart gegenüber hält keine Vorſtellung Stand, und die bloße Eitelkeit, durch welche übrigens das unmittelbar vorausgehende Benehmen nicht erklärt wird, hätte ohne Zweifel auch durch eine leichte und ſchmerzloſe Todesart ihren Zweck erreicht. Nach unſerer Anſicht iſt dagegen Margaretha's Benehmen einfach auf folgende Weiſe zu erklären. Die Baſis aller ihrer Vorſtellungen, Gedanken und Handlungen war das Glaubensprincip ihrer Secte: „Chriſtus in uns." Sie hatte dieſes auf eine zwar grob ſinnliche, nichts deſto weniger aber vollkommen conſequente, Weiſe aufgefaßt, hatte ſich ſelbſt dieſemnach mit der Perſon des Heilandes identificirt und war auf dieſe Art tiefer als ſelbſt die Häupter der Secte, welcher ſie angehörte, in den Geiſt derſelben eingedrungen. Beruhten auch ihre Viſionen in ihrem erſten Urſprung auf innerer Lüge und Unwahrheit, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ſie dieſelben ſpäterhin mit feſtem Glauben ſelbſt für wahr hielt. Somit hatte ſich alſo in den Kreis ihres Bewußtſeyns eine falſche Vorſtellung, die ſie ſelbſt nicht mehr als Irrthum erkannte, eingedrängt. Wäre ſie nun im lebendigen Verkehr mit der Außenwelt geblieben, hätte ſie z. B. ihre Miſſionsreiſen fortge-

ſetzt, ſo wäre vielleicht jener Ausbruch nicht erfolgt. Jetzt aber blieb ſie anderthalb Jahre in Illnau, im Hauſe ihres Geliebten, in einer freiwilligen engen Gefangenſchaft; dann nach Wildenſpuch zurückgekehrt, hielt ſie ſich neun Wochen hindurch einſam in dem Hauſe ihres Vaters, deſſen Schwelle ſie nicht überſchritt. Sie ſah nur wenige und immer dieſelben Perſonen, und ſelbſt mit dieſen ſprach ſie nur Weniges, aber ſie fand bei ihnen unbedingten Glauben und Vertrauen. So konnte ſich alſo ihre einmal fix gewordene falſche Vorſtellung ungeſtört in ihrer vollen Conſequenz weiter entwickeln, wie denn überhaupt jede falſche Lehre, — nach dem natürlichen Geſetz der Schwere, welches gewiſſermaſſen auch auf dem geiſtigen Gebiet gilt und dem der Irrthum wie die Wahrheit unterworfen iſt, — in dem Gemüth des Einzelnen wie in der Geſchichte, im Laufe der Zeit nothwendig zur Reife kommen und ihre Früchte tragen muß, wenn anders ihr Entwicklungsgang nicht gewaltſam unterbrochen wird. Hatte ſich alſo, wie geſagt, Margaretha einmal mit der Perſon des Erlöſers identificirt, ſo war der Gedanke an Leiden, Sterben und Kreuzigung, an Auferſtehung und Himmelfahrt, eine nothwendige Folge des Grundirrthums. Freilich ſchien ſie, ſo weit überhaupt Nachrichten über ihre Aeußerungen vorhanden ſind, anfänglich bloß die Glorie der körperlichen Aufnahme in den Himmel ohne vorgängige Marter genießen zu wollen. Aber als das Wunder ausblieb, zu welchem ſie bereits ihre Anhänger eingeladen, und auf welches ſie dieſelben fortwährend vertröſtet hatte, ſo mag ihr ſelbſt vielleicht der Gedanke aufgegangen ſeyn, daß der Verklärung nothwendig der Kreuzestod vorhergehen müſſe. Auch iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ihre unerwartete Niederkunft, wegen welcher ſie, wie oben erzählt worden, mit Gott zu ſchmollen und zu rechten begann, Vieles dazu beigetragen habe, daß ihre Vorſtellungen eine ſo trübe Richtung nahmen; — es ſcheint ferner, als wenn die tobſüchtigen Ausbrüche in den letzten Tagen vor der Kreuzigung nicht mehr die Folge einer ſogenannten fixen Idee, ſondern Symptome einer völligen Verwirrung, waren, die vielleicht durch die innere Angſt von der erwarteten Marter erzeugt wurde; — — aber wie man auch dieſes Benehmen erklären mag, immer muß anerkannt werden, daß ſich die Entſtehungs- und Entwicklungsgeſchichte ihres Wahnſinns nicht mit ſtrenger hiſtoriſcher Sicherheit entwerfen läßt, ſondern daß wir nur mit mehr oder minder großer Wahrſcheinlichkeit aus ihren Aeußerungen und Handlungen auf ihr Inneres ſchließen können. Dagegen laſſen ſich aus dem wirklich Erwieſenen und Feſtſtehenden mit Sicherheit zwei andere Folgerungen, negativen Inhalts ziehen. — Margaretha gehört nicht zu den Perſonen, die durch eine ſchwärmeriſche und exaltirte Reue ſich zu grauſamer Selbſtpeinigung oder zum Selbſtmorde hinreißen ließen, wie dergleichen Beiſpiele allerdings auch in der Geſchichte vorkommen, — denn von einer ſolchen Reue oder dem Bedürfniſſe, die eigene Schuld zu büßen; ja auch nur von einer Erkenntniß der letztern, iſt in dem ganzen Hergang auch nicht von fern die Rede; — vielmehr will ſie ſterben, um, ihrem urſprünglichen Irrthume getreu, unzählige Seelen zu erlöſen. Ferner: es iſt durchaus falſch und ein großes Mißverſtändniß, wenn der Verfaſſer der actenmäſſigen Darſtellung dieſes Vorfalls,

J. L. Meyer, an vielen Orten zu verſtehen gibt, daß die „graſſe Satisfactionslehre“ oder die „Kreuz- und Bluttheologie“ (d. h. in ſeinem Sinne, genau genommen, die Glaubenslehre der Kirche, wie die der getrennten Confeſſionen) die Schuld des Schauder erregenden Wahnſinns trügen. Nicht der Glaube, daß Chriſtus ein der Gerechtigkeit Gottes dargebrachtes verſöhnendes Opfer für die Lebendigen und Todten ſei, — daß Er die Menſchheit durch ſeinen Tod am Kreuze erlöſt habe, und daß, außer durch ſein Verdienſt, kein Heil und keine Vergebung der Sünden ſei, — nicht dieſer Glaube der Kirche trägt die Schuld, ſondern der allerdings gottesläſterliche und verruchte Irrthum jener wahnſinnig hochmüthigen Schwärmerin und ihrer Secte, daß Chriſtus in ihr und ſie ſelbſt Chriſtus ſei — ein Irrthum, den nur ein hoher Grad von Verblendung und Unwiſſenheit oder ein eben ſo großes Maß von böſem Willen für gleichbedeutend mit dem chriſtlichen Kirchenglauben nehmen kann.

Daß dieſer Irrthum gerade ſo, wie wir ihn bezeichnet haben, wirklich gehegt wurde, geht unter Anderm aus den Antworten und aus dem ganzen Benehmen der Urſula Kündig, der eigentlichen Vollſtreckerin der Kreuzigung, hervor, als ſie gefragt wurde: ob ihr nicht bekannt geweſen, daß Margaretha einmal ſchwanger war? Urſula gerieth darüber in den heftigſten Unwillen. „Sie habe“, ſagte ſie, „die erhabenſten Lehren von derſelben empfangen. Man wolle freilich nicht glauben, daß Gott ſich einem einfältigen Bauernmädchen alſo geoffenbart; aber der Herr habe Großes im Stillen durch ſie gewirkt, weil Chriſtus durch ſie ſich im Fleiſche geoffenbart und durch ſie viele Seelen, die ſchon vor Jahrhunderten geſtorben, errettet habe. Alles Irdiſche ſei ihr fremd geweſen. Sie lebe und ſterbe darauf, daß Margaretha nie mit Mannsperſonen fleiſchlichen Umgang gehabt; und wenn ſie tauſend Leben hätte, ſo würde ſie alle gern und willig für die innigſte Ueberzeugung hingeben, daß Margaretha rein geweſen ſei und nie fleiſchlich geboren habe.“

Bei dieſer Erklärung blieb nichts Anderes übrig, als ihr den bereits geſtändigen Morf gegenüber zu ſtellen. Wie ſie nun aus deſſen eigenem Munde die ganze unſelige Geſchichte vernommen hatte, rief ſie im heftigſten Affect: „Ich betete immer, daß ſie (Margaretha) auferſtehen möchte; nun weiß ich, wie ſich die Sache verhält. Ihr habt im Geiſte angefangen zu leben und im Fleiſche geendet! Iſt es nicht zum ewigen Erbarmen? Mörder ſeid ihr! Die Margaretha iſt eine Mörderin an mir! Warum wollte ſie getödtet ſeyn? Um ihren Ehebruch zu decken! Und jetzt wird mein Name mit den Mördern und Miſſethätern genannt! Das bricht mein Herz, daß ich unter ſo Falſchen war! Es iſt der Satan, der mich zu euch ſtellen wollte. Weil ihr ſo verruchte Thaten gethan, ſo glaubt man es auch von mir, weil ich immer bei euch geweſen bin. Auf allen Kanzeln wird von mir gepredigt werden. Niemand wird glauben, daß ſolche Thaten von einem Weibe, von mir aus Gottesfurcht, aus Gehorſam gegen den Herrn, zu meinem großen Kummer und Schmerz, geſchehen ſeien. Falſche Brüder ſeid ihr! Wenn ihr es Jemand hättet ſagen ſollen, ſo hättet ihr mir es

ſagen dürfen. Niemand wurde ſo angeführt wie ich. Ich glaubte, daß der Sohn Gottes in ihr ſei, aus ihr ſpreche und in ihr wirke. Für ſie hätte ich zehntauſend Leben gegeben. Jetzt ſehe ich ein: Sünde war es, von Gott und Auferſtehung zu reden und zu wiſſen, welche Schandthat ihr begangen habt! Gottes Gnadenſchänder ſeid ihr! Gern wollte ich ſterben, wenn ſie unſchuldig wäre; aber auf ſolche Art ſterben fällt mir ſchwer. Blut möchte ich weinen, daß ich ſo zum Aergerniß der Gläubigen bin!"

Morf wollte die in höchſter Aufregung hin und her Gehende damit beruhigen, daß er ihr zu bedenken gab, wie bald ſo Etwas geſchehen ſei. Sie aber fuhr fort: „Es heißt, wachet und betet, auf daß ihr nicht in Verſuchung fallet. Um Gotteswillen, was habt ihr gethan! Kein Türke, ſo lange die Welt ſteht, hat eine ſo grauſame That an ſeinen Freunden verüben müſſen, wie ich... Ich habe ſie als eine Heilige verehrt und muß ſie jetzt als eine Hure und Ehebrecherin erkennen. — Das fällt mir ſchwer! Ich kann mich auf nichts berufen, als auf Gott!"

So ſtößt man doch im Kreiſe dieſer Menſchen auf Eine Perſon, welche von der Ueberzeugung ausgeht, daß es zwei unvereinbare Dinge ſind: vom Geiſte Gottes getrieben werden, und unſittlich leben und handeln. Daß auch eine ſo Geſinnte mit in den ganzen Gräuel hineingezogen werden konnte, dergeſtalt, daß ſie eine Hauptrolle dabei ſpielte, beweiſt zur Genüge, wie groß die Macht jenes dämoniſchen Hochmuths iſt, der dem Sectenweſen zum Grunde liegt.

2. Die Pöſchlianer.*)

Die myſtiſchen Umtriebe hatten auf mehreren Punkten in Süddeutſchland empfänglichen Boden gefunden, als Thomas Pöſchl, inveſtirter Schulbeneficiat zu Braunau in Oberbayern, von dem bekannten vormaligen Pfarrer Joh. Bapt. Langenmayer in die Myſtik eingeführt, im Sinne der „Erweckten" das „Reich des Herrn" zu fördern anfing. Eben war ſein Meiſter vom myſtiſchen Lehrſtuhle, der oben genannte Langenmayer, von dem er die Kraft des Exorcismus kennen gelernt haben ſoll, zur Unterſuchung gezogen, als er ſelbſt auf eine ſeinem Stande unangemeſſene Weiſe nach Ampflwang, Decanats Vöklabruck, verſetzt wurde: man brachte ihn mit polizeilicher Escorte dahin; denn daß er eine Entſchließung auf die von einem Theile der Bürgerſchaft höhern Orts für ihn eingereichte Bittſchrift abwarten wollte, ſah man als Trotz gegen die königl. Unterbehörde an und verurſachte dieſe Abführung.

Seine gewaltſame Verſetzung als Cooperator nach Ampflwang knüpfte ſich an den beſondern Umſtand, daß er in der Schule vor den Kindern die Behauptung

*) Nach dem Manuſcript eines Augenzeugen, in welchem die Namen der Betheiligten meiſtentheils nur mit Anfangsbuchſtaben bezeichnet ſind.

vortrug: ein durch Schlagfluß plötzlich verſtorbener Mann ſei ſeiner Gotteslästerung wegen vom Teufel erwürgt worden. Er hatte jedoch auch ſonſt durch ſein Betragen in Braunau ſich die Ungunſt der geiſtlichen und weltlichen Vorſteher zugezogen, über die er als über ſolche, die nicht „erweckt“ ſeyn wollten, die liebloſeſten Urtheile fällte. „Der Neid der Pfaffen, der Unglaube der weltlichen Beamten haben mich verdrängt; die Pfaffen konnten es nicht leiden, daß ich mehr wirkte, als ſie; und die Weltlichen waren auf mich erbost, weil ich ihre lockere Lebensweiſe nicht billigte:“ das war auch nach ſeiner Verſetzung von Braunau nach Ampflwang die Rede, die er im Munde zu führen pflegte.

Wiewohl dieſe Aeußerungen, im Gefühle des Unmuthes und der Bitterkeit vorgetragen, den Geiſt der Sanftmuth und der Gelaſſenheit, welche das Evangelium fordert, nicht offenbarten, ſo gewann er ſich doch durch ſein ſonſtiges Betragen bei der Gemeinde den Ruf eines ſanften, freundlichen, frommen Mannes, und man zollte ihm um ſo mehr herzliches Mitleiden, als er allerdings hart behandelt worden war. Er gewann das Vertrauen des damaligen Vikars M. Sch. in ſo hohem Grade, daß dieſer mit übertriebener Achtung von Pöſchl ſprach; ja ihn ſogar mit dem heil. Thomas Aquinas verglich.

Durch den gedachten Hrn. Vicar gewann er auch das Zutrauen des damaligen Landrichters V. zu Vöklabruck, ſo daß dieſer die ſtrenge Aufſicht auf Coop. Pöſchl, zu welcher der damalige Pfarrer vermöge Dekrets des erzbiſchöfl. Conſiſtoriums angehalten war, nicht für nöthig hielt.

Noch mehr galt er wegen ſeines Amtseifers bei der Gemeinde. Als Catechet beſuchte er die Schule ſehr fleißig, ja täglich Vor= und Nachmittags. Er war unermüdet, den Kindern nach ihren Fähigkeiten Furcht Gottes einzuprägen und ſie zu einem ſittlichen Betragen anzuhalten. Er überwachte auch die Kinder, ſo viel möglich, außer der Schule.

Um ſeinen Lehren mehr Eindruck zu geben, ſtellte er ihre inneren Regungen als entweder von einem Engel oder vom Teufel hervorgebrachte Zuſtände vor. Fromme Kinder waren von Engeln, böſe vom Teufel geführt. Schon zu den Kindern auf den Armen der Mutter ſagte er: „Was wird wohl aus dir werden, ein Engel oder Teufel?“

Seine geiſtlichen Verrichtungen machte er mit Anſtand ohne frömmelnde Ziererei. Um erſprießlich im Predigtamte zu wirken, nahm er die Obliegenheit auf ſich, die Homilien an Sonn= und Feſttagen bei der Frühmeſſe zu halten; was er um ſo lieber that, da es eine Erleichterung für ſein Gedächtniß war, erklärend von Vers zu Vers den Evangelien und Epiſteln zu folgen. Ordentlich ausgearbeitete Predigten vorzutragen, hinderte ihn ſein ungetreues Gedächtniß. Sein Vortrag war feurig und herzlich und man hörte ihn, ohngeachtet daß er oft ſehr lange anhielt, gern zu.

Als Beichtvater war er ſehr ſtreng. Rückfallende wurden abgewieſen. Wer nicht dem Tanz, Spiel und Liebſchaften auf immer entſagte, erhielt keine Nachlaſſung. Genugthuungswerke wurden auf Jahre, ja auf das ganze Leben aufge=

legt. Das Bußgeſchäft bei ſeinen Beichtkindern fing gewöhnlich mit einer General-Beicht an. Hatte er einmal zu einem Beichtkinde Vertrauen gefaßt, ſo erhielt dieſes die Auszeichnung, daß, wenn ſelbes an den Tiſch des Herrn zu gehen verlangte, es ſich nur bei ihm melden durfte, und es ward ohne Beicht dann zugelaſſen. Auch im Beichtſtuhl mußte der Teufel der Urheber aller Sünden ſeyn. Beichtenden, bei denen er Leichtſinn oder keinen feſten Ernſt wahrnahm, ſagte er trocken: „An dir hilft ſo nichts, du biſt ſo des Teufels."

Dieſer ſeiner Vorſtellungsart diente ein von dem als Myſtiker renommirten Goßner neu bearbeitete Schrift, die troß dem Verbote der königl. Regierung in kurzer Zeit ſechs Auflagen erlebt hatte, als Förderungsmittel; ſie führt den Titel: „Das Herz des Menſchen ein Tempel Gottes, oder eine Werkſtätte des Satans," mit vielen gar wunderlichen, zum Theil grotesken Figuren als ſymboliſchen Vorſtellungen, um den Zuſtand des natürlichen Menſchen auf der einen Seite, und auf der andern den Zuſtand des Wiedergebornen (Erweckten im Sinne der Myſtiker) anſchaulich zu machen. Da figuriren auf der einen Kröten, Schlangen, Scorpionen ꝛc. und auf der andern Täublein, Lämmlein, Englein ꝛc. und alle ſitzen da im menſchlichen Herzen umher. Dieſes Buch führte Pöſchl bei ſeinen Beichtkindern allgemein ein, und man kaufte es gern, wiewohl es von ihm um erhöhten Preis verkauft wurde.

Uebrigens war es nicht der Beichtſtuhl allein, in welchem er die Gemüther und Gewiſſen zu beherrſchen ſuchte; auch im täglichen Umgang mit den Menſchen ging ſein Streben dahin, einen herrſchenden Einfluß zu erhalten.

Er gewann ſich anfangs mehrere Weiber, welche als die vermöglicheren in Anſehen bei der Gemeinde ſtanden. Durch dieſe wirkte er auf die erwachſenen Töchter und weiblichen Dienſtboten. Durch die ihm zugethanen Weiber und Mädchen erhielt er Nachricht von Allem, was ſich in der Pfarrei zutrug; wie dieſen die ganze Gemeinde oder einzelne Perſonen vorkamen, ſah auch er ſelber. Hatte er einmal die Weiber ins Intereſſe gezogen, ſo mengte er ſich nun in verſchiedene häusliche Verhältniſſe; er wagte es ſogar gegen die Ausſprüche der Obrigkeit Händel zu entſcheiden, ſelbſt in die Geheimniſſe des Ehebettes drang er ein, wodurch er ſich aber manchen Haß bei Ehemännern zuzog, zumal da er ſich in Folge deſſen zu unanſtändigen Vorträgen von der Kanzel hinreißen ließ.

Auch den Geldbeutel nahm er beherrſchend in Anſpruch; denn öfters gab er als Bußwerke Almoſen in der Art auf, daß er die Gabe und die Perſon beſtimmte, an die es zu geben war. Hiemit hatte er auch den ärmern Theil der Gemeinde gewonnen; jeder Arme wollte vor dem Coop. Pöſchl für fromm gelten, durch den er manche Unterſtützung erhalten konnte.

Bezüglich der Männer war er keineswegs ſo herrſchſüchtig über ihr Gewiſſen, nicht ſo zudringlich, ihr Vertrauter zu ſeyn. Ebenſo wenig trachtete er die erwachſene Jugend zu gewinnen, und ſein Einfluß auf ſelbe war ſehr gering. Gewöhnlich nahm er Parthei für die Weiber gegen ihre Männer; unbiegſame Männer mußten es ſich ſchon gefallen laſſen, bei den Weibern angegeben zu werden, daß

ſie vom Teufel regiert werden. Sonderbar iſt es, daß Pöſchl, der bei den Leuten als ein ſo wohlthätiger Mann bekannt war, bei ſeinem geringen Einkommen ſich doch eine hübſche Baarſchaft, eine ſchöne Einrichtung und einen ziemlich guten Tiſch verſchaffte. Uebrigens war, wiewohl er ein feſtliches Gaſtmahl, eine fröhliche Geſellſchaft nicht ausſchlug, ſein Leben doch ſehr einſam und ſtille.

Die Schule, der Krankenbeſuch, die beſtändigen Beſuche der Frommen nahmen die Stunden des Tages in Anſpruch. — Unter jenen Weibern, über die er vor andern zu herrſchen ſchien, war Magdalena Sickinger, eine Krämerin von 40 Jahren, die Schweſter des bei Errichtung der Pfarrei Ampflwang 1813 den 30. März abtretenden Vicars M. Sch., welche mit einer Stieftochter und ihrem Manne in kinderloſer Ehe ein zurückgezogenes geſellſchaftſcheues Leben führte. Bei ihr brachte er die meiſten Mußeſtunden zu; zu ihr kamen auch die Leute öfter, mit denen er zu ſprechen hatte und nach Abtritt des Vicars, des Bruders dieſer Krämmerin, bei dem Antritt des neuen von der k. b. Regierung angeſtellten Pfarrers ging er zu ihr in die Koſt, wodurch er ſich ſeinen geiſtlichen Umgang mit ihr ſehr erleichterte. Bei ihr wurden Privatvorleſungen gehalten; die achtzehnjährige Stieftochter der Krämerin mußte die junge Mädchenwelt an ſich ziehen. Sie erhielt von Hrn. Pöſchl Lieder, welche ſie mit ſelben ſingen; Bücher, welche ſie ſelben vorleſen mußte. Selbſt auf geiſtliche Spielereien verfiel man; es wurde eine geiſtliche Lotterie errichtet, d. i. ein Becher mit Nummern angeſchafft, deren jede einen Sittenſpruch enthielt; man zog eine Nummer und hörte dann den Sittenſpruch mit erbaulichen Erklärungen.

Im vollkommenen Beſitze der Herrſchaft über den größten Theil der Gemeinde, war er der Vertraute der Weiber, der Freund der Mädchen, der Verehrte von den Armen, als der neue Pfarrer auftrat, das Vorurtheil bei der Gemeinde vorfindend, er ſei ein von der bayeriſchen Regierung widerrechtlich aufgedrungener, der bald wieder bei dem Vorrücken der Oeſterreicher abtreten müßte; welches Vorurtheil Pöſchl und der noch in der Nähe ſich aufhaltende abgetretene Vicar mit allen möglichen Gründen zu unterſtützen ſuchten. Wenn es nicht unumgänglich nothwendig war, zu dem Pfarrer zu gehen, ging alles zum Coop. Pöſchl, und ſelbſt des Pfarrers Belehrungen, Ermunterungen, Rathſchläge wurden ſeinem Urtheile unterworfen. Brautleute z. B. wurden von ihm aufs Neue angenommen, wenn ſie ſchon zur Aufnahme und Prüfung bei dem Pfarrer geweſen waren. Auch die Stipendien zu Meſſen ſammelte er ſich eigens und nahm ſie nicht von der Meſſenkaſſa. Sich erträglich zu machen, war, dem Cooperator Pöſchl gegenüber, alles, was dem neu angetretenen Pfarrer gelang.

So ſtund Th. Pöſchl als Cooperator zur Gemeinde als er am 23. Jänner 1814 die oben erwähnte Krämerin förmlich als eine begnadigte Seherin erklärte, und ſeit dieſer Zeit entdeckte ſich, Pöſchl ſei ein Schwärmer.

Nach einer von Pöſchl ſelbſt verfaßten Darſtellung dieſer Vorfälle bezogen ſich die Offenbarungen, „welche mitten im Herzen dieſer frommen Dienerin Gottes (der Magdalena Sickinger) geſchahen“, hauptſächlich auf drei Gegenſtände: 1) auf

die Einwohnung Jeſu Chriſti im Herzen des Menſchen durch den Glauben, 2) auf die Bekehrung der Juden, als des auserwählten Volkes Gottes, 3) auf die bevorſtehenden Strafgerichte Gottes, wenn die Chriſten nicht ernſtlich Buße thäten.

Der Anfang dieſer „Offenbarungen", erzählt Pöſchl, geſchah den 20. Februar 1813. Als ſie nämlich die unausſprechlich große Liebe betrachtete, aus welcher der Herr — Gottes Sohn — Schöpfer Himmels und der Erde — Herr der Herrlichkeit — für uns Sünder — ein geringer Menſch ward, für uns litt, und am Kreuze ſtarb, und ſogar in unſerm ſündhaften Herzen wohnen will; wurde ſie abermals, wie ſchon öfters ſeit einiger Zeit vorher, zur inbrünſtigſten Liebe gegen Ihn entflammt, und ſah auf einmal im Geiſte in ihr Herz hinein, welches wie Kriſtall hell, klar und durchſichtig erſchien; ſah auch den göttlichen Heiland daſelbſt, wie er eben einen prächtigen Palaſt baute, mit dem Kreuze hineinzog und ſeinen Wohnſitz nahm.

Von dieſem Tage an ſah ſie faſt täglich bei ihrer Andacht und Betrachtung des bittern Leidens den Herrn in ihrem Herzen, erhielt die erhabenſten Geſichte und Stimmen des Herrn, und pflegte den vertraulichſten Umgang mit ihm als ihrem Allgeliebten.

Was nun den erſten Gegenſtand betrifft, ſprach der Herr unter anderm: „Ich lebe und wohne in allen Menſchen, die es wahrhaft glauben und darnach thun." — Auch ſprach er zu einer andern Zeit: „Dieſe Geſichte ſind wahre Vorbilder, daß ich durch den Glauben wahrhaft im Menſchen lebe und wohne."

Da ſie einmal dem Herrn ihr Bedenken vortrug, ob ſie die gehabten Geſichte und Stimmen wohl mit ihrem Blut und Leben beſtätigen dürfe, ſprach Er zu ihr: „Bekenne allzeit, daß Ich durch den Glauben im Menſchen wohne. Die bisherigen Geſichte ſind wahre Vorbilder hievon."

Den 2. Gegenſtand betreffend ſprach der Herr zu ihr, nachdem Er einmal in einem Geſichte unzählbare Geſtalten der Juden zu Seiner Anbetung in ihrem Herzen erſcheinen ließ: „Du und dein Bruder*) ſollet das Werkzeug zu ihrer Bekehrung ſeyn. Es iſt mein auserwähltes Volk." — Da ſie Bedenken trug, wie dieß geſchehen könne, da wir Nichts ſind und nichts vermögen; auch keine Juden allhier befindlich ſeien, ſprach der Herr: „Ich bin Gott der Allmächtige. Durch Mich kann alles geſchehen. Laß es Mir über. Es iſt Mein auserwähltes Volk." Dieſer ganze Ausſpruch wurde auf ihre Bitte um Beſtätigung wiederholt.

Da ſie einmal den Herrn bat: ob die Bekehrung der Juden durch mich (Pöſchl) noch lange anſtehen, oder bald geſchehen werde, ſprach Er: „Wenn ihn die Welt hinauswirft, wird die Bekehrung Meines Volkes anfangen. Aber Ich werde überall mit und bei ihm ſeyn." — Auch ſprach der Herr noch weiter: „Ihr werdet bis zur Opferung eures Lebens

*) So nannte der Herr auch ihren Seelenführer, bemerkt hiebei Pöſchl.

verfolgt werden. Man wird euch nicht glauben. Aber Ich werde überall bei euch ſeyn. Verlaſſet euch auf Mich."

Ein andermal ſprach der Herr: „Ihr werdet alle beide für Betrüger gehalten werden, und müſſet euer Leben zur Bekehrung Meines Volkes opfern. Es wird nicht mehr lang dauern." —

Einmal ſah ſie den Herrn in ihrem Herzen als König auf einem hohen Berge. Unſere zwei Geſtalten waren auch dabei. Dann erſchienen die Juden in größter Anzahl und der Herr ſprach: „Dieß iſt der Berg Sion. Da ſoll Mich Mein geliebtes Volk anbeten. Ihr ſeid das Werkzeug hiezu."

Sie bat auch einmal bei ihrer Andacht und Betrachtung des bitteren Leidens den Herrn in ihrem Herzen, ob die Geſichte und Stimmen alle wahrhaft von Ihm ſeien und ob gar nichts von ihr ſelbſt, das heißt, von ihrer eigenen Natur ſei? und ob alles wird erfüllt werden? — Da ſprach der Herr: „Es iſt alles von Mir, und es wird Alles erfüllet werden, ſo wahr Ich dein Herr und Gott bin."

Was den dritten Gegenſtand betrifft, bat ſie öfters: daß alle dermalige Chriſten erſcheinen, und den Herrn in ihrem Herzen lieben und anbeten möchten, wie es die Juden bisher auf ihre Bitte allezeit mit größter Ehrfurcht und Demuth gethan hatten. Allein ſie erſchienen zwar haufenweiſe außer ihrem Herzen; aber in's Herz zum Herrn hinein gingen ſie nicht, und achteten Ihn auch nicht. Da ſprach Er in Seinem Grimme: „Ich verſtoße ſie alle." — Als ſie ſich Ihm dann zu Füßen warf, ſich unausſprechlich verdemüthigte, und lange für ſie um Schonung flehte, ſprach Er endlich: „Ich mache Alles neu. Sag's deinem Bruder, ſie ſollen Buße thun, ſonſt gehen alle zu Grund."

Da ſie bald darauf, erzählt Pöſchl weiter, meine Angelegenheit dem Herrn in ihrem Herzen vortrug: ob ich nämlich in Seinem Namen, und als von Ihm beauftragt, die Buße predigen und den Untergang der Unbußfertigen ankündigen ſolle, wie es mir zufolge dieſes Ausſpruches ſchiene; oder ob ich dieß nur gelegentlich berühren dürfe, ſprach Er: „Er ſoll nur gelegentlich davon lehren, bis Ich ihm befehle, aufzutreten." Welchen Befehl ſie mir im dritten Monat hierauf als den 22. Jänner 1814 überbrachte, wo ſie mir berichtete, daß der Herr dieſe Woche zweimal befohlen habe: „Er ſoll auftreten." Was ich auch ſogleich befolgte, indem ich Tags darauf den 23. Jänner als den 3. Sonntag nach der Erſcheinung am Ende der Frühlehre die Ausſprüche des Herrn in Rückſicht der Judenbekehrung und Buße der Chriſten öffentlich vortrug, und bald darauf in Verfolgung kam. —

Pöſchl, anſtatt dieſe Zuſtände näher zu unterſuchen, erklärte alſo ſelbe ſogleich für außerordentliche, für göttliche Offenbarungen. Er war während dieſer Zeit äußerſt geheimnißvoll; öfters ſehr betrübt, oft in ſich gekehrt und in heftigen frommen Affecten. Seine Vorträge waren immerwährende Anſpielungen auf die Bekehrung der Juden, dringende Ermunterungen zur Buße, donnernde Strafreden. Auf eine gelegentliche Bemerkung ſeines Pfarrers, warum er doch immer auf die

Bekehrung der Juden zurückkomme; es ſeien der Glaubens- und Sittenlehren ſo viele, daß man ſich mit dergleichen Muthmaſſungen nicht abgeben ſolle; ward er bis zu Thränen gerührt, ohne etwas darauf zu antworten. Die Zeit war noch nicht da, daß er öffentlich auftreten durfte. Nur wenige Weiber wußten von den Viſionen und dieſen wurde die Perſon nicht genannt. Als er aber den 22. Jan. 1814, alſo faſt nach einem Jahre, den Auftrag erhielt, er ſolle auftreten und er am 23. Jan. wirklich den Befehl bei der Frühmeſſe vollzog: ſo bekam ſeine Schwärmerei erſt einen öffentlichen Charakter.

Die Leute hatten ihn bei dieſem Vortrage entweder nur halb gehört oder ganz unrichtig verſtanden; auch waren ſie der Meinung, Pöſchl ſelbſt habe die Offenbarung von Gott erhalten, weil er ſelbe als einen Auftrag von Gott vortrug.

Würde er auf der Stelle nach gemachter Anzeige des Pfarrvorſtandes bei dem k. bayer. Dekanate entfernt worden ſeyn, ſo wäre vielleicht dieſe Schwärmerei im Entſtehen unterdrückt geweſen. Aber da er noch 14 Tage in Ampflwang verbleiben konnte, ehe er nach Vöklabruck und dann eben ſo lange, ehe er nach Salzburg ins Prieſterhaus gebracht wurde, ſo war Zeit genug gegeben, daß die Leute ſich durch Anfragen die vermeintlichen Offenbarungen deutlich wiederholen laſſen, beſſer ſich merken, gegen Zweifel beſtärken konnten.

Was der eine nicht verſtand, wußte ihm ein anderer zu erklären; was einer vergaß, wiederholte ihm ein anderer, Neues kam hinzu, manches wurde entſtellt.

Der Ruf davon verbreitete ſich in die Nachbarſchaft. Das wunderſüchtige Volk drang von allen Seiten herbei, brachte Kranke in der Meinung, Pöſchl könne Wunder wirken.

Da ihm vom Pfarrvorſtande nicht mehr erlaubt wurde, in der Kirche zu predigen, ſo ergriff er jede ſich darbietende Gelegenheit, z. B. eine Sommerbank genügte ihm, dem haufenweis zuſammenſtrömenden Volke zu predigen.

Auch nach allen dieſen Vorgängen hätte vielleicht der Schwärmerei noch Einhalt gethan werden können, wenn Pöſchl in Salzburg, wohin er den 27. März abgeführt worden war, mit ſolcher Strenge wäre bewacht worden, daß Niemand ihn hätte ſprechen können. Aber man ſah ihn nicht bloß ſelbſt für einen Menſchen an, der, durch eine fixe Idee verwirrt, durch Belehrung leicht könnte geheilt werden, ſondern man erwartete auch, durch ſeine Belehrung würden auch die Irrgeführten wieder zurecht gebracht werden. Ueberdieß ſtellte man ſich ſeinen Einfluß auf die Gemeinde nicht ſo vor, wie er wirklich war, und ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung: da ſeine Vorherſagungen unerfüllt blieben, müßte ſich auch der Glaube daran verlieren; allein der Zufall leitete die Schwärmerei anders als man vorherſehen konnte.

Die aufgereizte Stimmung, der Gedanke, Pöſchl habe auf der Kanzel ſein Leben für die Wahrheit der neuen Offenbarung verpfändet; er als frommer Prieſter könne unmöglich lügen; das Beiſpiel Anderer u. dgl. zog nun eine Menge Menſchen aus der Pfarrei und Nachbarſchaft zu ihm nach Salzburg. Jeder wollte aus ſeinem Munde die Verſicherung deſſen hören, was er von der Kanzel vorgetragen hatte, oder darüber ſich vergewiſſern, wie ſie ſich zu benehmen hätten

bezüglich der Weiſungen, welche die Leute von ihren weltlichen und geiſtlichen Vorgeſetzten erhielten und wogegen ſie nichts Gründliches einwenden konnten. Für Belehrungen waren ſie aber um ſo weniger zugänglich, je erhitzter bereits ihre Einbildungskraft war. Dazu war ja eine Stelle in der neuen „Offenbarung“ erfüllt, denn eine Stimme hatte geſagt, man werde ihn verfolgen. Seht, ſprachen die Leute, wie wahr hat Pöſchl vorhergeſagt. Er prophezeite, man würde gegen ihn predigen; natürlich traf auch dieſes ein. Dem Gedanken aber, ob ſich wohl Pöſchl nicht ſelbſt betrüge, ſetzte man die Worte der neuen Offenbarung entgegen: „Mir iſt alles möglich; ihr ſeid nichts; ich wirke alles; es iſt alles wahr, ihr könnt nichts, was ich nicht will.“

Jemand bemerkte, warum denn der Pfarrer nicht auch zu dem Glauben an die Offenbarungen der Sickinger ſich bekenne; es mangle ihm doch nichts, weder von Seite des Verſtandes noch des Herzens. Er erhielt zur Antwort: Noch hat ihn Gott nicht erleuchtet; ſie ſollen ſich vor ihm wohl hüten, zwar alles befolgen, was er lehre; aber wenn er auf dieſen Punkt zu ſprechen komme, ſollen ſie nicht mehr aufmerken. Somit waren dieſe Menſchen der Macht hingegeben, welche Pöſchls Perſönlichkeit, ſo wie die Verhältniſſe in jenen kriegeriſchen Zeiten über ſie übten. Er war das einzige Orakel, auf das man merkte; was dieſes ſagte, war Gottes Stimme. Dieſe Geiſtesgewalt Pöſchls wirkte auf dieſe Menſchen um ſo ſicherer, je gewaltiger die Furcht, welche dieſe Klaſſe von Menſchen am meiſten beherrſcht, angeregt worden war. „Ich will alle Menſchen, die nicht Buße thun, vertilgen; das Zornfeuer kommt über Alle, die ſich nicht bekehren“ — hatte die Prophetin verkündet; und die Zeit war höchſtens auf 2 Jahre hinausgeſetzt.

Um ſo nothwendiger ſchien es alle im Glauben zu ſtärken. Da aber nicht alle gleiche Feſtigkeit im Glauben an die neue Offenbarung zeigten; ſo war Pöſchls Sorge einen Kreis von Auserwählten zu bilden, die auf Andere entſchieden einzuwirken befähigt wären. Mit ihnen ſtand er trotz aller Verwahrung vom März 1814 bis Juli 1817, vorzüglich in den Jahren 1815 und 1816, in Briefwechſel.

Seine Sorgfalt ging beſonders dahin, daß die neue Offenbarung, wovon er ſelbſt einen Auszug machte, in recht viele Hände kommen möchten, was ihm um ſo ſicherer gelang, da zur Vorliebe der Reiz des Geheimniſſes ſich geſellte. Man ſuchte durch Abſchriften ſich ſelbe zu verſchaffen, bewahrte ſie wie eine Reliquie und gebrauchte die Vorſicht, nur ſehr Gläubigen und Verſchwiegenen ſelbe zukommen zu laſſen. Briefe von ihm geſchrieben wurden in geheimen Zuſammenkünften vorgeleſen und abgeſchrieben. Eine ſeiner vorzüglichſten Vorſichtsmaßregeln war, daß er die Seinigen, damit ſie nicht durch Umgang irre geführt würden, möglichſt iſolirte. Wer nicht glaubte, war ſchon verdammt. Die Zeit des Zornfeuers Gottes wurde zwar nahe, aber doch unbeſtimmt angegeben, da das Gebet der Frommen die Zeit der Strafe hinhalten konnte.

Das Gebet beſonders des Kreuzweges wurde anbefohlen; die drei göttlichen Tugenden neu aufgelegt, aber mit Anwendung auf den neuen Glauben; ein Gebet für Magdal. Sickinger und Thom. Pöſchl eingeführt; Bücher vom innern Leben

ihnen in die Hände gebracht, ſowie eine Sammlung von Verſen aus der heil. Schrift und Aeußerungen von mehreren Heiligen, wodurch die Einwohnung Chriſti im Herzen des Menſchen bewieſen wurde als einſtimmig mit der Lehre des Evangeliums. Vorleſer wurden aufgeſtellt, welche immer zur Buße ermuntern mußten. Öffentliche Luſtbarkeiten wurden unterſagt, die üppige Kleiderpracht abgeſtellt; ſelbſt eigene Schneider gewählt, welche für die Mädchen einen andern Kleiderſchnitt anwenden mußten.

Beſonders wurden ſie zur Wohlthätigkeit aufgefordert und zur Verachtung des irdiſchen Gutes angewieſen, was ihm um ſo leichter gelang, da immer von Zeit zu Zeit von einer Wanderung nach Jeruſalem geſprochen wurde. Man ſieht hieraus, wie Pöſchl dieſe Menſchen durch Vorſtellungen zu gewinnen wußte, welche ihnen ſehr bekannt und zuſagend waren.

Anfangs, da die Schwärmerei noch ganz neu war, trieb man Alles ſehr geheim, nach und nach aber, da die Zahl der Anhänger wuchs und Angeſehene aus der Gemeinde beitraten, bis ſie die Mehrzahl ausmachten, kam man ungeſcheut in Privathäuſern zuſammen und betete oft ganze Nächte.

Der Eifer ſank und ſtieg, je nachdem die Zeit der Strafe näher oder ferner gedacht wurde; je nachdem der Briefwechſel mit Pöſchl freier oder beſchränkter war.

Als man ſie obrigkeitlich zur Rede ſtellte, bekannten ſie zwar ihren Glauben, zeigten ſich aber für alle Ermahnungen unzugänglich; erſt da die Führer dieſer Leute mit Geld beſtraft worden waren, und ſie Pöſchl ſelbſt aufforderte, zu gehorſamen, indem es nicht nöthig ſei, ſich privat zu verſammeln, hörten die zahlreichen Privatverſammlungen auf. Man verlegte ſich auf das Briefſchreiben und auf Zurechtweiſungen unter vier Augen. Die Freunde machten unter Freunden, die Nachbarn unter Nachbarn Proſelyten.

Wiewohl ſie ihre eigenen Auferbauungen und Belehrungen hatten, ſo gaben ſie die Theilnahme am öffentlichen Gottesdienſte und frommen Uebungen keineswegs auf, ſie zeichneten ſich vielmehr dabei durch Andacht und Aufmerkſamkeit aus. Nur etwas zu affectirt verſchloſſen ſie ihre Sinne, indem ſie ſich zwangen, in ſich zu ſchauen und Jeſum in ihrem Herzen anzubeten; ſo daß ſie in der Kirche wie im Umgang kenntlich waren.

Ihr Glaube, daß diejenigen verdammt ſeien, welche an die neue Offenbarung nicht glaubten, und ihre Flucht vor dem Umgang mit ſolchen, ungeſchickte Aeußerungen u. dgl. machten, daß eine Spaltung unter der Gemeinde entſtand. Die eine Partei verdammte, die andere ſah nur geiſtlichen Stolz und Hochmuth; die eine ſpottete, die andere ärgerte ſich. Liebe und Eintracht verſchwanden immer mehr; gutgeſinnte Menſchen wurden darüber ſehr beunruhigt; ein düſterer Geiſt ſchwebte über der Gemeinde.

Endlich da die Erfüllung deſſen, was prophezeit worden, ſich immer mehr hinaus ſchob, friedliche Zeiten eintraten; die Viſionaire auf die Belehrung des Pfarrers ſich ganz zurückzog und allen Verkehr mit den um Rath Fragenden abbrach; Pöſchl aber in ſeiner Haft zu Salzburg immer enger gehalten wurde, endlich

da ihr Anführer den 15. Juli 1816 ſtarb, ſo fing zu Ende des Jahres ihr Glück an erſchüttert zu werden, und mit dieſem Wanken im Glauben änderte ſich auch die Lebensweiſe, welche aus ſelbem hervorgegangen war. Bisher hatte die Schwärmerei manche gute Frucht getragen. Der Leichtſinn der weiblichen Jugend verſchwand; die Ueppigkeit der Kleidung ließ nach; Liebſchaften hörten auf; ein höherer Grad von Wohlthätigkeit trat ein; in Rückſicht des Mein und Dein wurde das Gewiſſen zarter, Wiedererſtattungen pünktlich geleiſtet; die Kinderzucht ſtrenger, ein Eifer zum Leſen, zur Anhörung des Wortes Gottes ergriff ſie, ein tugendhaftes, frommes Leben ſchien allgemeiner zu werden. Dieſe guten Früchte würden erfreulich geweſen ſeyn, wäre nur der Grund und Boden, auf dem ſie gewachſen, ein haltbarer geweſen. Aber da es der Boden der Furcht, eitler Erwartungen und falſcher Vorſtellungen war, ſo lag der Keim der Ausartung ſchon in ihnen.

Der Pöſchlianism artete aus, indem ein einfältiger unwiſſender Bauer ſich einfallen ließ, er ſei, da Pöſchl nicht mehr wirken konnte, von Gott aufs Neue zum Werkzeug erwählt, den Glauben an die neue Offenbarung anzuregen.

Am Anfang des Jahres 1817 ſchienen die abenteuerlichen Erwartungen erloſchen zu ſeyn, welche die Anhänger der ſogenannten neuen Offenbarung von der Erneuerung der Kirche, den Strafgerichten Gottes, der Reiſe nach Jeruſalem hatten, und mit dieſen auch das mühſamere Streben nach höherer Vollkommenheit.

Die frommen Uebungen im Gebete waren bereits nicht mehr ſo innig, trugen den Charakter der Lauigkeit, der Tiſch des Herrn wurde nicht mehr ſo oft beſucht, die Sitten fingen an, an ihrer Strenge zu verlieren; junge Leute beſuchten wieder die Tanzplätze, ihre Kleider erhielten modernere Schnitte und lebendigere Farben. Nur einige Perſonen ſtanden noch in der bisherigen Weiſe in Briefwechſel.

Am 1. Febr. 1817 kam ein Bauer von Ottwang zum G. St. in Ampflwang und erklärte vor einer Verſammlung, daß er neue Offenbarungen habe; daß ſie aber nichts Neues enthielten, ſondern nur das, was Pöſchl auf der Kanzel verkündet habe, und eine Verſicherung, die Zeit ſeiner Verheißungen ſei nahe.

In Ampflwang ſchienen die Vorſteher der Secte wenig Intereſſe daran zu nehmen; denn der Mann ſtand noch nicht in Anſehen. Neugierde führte jedoch von der Gemeinde Ampflwang einige, nachher mehrere nach Ottnang, die ſich des Bauers Offenbarungen vorleſen ließen; ſie enthielten nichts als: „die Zeit der Gerechtigkeit iſt nahe; bleibt in der Buße nicht zurück, trachtet vorwärts; mir iſt Gott Vater ſelbſt erſchienen, dieß mir zu offenbaren.“

Er ſelbſt ſchrieb ſich einen Grad der Vollkommenheit zu, der zwar eine Verſuchung, aber keine Einwilligung zuließ. Seinen gegenwärtigen Zuſtand gegen den vorigen verglich er mit dem des Tages gegen die Nacht. Alle Sünden der Welt, gab er vor, ſchaue er deutlich. Beſonders eiferte er gegen Hoffart und Kleiderpracht, gegen die lebendigen Farben, ſeidenen Kopftücher u. dergl. Die damalige außerordentliche Theuerung wurde als Anfang der Strafe Gottes angegeben.

In der Mitte des Monats Februar überfiel eine Dienſtmagd bei einem Bauer zu F. als ſie Abends vor ihrem Bette kniete und ihrer Abendandacht oblag, auf

einmal eine große Angſt; ihr ganzer Leib ſchien ihr völlig ſchwarz, und ſie glaubte zu Grunde gehen zu müſſen, ſo daß ſie endlich in Ohnmacht und Convulſionen fiel. Ihre Hausleute, welche dem Bauer J. N. zu Ottnang ſchon Glauben geſchenkt hatten, liefen ſogleich zu ihm, um ihm zu erzählen, was mit der Magd vorgegangen ſei.

Schon etlichemal hatte nun jener Bauer Erſcheinungen gehabt (es erſchien ihm gewöhnlich Gott Vater), in welchen er den Auftrag empfing, er ſolle Teufel austreiben, welches ihm ſehr befremdend vorkam, da er ſolche Geiſter nirgends wußte. Nun aber erinnerte er ſich ſchnell des Auftrages, eilte zur erwähnten Magd, machte über ſie das Nazarener-Kreuz, hieß den Teufel weichen unter Begießung mit Weihwaſſer, und die Magd erholte ſich, ihr Zuſtand verſchwand.

Daſſelbe geſchah auch an zwei Mannsperſonen. Gleich darauf hieß es: der J. N. Bauer zu Ottnang triebe Teufel aus. Nun ſtrömte alles Tag und Nacht dahin, um dieſen Austreibungen zuzuſehen.

Dabei ging es alſo her: Der vermeintlich Beſeſſene kniete in die Mitte, es wurden ihm die beſſeren Kleidungsſtücke, beſonders was von Seide, Gold oder Silber war, abgezogen, etliche Bilder von Heiligen ihm in die Hände gegeben oder ſein Geſicht gegen ſo ein Bild gewendet. Darauf machte ihm der Bauer J. N. das Kreuz auf die Stirne, beſprengte ihn mit Weihwaſſer und befahl unter heftigen lärmenden Verwünſchungen dem Teufel abzuziehen. Während dieſes Exorcism ergreift dieſe Leute anfangs ein Zittern, dann eine Ohnmacht, endlich Convulſionen am ganzen Leibe; die oft mehrere Stunden anhielten. Unter dieſen Zufällen ſprang der verſammelte Haufe mit Ungeſtüm lärmend und ſtoſſend auf Tiſch und Bänke mit immerwährender ſchreiender Ausrufung des heiligſten Namens, um den in Convulſionen Liegenden herum. Wenn ſelber dann wieder befreit aufſtand, ſo lachte man und klatſchte voll Freude über den Abzug des Teufels. So gingen die Gemüther von dem beängſtigenden Gefühl, in der Nähe des Teufels zu ſeyn, zur wildeſten Selbſtbetäubung und zur ausgelaſſenſten Freude über.

Die aus ihrer Ohnmacht Erwachenden empfanden entweder gar keinen Schmerz oder um die Gegend des Herzens ein ſchmerzliches Zuſammenpreſſen. Einige blieben ſich dabei bewußt, andere nicht. Bei einigen blieb noch eine Zeit ein unwillkührliches Zittern.

Dieſe Teufelsaustreibungen dauerten bei außerordentlichem Zufluß von Menſchen in Ottnang Tag und Nacht fort. Die Formen der Austreibungen waren übrigens nicht immer die nämlichen. Bald mußte die Perſon, welcher man den Teufel austreiben wollte, in die Mitte ſolcher Perſonen knieen, die ſchon in Convulſionen lagen; bald mußte ſie vor einem Altar, der überhäuft war mit Bildern, knieend ſich einen beſondern Heiligen wählen, den ſie um Hilfe anſprach; bald war alles abgethan mit einem kurzen Gebet, dem Nazarener-Kreuz und geweihtem Waſſer; denn viele ergriffen die heftigen Convulſionen gar nicht, andere nur ein leiſes Zittern.

S. M. von E., die eine Tochter in Ottnang hatte, war anfangs gelegenheitlich in Ottnang, als J. N. die erſten Teufel austrieb. Dieſe brachte die Nachricht

nach Ampflwang mit viel Lobpreiſung, die Bewohner von Voderſchlagen waren die erſten, welche ſich nach Ottnang begaben; zurückkehrend erzählten ſie wieder nur Wunderbares.

Da der Bauer jedem Teufel einen Namen gab, und ſo jedem Menſchen durch die Benennung ſeines Teufels ſein Sündenregiſter aufgedeckt wurde; die convulſiviſchen Bewegungen nicht bei jedem gleich waren; der eine mehr, der andere weniger zu leiden hatte: ſo machten ſich die thörichten Menſchen den Begriff, als würde Gericht gehalten, und mit vollem Munde kam man in die Pfarrei Ampflwang zurück: in Ottnang bei J. N. ſei das leibhafte Gericht Gottes.

Jede Warnung fand nur taube Ohren. „Ihr dürft hierin nicht mehr den Geiſtlichen folgen, nicht euren Eltern und Dienſtherren; dürft euch nicht darüber im Beichtſtuhl anklagen; denn nun bin ich von Gott Vater aufgeſtellt, euch zu führen,“ rief der fanatiſche Bauer. „Folget, wie euch Gott ermahnt; kommt es euch vor, als müſſet ihr nach Ottnang gehen, ſo gehet.“

Wen nicht die Neugierde, den ermahnte das Beiſpiel, und wen dieſes nicht zog, der folgte aus Furcht, „er möchte halt doch was Gutes verſäumen.“ Gegen Warnungen entſchuldigte man ſich: Es geſchieht nur Gutes, man bete, mache das Kreuz, ſpreche heil. Worte aus, und „etwas Natürliches iſt es nicht.“ Gott iſt durch Wunder ſichtbar dabei! So trieb der Bauer 14 Tage ſein Unweſen. Die Zahl der Zuſtrömenden wuchs täglich. Unter dieſen waren auch zwei Mädchen aus Ampflwang. Die erſte wurde ſchon am 19. Febr. heftig ergriffen, die andere überfiel ſpäter auf einmal Abends beim Spinnen ein Drang, mit unwillkührlichen Handbewegungen und Schluchzen eines Erſtickenden zu rufen: Ihr müßt alle zum J. N. nach Ottnang gehen! Das ganze Haus hielt ſie für begeiſtert, machte ſich Nachts 12 Uhr auf nach Ottnang. Auf dem Wege hatte ſie noch mehrere ſolche Anfälle.

Der Bauer war aber endlich vom k. b. Landgericht abgeholt worden; doch zum Unglück hatte eine Weibsperſon P. F. aus der Pfarre Atzbach nach Auftrag des Bauers das Amt der Teufelaustreibung übernommen. Sie gingen alſo zu dieſer nach Atzbach, welche ſogleich ihr Amt an einer derſelben verſuchte. Sie ließ das Mädchen zu ſich an den Tiſch ſetzen, gab ihr Bilder vor, ſprach ihr vom Abſterben der Welt, um neu wieder aufleben zu können, legte ihre Hände auf ſie. Endlich ergriffen dieſe durch drei Stunden heftige Convulſionen. Sie ſpürte bei vollkommenem Bewußtſeyn vorzüglich im Herzen Schmerz und glaubte ſchon, wenn er nicht aufhören würde, ſterben zu müſſen. Als dieſer Zuſtand aufhörte, erhielt ſie von P. F. die Verſicherung, daß ſie ganz rein ſei, wie nach der Taufe; von nun an dürfe ſie auch nicht mehr beichten, ſondern ohne Vorbereitung zur heil. Communion gehen.

Somit hatte die Teufelaustreibung ſchon einen andern Namen erhalten, ſie hieß jetzt **Reinigung**. Die mit Gott, der nun bald in ihrer Mitte erſcheinen würde, zu Vereinigenden, müßten ganz rein ſeyn, müßten ganz abſterben. Dann

geſellten ſich bald andere Ideen bei, z. B. die Convulſionen, Schluchzen ꝛc. gingen für das Fegfeuer, oder für die Todesangſt hin.

Jenes Mädchen von Ampflwang, M. B. gab ſich nun ſelbſt für eine Prieſterin aus, welche Gott geſandt, alle, welche an Pöſchl glauben, zu reinigen. Nun änderte ſich der Ort des Unweſens abermals; denn auch P. F. ward eingezogen, verhört, aber wieder entlaſſen. Als man ſie darauf wieder ergreifen wollte, war ſie entflohen mit der Aeußerung gegen ihre Mutter, ſie würde nie mehr erſcheinen, und ſo ward Ampflwang aufs Neue der Sammelplatz der vom Fanatism ergriffenen Pöſchlianer.

Erwähnte M. B. fing im Hauſe ihres Dienſtherrn, deſſen Bewohner vom Anfange her ergebene Pöſchlianer waren, ihre Reinigungen an. Sie ließ von dem Dorfe Voderſchlagen die jungen Mädchen zuſammen kommen, forderte ſie auf Gott die Jungfrauſchaft zu ſchenken, ließ ſie alle um einen Tiſch ſitzen, ſagte jedem Mädchen, welche böſe Geiſter ſie habe, und fing unter Verwünſchungen an, dem Teufel zu befehlen, abzuziehen; hauchte dann alle an und gebot ihnen, den heil. Geiſt einzuſaugen; erklärte endlich, daß ſie alle rein ſeien und gab ihnen die Erlaubniß zur Communion ohne Beicht, welche Erlaubniß auch einige bei ihrer Oſterbeicht den 23. März benützten. Sie eiferte wie J. N. heftig gegen die Hoffart; ermunterte, alles zu verbrennen, was ſie von Seide und farbigen Kleidern hätten; verſprach, daß ſie in der Charwoche (den erſten Tagen Aprils) in der Kirche des Orts den Pfarrer reinigen wolle, nachdem ſie zuvor mit ihm in allen Sprachen werde geredet und eine Strafrede über alle Geiſtliche werde gehalten haben.

Bei ihrer Vorforderung zur Rechenſchaft über dieſes ihr Betragen, ſagte ſie nur: Der Herr habe ihr dazu den Auftrag gegeben und ſchwieg ohne mehr Rede und Antwort zu geben. Auf die Unterſagung ihrer Umtriebe von Seite des Pfarrers eilte ſie nach Hauſe, übergab ihr Amt einem andern Mädchen und entfernte ſich zu einigen Verwandten in die Pfarre Gampern, ähnliche Verſuche dort zu machen.

Nun fingen die Reinigungen an mehreren Orten an. Die auffallendſten Phänomene zeigten ſich z. B. wie mit einem Schlage kam es allen in den Sinn, wo ſie Morgen zuſammen kommen wollten; die Prieſterinnen der Reinigung ſprachen die Schriftſprache und hielten Reden, in denen ſie den Verſammelten jedem beſonders ſeine Fehler vorhielten; Kinder von 10 und 11 Jahren warfen den Erwachſenen ihre Fehltritte vor; und die über die Reden der Mädchen und die Kühnheit der Kinder Verwunderten ſchlugen die Hände über den Kopf zuſammen und riefen: Es muß ja Gott aus ihnen reden! wie könnten ſonſt die Mädchen ſolche Reden halten, wie die Kinder uns unſere Fehler vorwerfen.

Andere Mädchen hatten Geſichte, ſie ſahen Städte unter einem Feuerregen zu Grunde gehen, Perſonen von der Pfarre mitten in der Hölle wegen dieſer oder jener Laſter ſitzen. Andere ſagten den Wankenden im Glauben, ſie hätten noch keinen wahren Glauben und auch das Warum? Wieder andere deckten einem Zaudernden auf, daß er ſeine Kleider nicht alle verbrennt und wo er ſelbe verſteckt habe.

Schwärme von Mädchen liefen herum, welche mit Liebkoſen ihre Freunde und Verwandte zu gewinnen ſuchten, ihnen zu den Orten der Reinigung zu folgen; ihre Käſten zu öffnen und ihnen alles, was von Werth war, zum Verbrennen zu geben. In hurtiger Eile machte man Feuer an verſchiedenen Orten und verbrannte feſtliche Kleider.

Beſonders ſuchte man die Tauf- und Firmpathengeſchenke (ſeidene farbige Tüchlein) zu verbrennen. Die feinſte Leinwand zu ganzen Stücken trug man dem Feuer zu; arme Leute brachten ihr einziges, halb ſchon abgenütztes Feiertagskleid und verbrannten ſelbes; Uhren zertrat man, Mäntel, die erſt vom Schneider gekommen waren, ſchob man zur Ofenthüre hinein.

Wer dieſe Zerſtörung nicht mitmachte, wurde für verdammt gehalten.

Auf den Einfall Einiger, daß es in der heil. Schrift heiße: „Zerreißet euere Herzen und nicht eure Kleider" und „Gebet ſelbe lieber den Armen," antwortete man: Ja, dann würden die Armen hoffärtig werden, und man glaubte ſich hinlänglich entſchuldiget.

Den 25. März 1817 verbreitete ſich auf einmal die Sage, nach zwei Tagen ſei die Gnadenzeit aus; nach dieſen Tagen ſeien alle, welche nicht den neuen Glauben haben und gereinigt worden, verloren. Nach allen Seiten gingen Mädchenſchaaren aus mit zerrauften Haaren, einen Stock in der Hand, mit eilenden hüpfenden Schritten, um ihre Freunde zu bewegen ſich von den Prieſterinnen reinigen zu laſſen (ſie nannten ſich Schäflein Suchende). Sie nahmen eine ſingende rhythmiſche Sprache an, hingen ſich liebkoſend an die, welche ſie zu der Reinigung einluden, und es war die allgemeine Sage, daß ihnen mit Güte nicht zu widerſtehen wäre. Die ganze Pfarre war in Bewegung; die Kleinmüthigen zagten und liefen um Troſt und Beruhigung.

Der größte Theil aber war in der Ueberzeugung gereinigt zu ſeyn, keinen Tod noch das Fegfeuer zu fürchten zu haben, und wartete mit Freude auf den Ruf des Herrn, der ſie nach Jeruſalem führen würde, ließ des Tages Arbeit ſtehen, und eilte zu den Reinigungsorten.

Die Kirche beſuchte man nur zufälliger Weiſe, weil man der alten Gewohnheit doch nicht ſo leicht widerſtehen konnte. Aber alle waren überzeugt, das Licht des Glaubens löſche in der Pfarre aus, die Meſſe höre auf, ſowie die Ausſpendung der heil. Sakramente, und es bleibe nichts mehr übrig als eine wüſte Oede.

Da der 28. März ein Beichttag zur Oſtercommunion war; und an dieſem Tage viele der Fanatiker ihre Oſterbeicht verrichteten, ſo verſuchte der Seelſorger durch Verweigerung der Abſolution ſie zurückzubringen. Doch ſie entbehrten mit vollkommener Gleichgültigkeit den heil. Tiſch und er war gezwungen durch eine kluge Wendung die Verirrten nicht noch mehr zu verwirren, was ihm auch gelang.

Dieſer Ungeſtüm dauerte Tag und Nacht, immer im Kreiſe der Teufel, das Racheſchwerdt Gottes vor Augen, voll Hoffnung auf den Herrn und doch voll Unruhe über die Stunde, die da zum Schrecken der Nichtgläubigen ſchlagen werde, nahmen die Menſchen einen ganz andern Charakter an. Ihre ganze Geſichtsbil-

dung war einer todtenblaſſen lebloſen Larve ähnlicher als einem Menſchengeſicht, wozu ihr anhaltend ſtrenges Faſten gewiß auch etwas beitrug.

Man verbreitete überall die Sage, der Pfarrer ſei auch ſchon von Gott auserkoren, er ſei der letzte, welcher übertreten werde, und mit ihm noch andere fünf Geiſtliche.

Dieſe Zeit der Verwirrung war vorzüglich vom 22. auf den 29. März.

Von Seite der weltlichen Behörde ſammelte man die täglichen Anzeigen, welche von dem Ortspfarrer gemacht worden, und ſchickte Gerichtsdiener, welche den Augenſchein einnehmen mußten.

Aber man kehrte ſich nicht daran; mit Freuden trug man ſich in die Liſten ein, welche die Theilnehmer an dieſem Fanatism ſammelten.

Endlich erſchien der Tag, welcher auf eine greuelvolle Art der Verirrung ein Ende machte. Ein Bauer aus dem Dorfe Voderſchlagen der Pfarre Ampflwang, welcher von oben erwähnter M. B. die ſogenannte Reinigung erhalten hatte, gerieth in die gewöhnlichen Convulſionen, die aber bei ihm in weit heftigerem Grade und mit bleibendem Charakter wirkten. Nachdem er zwiſchen dem 25. und 30. März an mehrere Reinigungsorte taumelnd ſich hingeſchleppt hatte, um von ſeinem convulſiviſchen Zuſtande und (was ihm eigen war) Hunde ähnlichem Bellen ſich befreien zu laſſen, kam er endlich auf den Gedanken, er müſſe für andere Menſchen dieſen Zuſtand ertragen, oder wie ſich dieſe Fanatiker ausdrückten, ſtreiten. Dieſer Begriff war die dritte Aenderung bezüglich der Wirkungen, welche jene Teufelsaustreibungen mit ſich brachten; und er war den Leuten kein fremder, denn ſchon lange vorher hatte ihn ein Weib aus Mauerkirchen geltend gemacht, M. St., ohne daß ſie ſich jedoch etwas Beſtimmtes darunter hätte denken können.

Dieſer Bauer J. H. gab endlich auch vor, daß ihm Chriſtus Macht gegeben habe, alle zu reinigen; er kündigte auch aufs Neue das Ende der Gnadenzeit an, blieb den 28., 29. und einen Theil des 30. in ſeinem Hauſe auf dem Boden liegen. Dort war nun der Sammelplatz der Fanatiker, dort gingen in dieſer Zeit Tag und Nacht die Reinigungen vor ſich. Er verwirrte die Leute dadurch, daß er ihnen ihre Sachen und Gelder anſagte, ſowie den Ort, wo ſie ſelbe um ſie zurückzubehalten, verborgen hatten; daß er die wankelmüthigen im Glauben tadelte und eine Menge Menſchen in die obenbeſchriebene Bewegung brachte. Zu dieſem kam noch, daß ſich die Sage verbreitete, man hätte den Teufel wirklich geſehen und er hätte das ganze Haus mit Feuer erfüllt.

Kein Wunder, wenn endlich die lange ernſtlich Widerſtehenden wankend wurden; ſich vor dieſem Bauer auf die Kniee warfen und ihre Reinigung begehrten.

Man hielt den 30. wirklich für den Tag, an welchem der Ruf des Herrn erſchallen würde. Allgemeine Angſt war unter den Leuten. In der Nacht des 30. wallten viele Leute, ſorglos ihr Haus und Gut verlaſſend, ihre Habe verſchenkend, ins Ungewiſſe hin.

Aber endlich um Mitternacht fiel es dem Bauer J. H., vor dem ſich ſchon ſeit ein Paar Tagen die halbe Pfarrgemeinde zur Reinigung hingeworfen hatte,

ein, der Teufel komme um 12 Uhr Nachts; es beginne dann der letzte heiße Streit gegen ſelben. Anlaß zu dieſem Wahne gab ihm der Umſtand, daß er ſein Weib von einem convulſiven Reißen am Halſe behaftet ſah. Er, ſein Weib, nebſt Tochter waren allein. Drei Nachtwachen hatten die Leute vom Dorfe zur Ruhe gebracht, nachdem man ſich bis gegen 8 Uhr Abends mit der Reinigung bei dieſem Bauer beſchäftigt hatte.

Der Bauer befahl ſeiner Tochter (von 22 Jahren) den Tiſch zur Stubenthüre mit Bildern bedeckt zu ſtellen, um dem Teufel das Einbrechen leichter zu wehren. Man betete, jedoch der Krampf am Halſe des Weibes ließ nicht nach; er begehrte daher von ſeinem Schwiegerſohne K. aus der Pfarre Frankenburg, der eben noch vor Ausgang der Gnadenzeit mit ſeiner Tochter erſchienen war, einen alten Bauer zu holen, der Einzige, der mit den Seinigen ſtandhaft dem Fanatism entgegen war. Würde dieſer Bauer erſcheinen, meinten ſie, ſo würde jeder Streit aufhören; er ſei ſchuld, daß ſo viele Seelen nicht glaubten. Der Schwiegerſohn weigerte ſich. Nun wurden gefälligere Nachbarn aufgeweckt, um mit Gewalt den Mann herbeizuholen, der ſo viele Schäflein verſcheue. Drei Nachbarn waren willig genug, auf das Geheiß des fanatiſchen Bauers, den ſie für Chriſtus hielten, die Hacke in der Hand, in das Haus des alten Widerſachers, der ſich weigerte herauszugehen, einzubrechen und im Namen Jeſu alle, Vater, Mutter und Tochter (Vater 70 J., Mutter 64 J., Tochter 28 J.) todtzuſchlagen. Eine verwegene Mitgehilfin war die Tochter des J. H. Jedoch fiel nur die Hacke desjenigen völlig unglücklich, welcher auf die 64jährige alte Bäuerin ſchlug; die Hiebe, welche den Vater und Tochter trafen, verwundeten nur ſchwer.

In der Meinung, alle todt geſchlagen zu haben, kehrte man nach des tollen Bauers Hauſe zurück. Hier hatten ſich auch ſeine Gode und noch zwei andere Perſonen inzwiſchen eingefunden. Dieſen nebſt jenen mit der Mordhacke wurde Stillſchweigen auferlegt unter Androhung der ewigen Verdammniß und der Abholung durch den Teufel, wenn ſie nur ein Wort ſprechen würden.

Alle gehorchten, nur ſeine Gode, ein Mädchen von 30 Jahren, der er ſchmeichelnd ſchon Tags vorher angekündigt hatte, ſie müſſe für ihn ſterben, nicht. Während die Uebrigen wie erſtarrte Leichen ſaßen, zündete dieſes Mädchen auf dem Tiſche auf Geheiß des tollen Bauers Wachslichter an, und rief immer: Maria hilf! Maria hilf!

Da ſie auf mehrmaliges Zurufen, zu ſchweigen, doch nicht ſchwieg, warf er ſie zu Boden, gab ihr mit der Hacke auf den Hintern, dann auf die Hände und endlich auf das Haupt einen tödtlichen Streich. Darauf riß er ſein Weib in die Mitte und hackte ſie in die Schenkel, daß ſie durch Verblutung beſinnungslos dalag. Nun wollte er auch auf die Tochter ſeines Schwiegerſohns los, aber dieſe rief: Nein, im Namen Jeſu kannſt du mich nicht todtſchlagen, du biſt ein Tyrann! — Bei dieſem Zuruf entfiel dem tollen Bauer die Hacke. Von der ſtummen, ſtarren Geſellſchaft umgeben, war er eben beſchäftigt Bilder, Fenſter, Bänke zu zerſchlagen, damit, wie er ſagte, der Teufel die Seelen der Erſchlagenen nicht holen

könne, als die Bewohner des Dorfes Ampflwang herbeieilten, um die mordenden Hände zu feſſeln. Denn während die Männer mit der Mordhacke nach des tollen Bauers Haus zurückkehrten, lief ein Bauer von Voderſchlagen, den der Vorgang auf einmal zu beſſeren Geſinnungen brachte, und gleich darauf der Sohn des tödtlich verwundeten Bauers mit der verwundeten Schweſter in den Pfarrhof nach Ampflwang um Hilfe. Sogleich wurden die Bewohner vom Orte und der Vorſtand der Gemeinde, bei dem eben zwei Gerichtsdiener übernachteten, herbeigerufen. Willig eilten auf den Ruf ihres Pfarrers die Ampflwanger herbei, und ein Haufe von 20 Mann zog nach Voderſchlagen. Der tolle Bauer wurde durch das Fenſter mittels eines traulichen Willkomms eines Bekannten herausgezogen, während ein anderer Theil in die Stube drang, und die erſtarrte Geſellſchaft, welche immer glaubte, der Teufel komme und hole ſie, wenn ſie ſich rühren würden, wurde ohne Widerſtand gebunden. Nur die Tochter des J. H. wollte den Vater nicht zum Fenſter hinausziehen laſſen, ſie umſchlang ihn und ſchrie unaufhörlich: Chriſtus hilf! Auch ſie war der Meinung, der Teufel wolle den Vater holen.

Gebunden wurde nun die ganze Geſellſchaft auf einen Wagen gebracht und zum k. k. Landgericht Vöklabruck geführt.

Einmal ſchien es, als wollte J. H. ſeine Gehilfen auffordern, ſich zur Gegenwehr zu ſetzen; einige hatten ſich einigermaſſen der Feſſeln entledigt. Schrecken und Verwirrung ergriff die Begleitung; man ſchoß mit den Flinten und hieb mit den Säbeln.

Ein herbei eilender Jäger und ein Bauer machten, daß man ihrer doch habhaft blieb. Doch koſtete dieſe Widerſetzlichkeit einem Manne das Leben; andere wurden ſchwer verwundet. Es war ein häßlicher Anblick, einen Wagen voll durch Blut und Wunden entſtellter Menſchen in Vöklabruck ankommen zu ſehen.

War die Verwirrung groß in den Tagen vom 25. auf den 30., ſo war ſie ohne Vergleich größer als am 31. Morgens die Pfarrgemeinde erfuhr, was bei der Nacht auf Geheiß ihres Führers geſchehen war.

Die That, möchte man meinen, hätte auf einmal die Blindheit des irregeführten Volkes hinwegnehmen ſollen. Aber nur wenige erſchütterte dieſe That. Selbſt die Pflegmutter des bei dem Anzünden der Wachslichter ermordeten Mädchens war nicht im geringſten gerührt. Es mußte ſo ſeyn, dachten alle, wie von einem Gedanken beſeelt; denn noch konnten ſie ſich nicht überzeugen, daß J. H. nicht von Chriſtus begeiſtert alles anbefohlen habe. Anſtatt den Glauben an den nun bald hörbaren Ruf des Herrn zu erſchüttern, befeſtigte ſelber ſich um ſo mehr.

Als daher am 31. März die Bürgergarde von Vöklabruck ankam, die Anhänger des Fanatikers zu ſammeln, ſo ſtellten ſich alle mit Freuden, ohne Widerſetzlichkeit, ohne Sorge für ihr Haus und Angehöriges zu den abzuführenden Haufen. Säugende Mütter mit dem Säugling an der Bruſt; Kinder, welche man abhalten wollte, wehrten ſich und ſuchten ihren Eltern nachzuſchleichen. Andere, die man nicht abholte, ſtellten ſich freiwillig. Die Vorſtellung der gräulichen That machte nicht den geringſten Eindruck auf ſie. Selbſt diejenigen, welche Zeugen der

Unthat geweſen, Sohn und Tochter der erſchlagenen Mutter, folgten mit. Sie hatten nämlich eine Prophezeiung, wann man ſie mit Gewalt abführen würde, dann ſei die Zeit des Zornfeuers Gottes. Sie waren froh, dem Greuel der Verwüſtung zu entgehen und glaubten, alle, welche nicht mitgehen würden, müßten umkommen.

Die Verſuche der Freunde und Bekannten, ihnen das Verſprechen abzulocken, daß ſie dem neuen ungegründeten Glauben entſagten, da ſie dann ungehindert wieder nach Hauſe gehen könnten, waren fruchtlos. Sie blieben lieber im Gefängniſſe, als daß ſie in die friedlichen Wohnungen nach Hauſe kehrten. Einige zwar kehrten zurück, aber dieſe waren ſolche, in denen noch nicht vollkommen der Glaube an die Ankunft des Herrn gegründet war; deren Herzen noch nicht frei waren von zeitlichen Sorgen, oder bei denen noch die beſſere Einſicht mit den neuen Verheißungen ſtritt; die meiſten wollten bleiben. Nun gab es die wunderlichſten Meinungen in der Pfarre und im Gefängniß.

In der Pfarre verbreitete ſich die Sage: Hätte der Bauer nur zwei Tage heimlich morden können, ſo hätte er dann öffentlich ſich nicht mehr ſcheuen dürfen; eine andere Sage ließ mehrere Hunderte ſolcher Irrgeführten aus der Umgegend herbeieilen, überall in der waldigen Gegend von Ampflwang wollte man große Haufen geſehen haben. Nach einer andern Sage wurde Pöſchl wunderbar befreit und zog mit einem Haufen Anhänger herbei. Veranlaſſung mag gegeben haben die Entfernung von zwei Prieſterinnen der Reinigung, von denen man nicht wußte, wohin ſie gekommen und die Entfernung des allgemein anerkannten Führers der Secte, von dem man auch noch nicht wußte, daß er ſchon von dem k. Landgerichte Haag ſei ergriffen worden und endlich die immerwährende Aeußerung dieſer Leute: „Unſer ſind mehrere Tauſend.“

Alle noch in der Pfarre Zurückgebliebenen waren in großer Furcht und Beſtürzung. Benachbarte Pfarreien wurden um Hilfe angeſucht, und Haufen von bewaffneten Bauern von Eberſchwang, Zell, Ungerach durchſuchten die dichten Waldungen. In der Pfarre ſelbſt gingen Tag und Nacht 6 Haufen Bauern, welche dem neuen Glauben noch nicht zugethan war, herum. Militäriſche Hilfe wurde erſt auf den 3. April verſprochen.

Indem man in der Pfarre in Angſt ſchwebte, weil man die Secte zahlreicher glaubte, als ſie wirklich war und man das Morden als eine abgeredete Sache anſah (man wußte noch nicht, daß der Mord die Handlung eines Wahnſinnigen geweſen war) gab es in Vöklabruck die auffallendſten pſychologiſchen Phönomene.

Zuſammengeſperrt in eine große Stube warfen ſie ihr Geld zuſammen, wählten ſich eine Weibsperſon, die die Verſorgung auf ſich nehmen mußte. Wie nun dieſem oder jener ein beliebiges Gebet einfiel, riefen ſie die Uebrigen zum Gebet auf, alle folgten und ſahen ſolche Ausrufer als Begeiſterte an. Im Beten, weil man Gott im Herzen anbeten mußte, verſchloſſen alle ihre Augen, legten die Hände auf die Bruſt; warfen ſich oft nieder auf die Kniee und ſteckten ihre Köpfe in das Stroh, das ihnen bereitet war.

Mädchen unter ihnen hatten Geſichte, z. B. eine ſah, wie Chriſtus Meſſe leſe. Da ſie von den Uebrigen als Seherin angeſehen war, ſo machte ſie durch Zeichen bekannt, was geſchehe. Nach ihrer Anzeige machte die Verſammlung nach, was ſie andeutete.

Sonderbar war es, anzuſehen, wie die eingeſchloſſene Menge, ohne etwas zu ſehen, oder vor ſich zu haben, gemeinſchaftlich ſolche Gebehrden machte, als würde eben Meſſe vor ihnen geleſen: Das Hinſchauen auf einen Punkt, wo ſich nichts ſehen ließ, das plötzliche Niederfallen auf die Kniee, das Klopfen auf die Bruſt, das Aufſtehen und wieder Niederknieen.

Eine andere Viſion war: Man ſah Chriſtus, wie aus ſeinem Munde Blut floß, welches Lämmer auftranken; eine Tafel mit Kelchen beſetzt, worin Chriſti Blut floß; eine Tafel mit Krügen und Schüſſeln voll Speiſen; das Verſinken des Ortes Ampflwang mit den Zurückgebliebenen.

Einige fuhren fort, die Reinigungen vorzunehmen. Unter andern kam ein Bauer in einen ähnlichen Zuſtand, wie der Bauer J. H. Er ſchien ſeine 7jährige Tochter, die er auf ſeinem Schooße hielt, erdrücken zu wollen. Die Wache ſtürzte herbei; da er ſelbe aber für Teufel hielt, ſo gerieth er in Wuth und nur mit Mühe konnte er in Ketten gelegt werden. Selbſt in den Ketten raſte er noch fort, verwundete ſich und lähmte durch übermäßige Anſtrengung ſeine Glieder auf lange Zeit. Endlich traten auch Verkünder der Befreiung auf; man nannte die Stunde, in welcher die Thüre von ſelbſt aufgehen, die Schlöſſer von der Thüre abfallen würden. Schon ſah man die Wagen und Roſſe bereit, welche die gläubige Schaar mitten durch die nichtsvermögende Wache hindurch führen ſollten. Doch, die genau beſtimmte Stunde der Befreiung verging, aber die Befreiung ſelbſt blieb aus.

Nachdem in der Zwiſchenzeit viele, welche von dem Gefängniſſe, als nicht feſtgegründete im Glauben heimgekehrt waren, wieder kamen, um ihre Freunde, die unerſchütterlich in der Erwartung einer Reiſe nach Jeruſalem blieben, zu beſuchen und dieſe ſahen, daß ihr Abfall vom Glauben keineswegs noch ihren Untergang herbeigeführt habe; daß überhaupt in Ampflwang keine Zerſtörung, ſondern Ordnung ſei; nachdem die Oſtertage, in welchen man das Strafgericht Gottes erwartete und das Wiederaufleben der Gemordeten hoffte, ruhig vorbeigegangen, die Roſſe und Wagen zur beſtimmten Stunde nicht erſchienen waren: ſo gaben ſie endlich den Bitten der Freunde und vernünftiger Zurechtweiſung nach, kehrten nach Hauſe zurück, und wurden über ihren Irrthum verſtändiget.

Nur etliche Perſonen blieben hartnäckig zurück, ſich auf eine Prophezeiung Pöſchls ſtützend, nach welcher das gläubige Häuflein ſo klein werden würde, daß es nur aus etlichen Perſonen beſtehen werde, die aber der Saame bleiben ſollten, aus denen wieder eine ſehr zahlreiche Verſammlung emporkommen würde.

Von dieſen wurden endlich wirklich noch drei Perſonen ihrer Hartnäckigkeit ungeachtet entlaſſen; die niemals ihren Glauben abgelegt haben.

Als der hochwürdige Biſchof in den erſten Tagen des Mai 1817 auf Viſitation kam, war die Menge dieſer Leute reif genug, um ſeine Bemühungen mit

glücklichem Erfolg zu krönen. Ihren Irrthum verabſcheuend ſchloſſen ſie ſich wieder an die alte Ordnung an. Nur zwei Gewächſe keimten in dem neu beſtellten Acker wieder auf, die der Feind ſäete. Der alte Leichtſinn, der durch den frommen Wahn verſcheucht war, kehrte bei der Jugend wieder zurück; weil das Beten auf ſo große Fehltritte führt, iſt es beſſer, hübſch luſtig zu ſeyn, rief die Jugend. Die Selbſtliebe, welche gern entſchuldigt ſeyn will, ſchrieb Alles dem Teufel zu: Dieſer konnte die Frömmigkeit nicht leiden, darum betrog er uns durch geiſtlichen Stolz und teufliſche Werke! — rief die gutmüthige Unwiſſenheit der Erwachſenen.

So weit die uns zu Gebote ſtehende Quelle. In einzelnen Punkten abweichend, erzählt Profeſſor Salat in der Schrift: Verſuche über Supernaturalismus und Myſticismus (Sulzbach, 1823). Die Gräuelſcenen in Ampflwang. Zur Vergleichung laſſen wir ſeine Darſtellung derſelben — er befand ſich bald nach dieſen Vorfällen auf einer Ferienreiſe an Ort und Stelle — hier folgen.

Die ganze Gemeinde, erzählt er, war einig in ihrer Schwärmerei, und verſammelte ſich des Abends zu gemeinſchaftlichem Leſen, Beten und Sprechen in Chriſto: nur eine Familie „hielt nicht mit,“ ein alter Mann und ſein gleichfalls bejahrtes Weib nebſt einem angenommenen Kinde, einem Mädchen von 11 bis 12 Jahren. Dieſes fiel auf. Und nach der Lehre: Chriſtus in uns, ergab ſich der Wahn, in denen, welche da nicht „mitmachen wollten,“ müſſe Chriſtus nicht ſeyn, wenn aber nicht Er, der Herr, ſo dann — der Teufel, der Antichriſt; denn ein drittes konnte nach jener Lehre nicht gedacht werden. Doch wollte man noch einen Verſuch machen. Der ganze Haufe, den Führer an der Spitze, zog des Abends zwiſchen neun und zehn Uhr vor das Haus der alten Leute. Das Geräuſch weckte oder ſchreckte ſie auf, denn ſie waren ſchon im Bette. Und auf die Frage, was man wolle, wurden ſie aufgefordert, „im Namen des Herrn“ mitzugehen, und auch zu reden über die Angelegenheiten des Heils u. dgl. Zitternd baten die Aufgeforderten, man möchte ſie doch in Ruhe laſſen, ſie ſeien alte Leute, und ſtören ja auch Niemand. Allein der Führer wiederholte mit Nachdruck ſeine feierliche Aufforderung; und als dieſe noch immer nicht wirkte, ſprach er zu ſeinem Knechte: Im Namen des Herrn befehl' ich dir: ſchlag die Thür' ein! Ein Schlag öffnete das Haus; der Anführer und mehrere dringen ein; flehend kamen die alten Leute, das Mädchen hinter ihnen, heran: noch einmal baten ſie zitternd um Ruhe, und jener ſprach noch einmal feierlich: Im Namen des Herrn fordere ich euch auf, kommt mit. Aber noch ſträubten ſich, obwohl flehend und weinend, die Alten; und in dem Führer, der ſeinen Blick nur auf die „Macht des Herrn“ gerichtet hatte, entſtand die Vorſtellung, hier ſei Hartnäckigkeit, ja der leibhaftige Antichriſt, dieſer müſſe ausgetrieben werden. So rief er denn dem Knechte zu: „Jetzt im Namen des Herrn, — jetzt ſchlag ſie nieder!“ Der Knecht aber zitterte, zauderte; und noch kräftiger ſprach der Führer: „Im Namen des Herrn!“ Der Knecht ſtand und zitterte: da riß ihm ein Mädchen den Prügel aus der Hand — ein Mädchen von 19 bis 20 Jahren,

die älteſte Tochter des Haas, durch gute Aufführung und Talent, ſowie durch Wohlgeſtalt ausgezeichnet: dieſe entriß, ergriffen von dem Machtwort „der Herr" dem Zaudernden ſein Werkzeug, und ſtreckte die Alte mit Einem Schlage todt nieder. — Auch der Alte und das Mädchen wurden dann niedergeſchlagen; doch kamen dieſe noch mit dem Leben davon.

Ein zweiter gräulicher Mord ergab ſich folgenderweiſe. In der Charwoche 1817 kam, wie ſich erwarten läßt, der Tod Jeſu für das Menſchengeſchlecht beſonders zur Sprache. Es entſtand die myſtiſch-dogmatiſche Frage: „ob wohl, da Chriſtus für die Brüder geſtorben und dieſes Opfer dem himmliſchen Vater angenehm geweſen, es Ihm nicht auch gefallen würde, wenn Einer oder Eine von ihnen für die Brüder und Schweſtern ſtürbe." Dieſer verrückten Vorſtellung zufolge ward feierlich und förmlich der Beſchluß gefaßt: Einer oder Eine ſoll ſterben für die Uebrigen! Wer aber? Darüber ſollte das Loos entſcheiden, wie dort im Evangelium bei der Wahl des zwölften Apoſtels. Das Loos fiel und — traf den Führer, den Haas. Aber dagegen erhob ſich die Stimme aller Uebrigen: „Dieſer dürfe nicht ſterben, ſonſt hätten ſie keinen Führer; es müſſe ein Fehler geſchehen ſeyn; wenigſtens müſſe man es noch einmal verſuchen: treffe ihn das Loos wieder, dann könne man erſt gewiß ſeyn, daß der Herr ihn wolle" u. dgl. Das Loos wird noch einmal geworfen: es fällt auf ein Mädchen von 17 bis 18 Jahren; und laut jubelt ſie über das Glück, für die Brüder und Schweſtern ſterben zu dürfen, wie Chriſtus. Nun bat ſie feierlich um die „Marter Chriſti." Jetzt aber, da es eben darauf ankam ſie ſterben zu laſſen, entſtand die andere Frage: Wer und wie ſollte man dieß anfangen. Aber die Schwärmerin flehte heftiger um die Marter Chriſti; da erhebt ſich wieder der Machtgedanke: „der Herr will's", und der rüſtige Führer greift zu: der erſte Einſchnitt erfolgt — das Blut ſpringt, und der Jubel der Betenden, der Leidenden, ſteigt. Und nun, wie der Anfang gemacht iſt, ſo wächſt den Zuſchauenden, Theilnehmenden, der Muth: der ſchreckliche Verſuch, die Marter Chriſti der Bittenden zu verſchaffen, wird fortgeſetzt, während ſie ſtets wieder um dieſelbe bittet, dankend, preiſend den Herrn, und fröhlich ſelbſt unter den Zuckungen der Natur. Doch als man endlich bis auf die Gehirnnerven eindringt, da überwindet die Natur, das Bewußtſeyn ſchwindet der Unglücklichen, ſie beginnt zu wimmern; und da macht ein junger, kräftiger Burſche, ergriffen von Mitleid, mit Einem Schlage dem Jammer ein Ende. Und jetzt knieten Alle um die Getödtete her, betend und erwartend, daß ſie, nachdem ſie wie Chriſtus geſtorben, auch wie Chriſtus auferſtehen werde. So weit ging die Conſequenz, an die ſie übrigens bei dem Führer Haas nicht gedacht. Merkwürdig iſt: der Todten ſchnitt man das Herz auf, um die beſagten Figuren nach Goßners Symbolik leibhaftig wahrzunehmen, und ſo einen Thatbeweis für dieſelbe zu gewinnen. — Noch waren ſie betend beiſammen, als ſie arretirt wurden.

Unter den Arretirten benahm ſich die Tochter des Haas, welche bei der erſten Mordſcene am meiſten betheiligt geweſen, mit einer Sicherheit, als ſei nichts geſchehen, was nicht unmittelbar der Herr gewollt. Wie heißt das fünfte Gebot?

fragte der Kommiſſär. Du ſollſt nicht tödten, antwortete ſie. Aber, ſetzte ſie ſchnell hinzu, ich habe nicht getödtet, habe nur den Willen meines Vaters gethan. — Kommiſſär: Steht nicht in der heiligen Schrift: man ſoll Gott mehr gehorchen als den Menſchen? — Sie: Ich habe nicht einem Menſchen gehorcht, ſondern Chriſto, der in meinem Vater war. — Und was man ihr dann auch vorſtellen mochte: ſie war unerſchütterlich. Kein Funken von Reue, keine Spur von einem Gewiſſensbiſſe ward ſichtbar, obwohl ſie jene Unglückliche in anderer Hinſicht bedauerte. Im Gefängniß predigte ſie bei jeder Gelegenheit Buße, vornehmlich Perſonen ihres Geſchlechts, und ihre Predigten blieben nicht ohne ſichtbare Wirkung.

Das Gericht ſprach die Unglücklichen in Anbetracht des Mangels an Zurechnungsfähigkeit nach längerer Haft frei, doch ſo, daß Joſeph Haas und deſſen Tochter Franziska unter polizeiliche Aufſicht geſtellt wurden.

3. Die Kloſſianer.

Eine glaubwürdige, aus ſichern Quellen geſchöpfte Darſtellung der Kloſſianiſchen Schwärmerei, welche in den Jahren 1817 und 1818 unter den Landleuten in der Gegend von Döbeln, Roßwein, Oſchatz und Leisnig in Sachſen großen Anhang gefunden, verdient eine Stelle in dieſer Sammlung, theils wegen des großen Aufſehens, das ſie in Folge der durch ſie veranlaßten ſchrecklichen Mordthat in der Obermühle zu Beiersdorf bei Leisnig nicht nur in Sachſen, ſondern auch in ganz Deutſchland gemacht hat, theils wegen der zum Theil unrichtigen, durch die gerichtlichen Verhandlungen widerlegten Nachrichten, welche darüber in den öffentlichen Blättern verbreitet worden ſind.

Zuvörderſt möge hier Einiges über die Perſönlichkeit des Urhebers dieſer Schwärmerei und ſeine früheren Lebensverhältniſſe folgen.

Johann Gottlieb Kloß iſt, wie er bei ſeinem Verhör im Juſtizamte Leisnig den 30. September 1818 ausgeſagt hat, und auch ſonſt bekannt geworden iſt, in Niedertopſchädel (einem nach Rüſſeina im Hochſtifte Meiſen eingepfarrten Dorfe) von armen mit Handarbeit ſich nährenden Eltern, proteſtantiſcher Confeſſion 1788 geboren. Nur ein dürftiger Schulunterricht wurde ihm zu Theil, indem er vom neunten Jahre an nur den Winter die Schule beſuchte, im Sommer hingegen bei den Bauern als Viehhirte zu dienen genöthigt wurde. Deſſen ungeachtet erwarb er ſich bei einer guten Faſſungskraft ſo viel Kenntniß von Religion und Chriſtenthum, daß er bereits in einem Alter von 13 Jahren aus der Schule entlaſſen wurde und zum Genuſſe des heil. Abendmahls gelangte.

Seitdem diente er hier und da unter Bauern als Viehhirte.

Vom 16. Jahre an begab er ſich zu ſeinem ältern Bruder, Gottfried Kloß, einem Leinweber, um von ihm deſſen Handwerk zu erlernen. Da ihm aber die ſitzende Lebensart nicht zuſagte: ſo ging er wieder zu Bauern an verſchiedenen Orten in Dienſte. Nach ohngefähr 6 in Dienſten zugebrachten Jahren kam er an ſeinen Geburtsort zurück, wo ihm das väterliche Haus ſchon in ſeinem 17. Jahre eigen-

thümlich zugeſchrieben worden war, und fing daſelbſt vom 24. Lebensjahre an, mit Futter- oder Häckelſchneiden ſich zu beſchäftigen, blieb übrigens unverheirathet und ſtand im Rufe des Leichtſinns hinſichtlich des Umganges mit dem weiblichen Geſchlechte. Von ſeinem 22. Lebensjahre an verſpürte er eine beſondere Neigung zu religiöſen Unterhaltungen, wozu einer ſeiner Mitknechte Veranlaſſung gab.*) Er las von der Zeit an in Freiſtunden und Sonntags fleißig in der Bibel und fand Geſchmack an dem Leſen derſelben. Bald darauf war ihm bei dem Leſen einer Stelle aus einem prophetiſchen Buche des A. T. das Herz wegen ſeiner vielfältigen Uebertretungen der göttlichen Gebote ſo ſchwer geworden, daß er in eine Kammer ging, auf ſeine Kniee niederfiel und betete:

„Fürwahr, wenn mir das kömmet ein,
Was ich mein' Tag begangen:
So fällt mir auf mein Herz ein Stein;
Ich bin mit Furcht umfangen;
Ich weiß nicht weder aus noch ein,
Und müßte gar verloren ſeyn,
Wenn ich dein Wort nicht hätte.

O Herre Gott, vergib mir's doch
Um deines Namens willen,
Und thu in mir das ſchwere Joch
Der Uebertretung ſtillen.“ **)

---

*) Dieſer Umſtand wird genauer alſo angegeben: Um dieſe Zeit vermiethete er ſich bei dem Pächter eines dem Bauer Philipp in Dürrweitzſchen bei Leisnig zugehörigen Gutes. Hier war ein Taglöhner, Schubarth (ſpäter in Döbeln) der auf den Gang ſeines geiſtigen Lebens einen *entſchiedenen* Einfluß äußerte. Es war derſelbe zwar ein ſehr weltlich geſinnter Menſch und in ſeinem Leben nicht eben gewiſſenhaft; aber er hatte eine ziemlich vertraute Bekanntſchaft mit der heiligen Schrift, führte oft Sprüche im Munde und benutzte ſie wohl auch zuweilen, um Kloß ſeiner Irrthümer und ſeiner Sündhaftigkeit zu überführen. Anfänglich nahm Kloß wenig Kenntniß davon und dachte immer *noch* nicht an Gott. Nur manchmal wenn er ſo einſam auf dem Felde arbeitete, beſchäftigte ihn der Gedanke an Himmel und Hölle. Jedoch tröſtete er ſich wieder damit: Wenn es wirklich einen Himmel gebe, ſo werde er wohl auch *hineinkommen*, da er ja im Grunde nichts Böſes thue, nicht ſtehle, noch Gott läſtere, noch ähnliche grobe Laſter begehe, ſondern nur die Weltluſt genieße. Da aber Schubarth immer fortfuhr, *ihn* ſeine Ueberlegenheit an Bibelkenntniß fühlen zu laſſen: ſo verdroß ihn dieß endlich, und er nahm ſich vor, ſelbſt die Bibel zu leſen, um ſeinem Sittenprediger daraus antworten zu können. Aber kaum hatte er den Anfang mit dem Bibelleſen gemacht, ſo fühlte er ſich mächtig davon ergriffen, und er empfand Alles, was er las, als ſei es in ſeinem eigenen Herzen geſchrieben. Beſonders ſtaunte er über die großen Wunder Gottes in den Büchern Moſis und Joſua's und fühlte die innigſte Ehrfurcht vor dem Allmächtigen. Nun betete er auch wieder, und zwar des Tages dreimal auf den Knieen, nach dem Beiſpiele Daniels, und wenn er keine Zeit dazu hatte, wenigſtens einmal. (Das Stehen beim Beten galt ihm für ein Zeichen des Stolzes, welcher Gott verhaßt ſei.) Er hatte dazu einen Ort in der Kammer über den Pferdeſtall erſehen und neben demſelben ſtand in einem andern Behältniſſe ſein Bett.

**) Es ſind dieß die von Kloß im Verhöre ausgeſprochenen Worte, vermuthlich aus einem

Er betete ferner noch das Gebet: Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz u. ſ. w. und fühlte ſich hierauf beruhigt.

Um dieſe Zeit hatte Kloß nach ſeinem Vorgeben auffallende Erſcheinungen im Traume,*) welche meiſtens die Wirkung bei ihm hervorbrachten, daß er immer häufiger in der Bibel las. Als er einſt in der Bibel von den Unterredungen Gottes mit gewiſſen frommen Menſchen geleſen hatte, erwachte in ſeinem Herzen der Wunſch, auch des großen Glückes theilhaftig werden zu können, mit Gott zu reden. Bald nachher erſchien ihm im Traume ein unbekannter Mann und ſagte

---

alten Geſangbuche entnommen, deſſen Inhalt ihm bei ſeinem guten Gedächtniſſe ſehr geläufig war.

Auch bekennt Kloß bei dieſer Gelegenheit, daß er erſt im 22. Lebensjahre eine vollſtändige Bibel in die Hände bekommen und vorher nur im N. T. geleſen habe. — In einem von dem Superintendenten Joh. Gottlob Steinert in Oſchatz 1816 mit ihm angeſtellten Verhöre bekennt Kloß, daß er viele Jugendſünden auf ſeinem Gewiſſen habe. Daher kam wohl die durchs Bibelleſen entſtandene, in obigen Verſen ausgeſprochene Unruhe in ſeiner Seele.

*) Wir theilen einige dieſer Träume mit: „In der folgenden Nacht nun (nach dem ſo eben angegebenen Gebete) träumte ihm außerordentlich lebhaft, er ſei aus dem Bette herausgegangen an den Ort, wo er gewöhnlich betete. Hier ſeien drei ſchmale Bretter, die aber in der Wirklichkeit nicht da zu finden, angenagelt geweſen, und ein dabei ſtehender Knabe habe geſagt, ein Hauskreuz werde den treffen, welcher eins von ihnen losreiße. Deſſen ungeachtet habe er mit leichter Mühe das mittelſte dieſer Bretter losgeriſſen. Sogleich aber ſei er, nachdem es ihm ganz ſo vorgekommen, als ſei er wirklich in ſein Bette zurückgekehrt, aus dem Schlummer erwacht, und ob er ſchon Luſt gehabt, ſeinen Traum dem Taglöhner Schubarth zu eröffnen, habe er ſich doch vor ſeinem Spotte aus der Schrift (nach Sirach 34, 1.): Narren verlaſſen ſich auf Träume. Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten und will den Wind haſchen. Träume ſind nichts anders, denn Bilder ohne Weſen) gefürchtet. Am andern Tage aber erhielt er die unerwartete Nachricht, daß der in ſeinem Hauſe in Niedertopſchädel wohnende Hausmann in eben dieſer Nacht verſtorben ſei. Dieß ſei wirklich ein Hauskreuz für ihn geweſen, da deſſen Wittwe ſich immer noch in ſeinem (Kloßens) Hauſe aufhalte und bei ihrer Armuth ihm keinen Miethzins geben könne. Er wolle ſie nicht vertreiben, damit ſie nicht Hunger leide.

Nach einigen Wochen verlor ſich ſein Wohlgefallen an dem Bibelleſen und am Beten. Er ſetzte dieſe Uebungen wohl noch fort, aber mit kaltem Herzen, und in dem Wahne, ſo lange er dieß nur nicht verſäume, ſei ihm der Himmel gewiß, wenn er auch dabei immer noch die Freuden der Welt leidenſchaftlich ſuche. Dazu ſei er denn auch mit heftigerer Begierde, als je, getrieben worden und er habe kaum die Zeit des Tanzes und anderer Luſtbarkeiten in der Schenke erwarten können. Ueber die Urſache davon dachte er zwei Tage lang nach. Da träumte ihm wieder in der folgenden Nacht: Er war mit einer Schaar der luſtigſten Geſellen des Sonntags früh am Kirchwege, und ſtatt in die Kirche zu gehen, ſcherzte und ſpottete er ſogar über die vorübergehenden Kirchgänger, als ob ſie zu ſpät kommen würden. Da bewegten ſich auf einmal die Wolken, ein Feuerklumpen fiel herab und eine Stimme rief: „Ich bin der große Gott, ich will euch ſtrafen! Dadurch geſchreckt, entſchloß er ſich wieder zum Leſen der heil. Schrift, und that dieſes fleißiger und andächtiger als zuvor.“

zu ihm: „Du haſt gewünſcht mit unſerm Gott zu reden; nun, du ſollſt ihn hören!“ Hierauf wendete ſich dieſer Mann um und ſprach die Worte: „Du, Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs, thue heute kund, daß du redeſt und wir es hören.“ Nun ſtieg ungefähr 10 Schritte vor ihnen ein Rauch aus der Erde empor und aus demſelben ließ ſich eine Stimme vernehmen mit folgenden Worten: „Wer nicht in meinen Geboten wandelt und ſeinen Leib nicht bezähmt, der kann nicht mit mir reden.“ Kloß erwacht darüber, überzeugt, wirklich mit Gott geredet zu haben, und er glaubte daher auch um ſo feſter an das, was die heil. Schrift von den Unterredungen Gottes mit gewiſſen frommen Menſchen erzählt, und an die Bibel als Gottes Wort überhaupt.

Ungeachtet dieſer in einer Traumviſion erhaltenen Aufforderung, in Gottes Geboten zu wandeln und den Leib zu bezähmen, verſpürte Kloß nach ſeiner Ausſage bald darauf einen heftigen Drang zu einer Sünde der Unkeuſchheit und wollte ſie am nächſten Sonntage vollbringen. Aber eine abermalige Viſion ließ ihn ſiegreich aus dieſer Anfechtung des Fleiſches hervorgehen. Den Freitag in der Nacht kam es ihm im Traume vor, als ob die Perſon, die er zu ſeinen Abſichten gebrauchen wollte, neben ihm liege, eine Stimme aber ihm zurufe: „Laß dich nicht vom Satan blenden, der Nichts als Unheil anrichten kann!“ Kloß glaubte bei dem Erwachen, der Satan wolle ihn zu der böſen Handlung antreiben, faßte den Vorſatz, ihm zu widerſtehen, und führte ihn aus, ſo daß die frühere Begierde gänzlich wich. Auch an geiſtlichen Anfechtungen fehlte es ihm nicht um dieſe Zeit. Sein Glaube an die Bibel als Gottes Wort ſank, ſein Eifer im Beten erkaltete, und er empfand darüber 14 Tage lang die peinlichſte Unruhe. Einige Zeit darauf fühlte er einen ſtarken Drang nach dem Genuſſe des heil. Abendsmahls. Er genoß es ein halbes Jahr hindurch alle 14 Tage und zwar, damit es weniger auffallen ſollte, einmal an ſeinem Wohnorte und das anderemal an dem Orte, wo er in Dienſten war. Gleichwohl machte dieſer häufige Abendmahlsgenuß Aufſehen. Sein Bruder Chriſtoph Kloß in Nelkanitz, rieth ihm davon ab und gab zu erkennen, er würde endlich noch verwirrt werden. Auch der damalige Paſtor König in Mochau, in deſſen Kirchfahrt Kloß in Dienſten war, ließ ihn zu ſich kommen und widerrieth ihm den häufigen Abendmahlgenuß, indem er deßhalb eine Gemüthskrankheit bei ihm vorausſetzen zu müſſen glaubte. Kloß verneinte dieſes, ſuchte ſeine Gewohnheit mit Bibelſprüchen zu rechtfertigen und wurde vom Paſtor mit Bewunderung ſeiner Bibelkenntniß entlaſſen. Doch ging er ſeit dieſer Zeit nur vier- bis fünfmal jährlich zum heil. Abendmahle.

Ununterbrochen ſetzte er ſeine frommen Uebungen fort und beſuchte namentlich fleißig die Kirche, früh und Nachmittags, ſo wie die Freitagspredigten, und zwar abermals zufolge der ernſtlichen Ermahnung eines Mannes im Traume, den er für den Heiland ſelbſt hielt. Als Kloß eines Freitags aus der Kirche gekommen war und ſich ſchon wieder bei der Arbeit befand, vernahm er in einem überſchwenglichen Zuſtande eine Stimme, die ihm zurief: „Ich will durch dich ein Licht aufgehen laſſen in Europa; vorher werden aber noch viele Menſchen verloren gehen.“

Er empfand Traurigkeit darüber, daß ſo viele Menſchen verloren gehen ſollten, fiel dreimal auf ſeine Kniee und betete mit Thränen im Auge für ſie, erkannte aber auch in jener Stimme eine Aufforderung Gottes, ſeine Mitmenſchen zu einem frommen Sinne und Wandel zu ermahnen. Von nun an (um das Jahr 1814 oder 1815) hielt er Vorträge, Anfangs nur ſeinen Mitarbeitern, ſpäterhin in förmlichen religiöſen Zuſammenkünften in der Wohnung des Häuslers Mieriſch in Zunſchwitz. Sie fingen um 9 Uhr des Abends oder auch etwas ſpäter an und dauerten eine bis zwei Stunden. Kloß hielt in denſelben in Gegenwart von mehreren Menſchen längere Ermahnungen. In der erſten Verſammlung waren 12 bis 16 Perſon gegenwärtig. Er ſprach in derſelben von ſeinen Träumen und Viſionen und der dadurch bei ihm bewirkten Lebensbeſſerung. In den andern daſelbſt gehaltenen Verſammlungen ſtellte er Sätze auf und bewies ſie mit Bibelſtellen, z. B. die Sätze: Der Menſch muß von neuen geboren werden, wenn er ſelig werden will; wie man Gott ſuchen und finden müſſe; wie jeder Menſch das Senfkörnlein ſchon in ſich trage, oder den Schatz Gottes ſchon in ſich habe; wohl dem Menſchen, der ein gläubiges und bekehrtes Herz hat; über die Arbeiter im Weinberge; wir ſind Pilgrimme auf Erden u. ſ. w.*)

Da Kloß zu bemerken ſchien, daß ſeine Ermahnungen nicht den erwünſchten Erfolg bei ſeinen Zuhörern hatten, ſo ſtellte er das Predigen wieder ein. Nach Verlauf eines Vierteljahres aber wurde er durch eine abermalige Viſion ermuntert, von Neuem Vorträge zu halten. Es erſchien ihm nämlich im Traume Gott in ſeiner menſchlichen Geſtalt in einer Kirche und

---

*) Das letzte Thema führte er alſo aus: „Wir ſind mit der höhern Welt verwandt und für dieſe beſtimmt. Wir müſſen es alſo auch zu unſerm Hauptgeſchäfte machen, uns für dieſe zu bilden, dürfen uns alſo nicht mit aller unſerer Sehnſucht an die irdiſchen Freuden und Güter hängen, müſſen alle Sünden meiden, welche uns um den Genuß der ewigen Seligkeit bringen“ u. ſ. w. Ueber die neue Geburt, auf welche alle ſeine Vorträge gerichtet geweſen, wenn er auch, um die Aufmerkſamkeit der Zuhörer zu wecken, jeder Rede ein beſonderes Thema zum Grunde gelegt habe, erklärte er ſich alſo: „Der Menſch, wenn er von Neuem geboren werde, empfinde in ſich die Freundlichkeit Gottes und bekomme dadurch die Liebe zu deſſen Geboten und einen Haß gegen die Sünde; die Schwachheiten, die er noch in ſich fühle, ſeien dann ſein größtes Leiden; Gott ſchenke jedoch dem Menſchen um der Reue willen, die er empfinde, Gnade durch ſeinen Sohn.“

Uebrigens ſtellte er die Verſammlungen deßwegen ſo ſpät des Abends an, nicht um ihnen durch das Aeußere eine größere Feierlichkeit zu geben, ſondern weil die Landleute nach beendigter Tagarbeit am beſten Zeit dazu hätten und um nicht etwa durch die ſpäter Eintretenden geſtört zu werden. Man ſang ein oder mehrere Lieder aus dem Dresdner Geſangbuche (er ſelbſt kannte und benutzte auch das Bunzlauer Geſangbuch). Gewöhnlich ſetzte er ſich an oder auf ein kleines Tiſchchen, ermahnte ſeine Zuhörer zum Stillſchweigen („Ich bitte mir aus, daß Ihr hübſch heimlich ſeid; denn wenn ihr Geräuſch macht, ſo ſtört ihr mich und ich höre auf“), ſprach dann kürzere oder längere Zeit, eine halbe wohl auch eine ganze Stunde.

ſagte zu ihm: „Nun will ich dir Ehre geben unter den Menſchen", worauf er erwiederte: „Ich will gar keine Ehre haben, ich laſſe ſie dir allein." Er hielt darauf Vermahnungen an mehreren Orten in der oben angeführten Form, machte aus Verdruß über den geringen Erfolg derſelben eine abermalige vierteljährige Pauſe, hatte dann wieder einen Traum, in welchem eine Hand, die er für Gottes Hand hielt, vom Himmel zu kommen ſchien, ihn bei der Achſel faßte und unter den Worten: „Ich wollte durch dich ein Licht aufgehen laſſen; da du mir aber nicht gehorſam biſt, ſo will ich dich gleich in die Ewigkeit verſetzen," in die Höhe hob, ihn aber, da er jämmerlich ſeufzte, wieder ungefähr in der Höhe eines Hauſes fallen ließ.

Durch dieſe Erſcheinung wurde er ſo ergriffen, daß er nun anfing, mit dem größten Eifer Vermahnungen zu halten, und hinzugehen, wo man ihn verlangte. Er that dieß in verſchiedenen Dörfern der Ephorie Oſchatz und ſodann nach einer kurzen Unterbrechung, veranlaßt durch ſeine Arreſtirung mittels eines Gensdarmen und durch Belegung mit zweitägiger Gefängnißſtrafe von Seiten ſeiner Obrigkeit des Stiftamtes Meißen, in der Gegend von Leisnig, erſt am rechten und nachher am linken Ufer der Mulde, ſeit dem Anfange des Jahres 1818. Der Zulauf wurde immer größer; die Zahl der anweſenden Zuhörer in den Bauernſtuben, in welchen er predigte, belief ſich auf 100, abgerechnet diejenigen, die an den geöffneten Fenſtern vor dem Hauſe ſtanden. Die Conventikel wurden immer häufiger und fanden auch in der Behauſung der unglücklichen Fiſcherſchen Eheleute zu Beiersdorf ſtatt, welche ſeit ihrer Bekanntſchaft mit Kloß ſeine wärmſten Anhänger wurden. Mehr als einmal prieſen ſie gegen ihre Verwandte, welche ſie beſuchten, das große Glück, das ihnen durch Kloß zu Theil geworden ſei, und baten dieſelben dringend mit Thränen im Auge, ſich desſelben Glückes theilhaftig zu machen und den Ermahnungen des gottbegeiſterten Mannes beizuwohnen. Manche Hausväter behaupteten, daß ihre Kinder und Dienſtboten durch das Anhören ſeiner Vorträge fleißiger, ſittſamer und frömmer geworden ſeien.

Manche Anhänger dieſes Mannes verſicherten bei ihrem gerichtlichen Verhöre, daß ſie aus Liebe zu ihm bereit ſeien, ihm ins Gefängniß zu folgen. Selbſt mehr als 20 Jahre ſpäter gab es Kloſſianer, die Nichts auf Kloß kommen ließen und nach ſeiner Weiſe Conventikel hielten, z. B. in Seifersdorf in der Parochie Gersdorf bei Leisnig.

Die Urſachen, aus welchen Kloß ſo vielen Beifall bei dem Landvolke erhielt, liegen zunächſt in ſeiner äußern Perſönlichkeit. Er war, als er das Predigtweſen in der Leisniger Gegend trieb, ein junger, kräftiger Mann von 30 Jahren, von angenehmer äußern Bildung und einem einnehmenden Betragen. Er wird bei ſeinem erſten Verhöre im Juſtizamte Leisnig den 8. Auguſt 1818 nach ſeinem Aeußern alſo beſchrieben: „Kloß iſt mittler Größe, wohlgebaut, hat ein zwar ernſtes, aber leicht freundlich werdendes Ausſehen, in ſeinem Benehmen etwas Gefälliges und Einnehmendes. Die Haut iſt feiner und weißer, als ſonſt bei Landleuten; er hat rothe Wangen, blaue Augen, eine erhabene Naſe, blondes etwas

gelocktes Haupthaar, dergleichen Augenbraunen und Bart. Sein Mund iſt wohlgeformt und mit weißen wohlgereiheten Zähnen verſehen, die Stirn hoch.“ Hierzu kamen eine ſtarke, wohlklingende Stimme, eine feſte Bruſt, wobei er im Stande war, in den mit Menſchen angefüllten Bauernſtuben bei der größten Hitze Stunden lang zu reden, eine lebhafte Geſtikulation und ein glückliches Gedächtniß, wobei er überaus lange aus Bibelſprüchen und Liederverſen hauptſächlich beſtehende Vorträge, ohne zu ſtocken und in Verlegenheit zu kommen, halten konnte. Schon daraus iſt zu erklären, daß er ſo vielen Anhang bei dem Landvolke fand, das auch demjenigen Geiſtlichen den meiſten Beifall zu ſpenden pflegt, der durch äußere Beredtſamkeit ſich auszeichnet, wenn es auch ſeinen Predigten an innerm Gehalte fehlen ſollte. — Ueberdieß muß man bedenken, daß die Anhänger von Kloß in ihm einen Mann hörten, der ihres Gleichen war, der nicht, wie die ihnen höher ſtehenden Geiſtlichen, von Amts wegen zu ihnen ſprach, ſo daß ſie großes Zutrauen zu ihm faßten. Eine eindringende, bei dem gemeinen Manne wohlangebrachte, an das Gemeine gränzende Popularität fehlte dem Manne auch nicht. So wird von einem Vortrage des Futterſchneiders in der Schenke zu Schlatitz bei Mügeln Folgendes mitgetheilt: „Ihr Leute, ihr wollt Chriſten ſeyn, und thut doch das Gegentheil von dem, was Chriſtenleuten geziemt: Ihr übertretet ſo oft das ſiebente Gebot, ihr ſtehlet; ihr gehet, ich weiß es wohl, auf anderer Leute Felder und in ihre Gärten, holt euch da Kraut, Kartoffeln, Obſt und andere Früchte; ihr macht euch davon eure Mahlzeit, und betet vor dem Eſſen: Komm Herr Jeſus, ſei unſer Gaſt, und ſegne, was du beſcheeret haſt! O, wenn ihr ſtehlen wollt; ſo betet doch um Gottes willen nicht alſo vor eurer geſtohlnen Mahlzeit. Ihr bittet den Herrn Jeſu zu Gaſte: Wiſſet ihr nicht, daß der Hehler ſo gut iſt, wie der Stehler? Wollet ihr alſo nicht in dieſem Gebete den Herrn Jeſus zum Diebe machen? Der Herr Jeſus ſoll euch eure Mahlzeit beſcheert haben? Ihr wiſſet es beſſer. Nicht der Herr Jeſus, ſondern der Teufel hat euch die Mahlzeit beſcheert!“ Nach der Verſicherung des Berichterſtatters machten dieſe Worte und die ganze gegen den Diebſtahl gerichtete Predigt, welche dreiviertel Stunden dauerte, einen ſtarken Eindruck auf viele der anweſenden Zuhörer.

Kloß ſaß während ſeiner Vorträge gemeiniglich auf einem Stuhle, der auf den Familientiſch geſtellt war, in ſeiner gewöhnlichen Kleidung, beſtehend in einer Katunjacke und in gelb oder ſchwarzledernen Hoſen, die Bibel und das Geſangbuch neben ſich und unten auf dem Tiſche ein Gefäß mit Getränk habend, aus welchem er bisweilen während des Vortrages ſeinen durch ſtarkes und vieles Sprechen ausgetrockneten Mund anzufriſchen ſuchte. Eine glaubwürdige Perſon hat eine im Vorſommer 1818 zu Hof bei Straucha von Kloß veranſtaltete religiöſe Verſammlung, welche über Form und Inhalt der Kloſſiſchen Andachtsübungen hinlängliche Belehrung ertheilt, folgendermaſſen beſchrieben: Sie fand in einer geräumigen Bauernſtube ſtatt und begann Abends gegen 10 Uhr. Jeder, der wollte, konnte Antheil nehmen; daher eine große Menge von Kloſſianern und Nichtkloſſianern von Dörfern und auch aus Leisnig gegenwärtig war. Die Stube war ganz

mit Menſchen angefüllt, und auch vor den geöffneten Fenſtern ſtanden andächtige oder neugierige Zuhörer. Der Anfang wurde gemacht mit Anſtimmung des von Kloß gewählten Liedes Nr. 378 in dem Dresdener Geſangbuche: Höchſter denk' ich an die Güte u. ſ. w. Um mitſingen zu können, hatten die meiſten Zuhörer Geſangbücher, ſowie kleine Lampen mitgebracht, welche beim Anfange des Geſanges angezündet wurden. Kloß ſaß, wie gewöhnlich auf einem auf den Tiſch geſtellten Stuhe, neben ſich auf der einen Seite einen hohen Leuchter, auf der andern Seite ein Trinkgefäß, vor ſich die Bibel habend. Nach geendigtem Geſange ſprach er von den vielen Wohlthaten, die Gott den Iſraeliten erwieſen, von ihrer Undankbarkeit gegen Gott und von den furchtbaren Strafen, die er über ſie nach ſo vielen fruchtloſen durch die Propheten gegebenen Warnungen verhängt habe. Er behauptete hierauf, daß die Chriſten jene Iſraeliten an Undankbarkeit und Strafbarkeit überträfen, daß die Juden keine Geſangbücher, keine Bibeln, keine Prediger, keine Kirchen gehabt hätten, und daß die Chriſten, die das Alles hätten, weit ſchlimmer als die Juden wären. Deßwegen habe aber auch Gott keinen Wohlgefallen mehr an den Chriſten, ſchicke eine Plage nach der andern, Krieg, Sterbensnoth, Mißwachs und Theurung, und werde, wenn ſie ſich nicht beſſern, noch ſchrecklichere Dinge über ſie kommen laſſen. Er fing nun an, in prophetiſchen Stellen des A. T. ſchreckliche Dinge und furchtbare Strafgerichte Gottes den Anweſenden zu prophezeien, ſo daß vielen derſelben Schauer und Angſt anwandelte. Nach geendigter Predigt, die über eine Stunde dauerte und während welcher dem Redner der Schweiß ſtromweiſe vom Geſicht floß, las Kloß das Lied Nr. 427 des Dresdner Geſangbuches: O welch' ein ſelig Leben u. ſ. w. erſt vor und ließ es hernach ſingen. Nach geendigtem Geſange fiel Kloß auf die Kniee und befahl den Anweſenden ein Gleiches zu thun; er betete faſt eine Viertelſtunde und entließ dann unter Segenswünſchen die Verſammlung, die bis 1 Uhr des Nachts gedauert hatte. Dabei wird bemerkt, daß Kloß ohne Anſtoß, ohne langes Beſinnen in Einem fort mit ſtarker Stimme und heftiger Geſticulation ſprach. Die Worte, deren er ſich bediente, waren faſt lauter Bibelſprüche und Liederverſe, in ſchlechter Ordnung und mit vieler Wiederholung vorgetragen.

Wie dieſe, ſo waren auch die andern Andachtsübungen oder Ermahnungen, wie ſie Kloß zu nennen pflegte, nach Form und Inhalt beſchaffen. Doch hielt Kloß noch außerdem bei vertrauten Freunden Betſtunden, in welchen nicht gepredigt, ſondern nur geſungen und ein Gebet knieend von Kloß geſprochen wurde, welches die Anweſenden knieend nachbeteten. Eine ſolche Betſtunde hielt er noch in dem Hauſe der unglücklichen Fiſcher'ſchen Eheleute den 11. Juli, alſo 10 Tage vor der von ihnen verübten ſchrecklichen Mordthat.

Wiewohl nun der Inhalt ſeiner Vorträge, wie er bisher angegeben worden iſt, nicht in Widerſpruch mit den Lehren des Chriſtenthums ſtand und hier und da bei leichtſinnigen Menſchen einen heilſamen Eindruck machte: ſo veranlaßten doch die immerwährenden Bußermahnungen, die mit zuverſichtlichem Tone angekündigten Strafgerichte Gottes, die ſteten Aufforderungen, ſein Fleiſch zu kreuzigen

und ohne Unterlaß zu beten, bei vielen ſeiner Anhänger, weil ſie nicht die Kirche, ſondern den Separatiſten Kloß hörten, eine trübe Gemüthsſtimmung, eine ſich in Selbſtpeinigung gefallende ſchwärmeriſche Kopfhängerei, wobei man ſich von allen geſelligen Vergnügungen an öffentlichen Orten zurückzog, nur immer mit Andachts-übungen ſich beſchäftigte, darüber ſeine Berufspflichten vernachläſſigte und die, welche nicht dieſes Sinnes waren oder ſeyn wollten, mit geiſtlichem Stolze entweder bemitleidete oder verachtete, oder wohl gar als Belialskinder haßte und verabſcheute.

Doch waren die Lehren und Behauptungen des Futterſchneiders zum Theil auch bedenklich und gefährlich. Vor einer aus Kloſſianern und Nichtkloſſianern beſtehenden Verſammlung nahm er ſich wohl in Acht, etwas Bedenkliches oder Gefährliches zu lehren. Aber er hatte die Gewohnheit, nach dem Auseinandergehen einer gemiſchten Verſammlung ſeine vertrauteſten Freunde bei ſich zu behalten, mit ihnen über gewiſſe Gegenſtände noch beſonders ſich zu unterhalten und ihnen Manches im Vertrauen mitzutheilen, was er in der gemiſchten größern Verſammlung nicht zu ſagen wagte. Kloß leugnete zwar das Letzte und behauptete in ſeinem Verhöre, daß auch in dieſen Privatunterhaltungen, die oft bis um ein Uhr Morgens dauerten, nur gewöhnliche Gegenſtände der Religion zur Sprache gekommen ſeien. Aber der unglückliche Fiſcher, ein nach dem Urtheile Aller chriſtlich frommer, rechtſchaffener, Wahrheit liebender Mann, ſagte in einem ſeiner letzten Verhöre und confrontirt mit Kloß dieſem unter die Augen:

1) Kloß habe geſagt: Man könne es dahin bringen, daß man mit Gott rede. Man werde dieſer Gnade theilhaftig, wenn man unaufhörlich knieend bete und ſein Fleiſch im Zaume halte.

2) Kloß habe nicht den Sonntag, ſondern den Sonnabend als heiligen Tag gefeiert, weil Gott ihn ſelbſt dazu gemacht habe.

3) Kloß habe eine neue Religionsſecte ſtiften wollen. Man habe ihm gerathen, weil er wegen ſeiner Predigten verfolgt werde, an eine geduldete Religionsſecte ſich anzuſchließen; aber er habe dieß im Wahne, ſelbſt eine Religionsſecte ſtiften zu können, verweigert.

4) Kloß habe gegen ihn geäußert, daß, als von ihm eine Predigt in dem Hauſe des Hufſchmieds Goldammer zu Altleisnig gehalten worden, ein Engel mit einem großen Buche und rother Schrift vor dem Fenſter geſtanden und ihm eine ſolche Kraft zum Vortrage, wie er ſie vorher niemals gehabt, mitgetheilt habe. Dadurch ſei er (Fiſcher) bewogen worden, Kloß für einen außerordentlichen Menſchen zu halten, und blindes Zutrauen zu ihm zu faſſen.

5) Kloß habe gegen ihn in der Wohnung des Häuslers Wahrig zu Bockelwitz geäußert: Keiner von den vielen Predigern, die er gehört, habe das geoffenbarte Wort. Dieſer Ausdruck beziehe ſich darauf, daß Alles, was Kloß lehre, nach ſeiner Behauptung ihm geoffenbart werde. Auch habe er an dem genannten Ort geäußert, daß die Geiſtlichen die Menſchen nicht auf den rechten Weg bringen, aber die, welche bereits auf demſelben ſeien, darauf erhalten können u. dgl.

Man beſchuldigte außerdem Kloß, behauptet zu haben: Mehr als zwei Kinder in der Ehe zu zeugen, ſei verwerflich; Chriſtenpflicht gehe über die Befehle der Obrigkeit, wodurch er habe zum Ungehorſam gegen dieſelbe verleiten wollen; man müſſe, wie im A. T. vorgeſchrieben ſei, durch Opfer ſeine Sünden abbüßen und mit Gott ſich verſöhnen. Auch habe er viel von Erſcheinungen guter und böſer Geiſter geſprochen und, die nicht zu ihm hielten, für unſelige, in der Gewalt des Satans befindliche Weltmenſchen erklärt, ſowie die baldige Ankunft des jüngſten Tages und des dabei ſtattfindenden Weltgerichtes prophezeit.

In dem deßhalb mit ihm angeſtellten gerichtlichen Verhöre hat er dieß Alles geleugnet und nur zugegeben, daß er zwar bisweilen von dem Teufel als einem Weſen, das die Menſchen von Gottes Geboten abtrünnig mache, aber nicht von Teufelserſcheinungen und von Hexerei, wohl von Opfern, als einem Theile des jüdiſchen Gottesdienſtes, aber nicht von der Nothwendigkeit derſelben für Chriſten geſprochen habe.

Bemerkenswerth iſt das, was Kloß in einem Verhöre am 2. October 1818 ausgeſagt hat, da daraus hervorgeht, daß die Kloſſianiſche Schwärmerei in ihren erſten Anfängen mit der ſpäter offenkundig gewordenen Stephaniſtiſchen Schwärmerei zuſammenhänge. Er wurde befragt, ob er nicht ein gewiſſes Büchlein unter ſeine Anhänger ausgetheilt und von wem er es erhalten habe. Er gab zur Antwort: Er habe fünf verſchiedene Büchlein von einem gewiſſen Burkhard in Dresden im Waiſenhauſe vor dem Pirnaiſchen Thore erhalten. Das eine derſelben habe den Titel: Bogatzky's Schatzkäſtlein, das andere den Titel: Der Weg zur Seligkeit; von den übrigen wiſſe er den Titel nicht, ſie ſeien geiſtlichen Inhalts und aus der Bibel entlehnt. Auf die Frage, wie er mit dieſem Burkhard bekannt geworden ſei, gab er zur Antwort: „Er habe dieſen Mann vor ungefähr anderthalb Jahren in einer Betſtunde, welche der Paſtor Stephan an der böhmiſchen Kirche gehalten, kennen gelernt; derſelbe habe ihn nach geendigter Betſtunde mit auf ſeine Stube genommen und die erwähnten Bücher ihm gezeigt. Weil ihm nun der Inhalt dieſer Bücher gefallen, ſo habe er nachher ſich mehrere Exemplare derſelben von ihm verſchreiben laſſen, und unter diejenigen ſeiner Zuhörer, welche ſie verlangt, gegen Bezahlung vertheilt. Seine Abſicht bei Vertheilung dieſer Bücher ſei geweſen, daß man ſich durch das Leſen derſelben erbauen ſolle.

Eins dieſer Büchelchen, welches Kloß bei dieſer Gelegenheit kennen lernte und unter ſeine Anhänger verbreitete, befindet ſich bei den Unterſuchungsacten und hat den Titel: Der Weg zur Seligkeit, in Frag und Antwort nach Anleitung der heiligen Schrift. Ebenezer 1817. 96 Seiten in Duodez. Der Inhalt desſelben iſt, wie der Inhalt der Tractätchen, welche von einer gewiſſen Partei im proteſtantiſchen Deutſchland mit großer Sorgfalt unter das Volk hie und da verbreitet werden. Es iſt darin der Glaube der ſogenannten Altlutheraner und Myſtiker ſchroff ausgeſprochen und mit Bibelſtellen belegt, die oft wenig beweiſen, was ſie beweiſen ſollen.

Außer dieſem Büchlein, welches Kloß von dem oben erwähnten Burkhard

erhalten und verbreitet hat, ſind von ihm, vermuthlich auch auf Burkhards Empfehlung benutzt worden: Terſtegens Blumengärtlein, das dem Thomas von Kempen zugeſchriebene Buch: Die Nachfolge Jeſu, und Arnds wahres Chriſtenthum.

Das zuletzt genannte Buch, Arnds „wahres Chriſtenthum", mag hauptſächlich Veranlaſſung gegeben haben zu der Sabbathsruhe, von welcher Kloß viel ſprach, und in welche er ſeine Anhänger verſetzen zu können glaubte. Es heißt hier im 34. Cap. des 2. Buches nach Val. Weigel: „Wenn du beteſt, ſo bricht der Sabbath deines Herzens an; du ruheſt von allen zeitlichen Sorgen und Gedanken." Kloß mißdeutete dieſe Worte und verſtand unter der Sabbathruhe eine durch ſtete Richtung der Seele auf Gott mit Anſtrengung und Verzichtleiſtung auf ſinnliche Genüſſe zu gewinnenden Zuſtand unmittelbarer Erleuchtung und pries ihn als den Vorgeſchmack der Seligkeit des Himmels auf Erden. In der Nacht nach geſchehener Mordthat, welche er bei dem Müller Kunze in Goſelitz bei Döbeln zubrachte, hatte er nach ſeiner gerichtlichen Ausſage einen Traum, in welchem Jemand zu ihm ſprach: „Nun will ich das gute Werk ausführen durch die Sabbathruhe; ihr aber werdet zum Spotte werden bis nach Spanien." Auffallend iſt es, daß er dieſen Traum in der Nacht nach der fanatiſchen Mordthat, welche er erſt den Tag darauf erfahren zu haben verſichert, gehabt hatte.

Wäre es bei dem geblieben, was Kloß bisher lehrte und wirkte: ſo würde die Schwärmerei nicht viel Aufſehen gemacht haben und bald vergeſſen worden ſeyn; aber die Geſchichte lehrt, daß religiöſe Schwärmerei, wenn ſie auch anfangs unſchädlich oder wohl gar heilſam zu ſeyn ſcheinen, doch im Fortgange ausarten und Unheil anrichten. Mehrere Geiſtliche in der Leisniger Diözeſe machten darauf aufmerkſam, warnten ihre Gemeindemitglieder vor Theilnahme an den Kloſſtaniſchen Verſammlungen und baten die obrigkeitliche Behörde, denſelben ein Ende zu machen. Aber ihre Stimme wurde zu wenig geachtet. Und ſo geſchah es, daß die Kloſſtaniſche Schwärmerei, welche Anfangs Gutes zu ſtiften ſchien, ein tragiſches Ende nahm.

Gegen Faſtnachten 1818 kam Kloß in nähere Bekanntſchaft mit dem aus Raſchütz bei Golditz gebürtigen Hufſchmied Goldammer in Altleisnig, und hielt auf deſſen Verlangen in ſeinem Hauſe Ermahnungen in Gegenwart vieler Perſonen. Dieſer Goldammer, ein verſchmitzter Betrüger und roher Menſch, dachte bei der nähern Bekanntſchaft, die er mit Kloß machte, an Nichts weniger, als durch ſeine Vorträge frömmer zu werden, ſondern glaubte in ihm ein taugliches Werkzeug zur Erreichung ſeiner betrügeriſchen eigennützigen Abſichten zu finden. Er war nämlich bei einem Beſuche, den er bei der Wunderfrau Hummitzſch in Schönborn bei Frankenberg machte, und bei der Wahrnehmung des großen Gewinnes, den ſie von ihren Wunderkuren hatte, auf den Gedanken gekommen, einen ähnlichen Weg einzuſchlagen, an Menſchen und Thieren Wunderkuren zu verrichten, dadurch viel Geld zu verdienen und ſo ſeinem ſehr herabgekommenen Hausweſen wieder aufzuhelfen. Er benutzte dazu ſeine zweite Tochter, Roſine Marie,

verbreitete von ihr das Gerücht, daß ſie wahrſagen, im Schlafe auf die an ſie geſchehenen Fragen mit prophetiſchem Geiſte antworten könne und Erſcheinungen von Gott und dem Heilande habe, wodurch ihr verborgene Dinge geoffenbart und namentlich gewiſſe Mittel gegen Krankheiten bei Menſchen und Thieren angegeben würden. Als er fand, daß man dieſem Gerüchte Glauben ſchenkte; ſo fing er an, mit magiſchen Mitteln und gewiſſen Wurzeln, von denen er vorgab, daß ſie ihm durch die ſeiner Tochter zu Theil gewordenen Offenbarungen bekannt geworden ſeien, an Menſchen und Thieren zu kuriren, und täuſchte auf die Weiſe viele Bewohner ſeines Dorfes und der Umgegend und insbeſondere die Fiſcher'ſchen Müllers-Eheleute, die in bedeutendem Wohlſtande waren und von denen er einen guten Gewinn erwartete.*) Da er wußte, daß die Fiſcher'ſchen Eheleute warme Verehrer

---

*) Goldammer war damals (1818) 41 Jahre alt und hatte 7 Kinder, von denen die zweite Tochter, welche bis zu ihrem 12. Jahre die Dorfſchule beſucht, dann aber, wegen fortdauernder Augenkrankheit, bei dem Ortspfarrer bis zu ihrer Confirmation (Oſtern 1818) Privatunterricht genoſſen hatte, ein kluges und pfiffiges Mädchen war, das ſchon einmal mit ihrem Vater in Unterſuchung geweſen. Seitdem Goldammer bei der Frau Hummitzſch, deren magnetiſcher Kur er im Jahre 1816 oder zu Anfange des Jahres 1817 ſeine Tochter übergeben, geſehen hatte, daß ſie von den Kranken viele Geſchenke erhielt, war er auf den Gedanken gekommen, ſeinen durch Trunk und liederliche Haushaltung zerrütteten Vermögensumſtänden auf ähnliche Art aufzuhelfen. Durch einen alten, abergläubiſchen, ehemals wahnſinnigen Mann, Namens Berthold aus Gersdorf, von dem er in ſeinem Garten die Ruthe nach verborgenen Schätzen hatte ſchlagen laſſen, wurde er auf ſeine zweite Tochter aufmerkſam gemacht, welche den Stern in ihrer Hand habe. Derſelbe Mann hatte ihm auch von einem Mädchen erzählt, das ganz mit Roſen bewachſen ſei, im Schlummer liege und wiſſe, wer gut oder böſe ſei und zu den Auserwählten Gottes gehöre. Von dieſer Erzählung mochte Goldammers Tochter Etwas erfahren haben, denn ſie nahm ſich vor, die Rolle einer Schlafrednerin zu ſpielen, wähnend, dann mit Roſen bewachſen zu werden und jene Kenntniß zu erlangen, um durch die milden Gaben, die ſie zu erhalten hoffte, ihre Eltern zu unterſtützen. So ſtellte ſie ſich denn einmal, als ob ſie im Schlafe ſpreche, hielt ihrem Vater ſeinen ſchlechten Lebenswandel vor, und warnte ihn darin zu beharren, vorgebend, daß der Heiland ſelbſt aus ihr ſpreche und ihr die Worte eingebe. Der Vater, darüber befremdet und wähnend, daß mit ſeiner Tochter etwas Außerordentliches vorgegangen ſei, ſuchte die von ihr gerügten Fehler zu vermeiden. Bald darauf jedoch entdeckte ſie ihm, nachdem er ſich von ihr noch vier bis fünfmal hatte täuſchen laſſen, auf ſein Befragen den geſpielten Betrug. Je geſchickter ſie aber ihre Rolle geſpielt hatte, deſto leichter ſchien er ſie zur Täuſchung Anderer gebrauchen zu können, um auf dieſe Art Geld zu gewinnen. Daher ermunterte er ſie, dieſe Gaukeleien fortzuſetzen, ja, er nährte in ihr die Hoffnung, daß der Heiland ſich wirklich ihr nun nähern und ſie mit Roſen beſtecken werde. In dieſem abergläubiſchen und betrügeriſchen Treiben wurden beide vornehmlich dadurch unterſtützt, daß ein über Dresden her ſie beſuchender Mann von einer Familie Jacob im Altenburgiſchen erzählte, welche ſeit 15 Jahren mit dem Heilande ſich unterhalte, ſich ſeines Beſuches in Menſchengeſtalt erfreue und Menſchen und Vieh mittelſt gewiſſer Wurzeln curire. Von nun an curirten beide recht planmäßig gleichfalls auf dieſe Weiſe. Wollten nämlich Leute von Goldammer curirt ſeyn; ſo befragte dieſer ſeine Tochter in ihrem prophetiſchen Schlafe, welche Mittel er anwenden

von Kloß und deſſen Lehren waren; ſo hielt er es für rathſam, in nähere Verbindung mit ihm zu treten und durch ihn auf ſie zu ſeinem Vortheile zu wirken.

Er veranlaßte demnach Kloß, nach Altleisnig zu kommen, um daſelbſt eine Ermahnung zu halten. Kloß kam in Geſellſchaft eines guten Freundes von Goldammer, des Markthelfers Weiße aus Schönerſtädt, eines Tages früh nach 6 Uhr in Goldammers Haus. Man hatte ihm durch dieſen Weiße ſchon beigebracht, daß ein außerordentlicher Geiſt in der Tochter Goldammers ſei und daß ſie im Schlafe verborgene Dinge offenbaren und prophezeien könne. Als Kloß wünſchte, dieſe Tochter kennen zu lernen, bekam er zur Antwort, ſie liege jetzt im Schlafe, und erſt nach einer Viertelſtunde, während welcher ihr Vater bei ihr geweſen war, wurde er zu ihr in eine Oberſtube geführt. Sie lag da im Bette, ſcheinbar ſchlafend, und redete Kloß mit den Worten an: „Fürchte dich nicht, Du redeſt nicht mit Menſchen, ſondern mit Gott!“ Kloß ſagte zu ihr, er habe einen ſchweren Traum gehabt, und wünſche, daß ſie denſelben ihm deuten möchte. Sie antwortete: „Gott verſucht die Menſchen bisweilen durch Träume. Du wirſt bald wieder einen Traum bekommen, da wird dir Vieles vorgeſtellt werden.“ Auf die Frage von Kloß, ob die Gensdarmen ihm noch viel thun würden, erwiederte ſie: „Sie können dir Nichts thun, der liebe Gott ſchützt dich.“ Noch äußerte ſie, immer noch ſcheinbar ſchlafend, gegen Kloß: „Ich bin größer bei Gott, als

---

ſollte, und ſie nannte dann, angeblich auf den Rath des Heilandes, einige Wurzeln, die er ihr aber zuvor erſt bezeichnet hatte. Kamen Fremde, ſo entfernte ſich die Tochter, um, wie man ihnen vorſpiegelte, im Freien knieend zu beten und vom Heilande zu erfahren, was ihnen fehle, während ſie in der Küche dem Geſpräche ihres Vaters mit den Fremden lauſchte, um dann in ihrem Wunderſchlafe gegen die Fremden Gebrauch von dem, was ſie über den Krankheitszuſtand derſelben erfahren, zu machen. Bisweilen fiel ſie plötzlich in den Schlaf, und bald fing ſie an, von dem Himmel zu ſprechen, in welchem ſie ſich befinde, und ſich mit dem Heilande und den Engeln zu unterhalten, während der dabei ſtehende Vater ihre Worte deutete. Auch den Teufel wollte ſie geſehen haben, von dem ihr der alte Berthold geſagt, daß er alle Geſtalten annehmen könne, nur nicht die eines Schafes oder einer Taube. Sie ſelbſt geſtand aber ſpäterhin: ſie ſei in den vorgeblichen Schlummer gefallen, wenn ſie gewollt, habe dabei Alles verſtanden, was man geſprochen, und nie wirkliche Erſcheinungen gehabt, außer einmal im Traume, wo ihr der Teufel einen Thaler geboten; über die Leichtgläubigkeit der Leute habe ſie oft im Stillen lachen müſſen.

Bald verbreitete ſich der Ruf von Goldammers und ſeiner Tochter Wundercuren in der ganzen Nachbarſchaft, und die Zahl der Leichtgläubigen vermehrte ſich täglich, ja, der ſchon erwähnte Burkhard in Dresden gab einſt den Vermittler ab zwiſchen Goldammer und (wie es in den Acten heißt) „zwei gläubigen Seelen, von denen die eine verheirathet war, und die ebenfalls von ihm geheilet ſeyn wollten.“ Obgleich die Curen manchmal unglücklich abliefen, wie bei einem Schäferknechte, bei dem der Gebrauch einer nach Goldammers Rathe auf den bloßen Kopf gelegten Wurzel ſehr bedenkliche Wirkungen erzeugte: ſo ward doch das Zutrauen der Leute dadurch nicht eben geſchwächt. Gegen Hexerei bei Menſchen und Thieren und alſo auch gegen davon herrührende Krankheiten, ließ Goldammer Zauberzettel verſchlucken.

Du.“ Des Abends hielt Kloß zu gewöhnlicher Zeit eine Ermahnung, der gegen 40 Perſonen beiwohnten. Nach Entlaſſung derſelben rief Goldammer ſeine Tochter zu ſich und fragte ſie: „Nun, meine Tochter, was haſt du denn heute Abend geſehen?“ Sie ſagte: Während Kloß ſeine Ermahnung gehalten habe, ſei ein weißer Mann in Engelsgeſtalt am Stubenfenſter erſchienen, habe ein Buch aufgeſchlagen und auf Kloß hingehalten. Kloß nahm dieſe Ausſage des Mädchens, welche ſo ſehr ſeiner Eitelkeit ſchmeichelte, für reine Wahrheit an, erzählte davon ſeinen vertrauten Freunden und ſetzte noch hinzu, daß er, durch dieſe Erſcheinung und ihren Einfluß auf ſeine Seele geſtärkt, dieſen Abend mit beſonderer Kraft und Salbung geſprochen habe. Er ſchien keinen Betrug bei den Ausſagen dieſes Mädchens zu ahnen, ja, er äußerte in ſeinem Verhöre: er habe etwas Gutes bei dieſer Erſcheinung gedacht, ob er gleich ſie ſich nicht habe erklären können; ein guter Geiſt ſei in dem Mädchen geweſen und habe aus ihm geſprochen; er habe ſelbſt an dieſes Mädchen ein wenig geglaubt.

Kloß wurde von dieſer Zeit an ein Hausfreund Goldammers, ging oft bei demſelben aus und ein, nahm an den in ſeinem Hauſe veranſtalteten Spinnten Antheil und lehrte und ermahnte um ſo eifriger, da die Ueberzeugung, als verrichte er ſein Lehrgeſchäft unter unmittelbarer höherer Einwirkung, durch die Ausſage des prophetiſchen Mädchens von Neuem geſtärkt worden war. Er ſuchte hierauf, vermuthlich durch den verſchmitzten Goldammer angeregt, die Fiſcher’ſchen Eheleute in nähere Verbindung mit Goldammer zu bringen. Er erzählte ihnen von den Wunderkräften der Tochter Goldammers, von dem außerordentlichen Geiſte, der im Schlafe aus ihr ſpreche, und verborgene und zukünftige Dinge ihr offenbare, und von den Viſionen, die ſie habe.

Die Fiſcher’ſchen Eheleute, die ohnehin ſchon, in Folge der von Kloß vorgetragenen Lehren und empfohlenen ſteten Andachtsübungen und körperlichen Kaſteiungen, von Viſionen und Erſcheinungen überirdiſcher Weſen träumten, traten nun in nähere Verbindung mit der Goldammer’ſchen Familie, machten derſelben häufige Beſuche und wurden von ihr häufig wieder beſucht. Durch dieſen Umgang erreichte die Schwärmerei der unglücklichen Fiſcher’ſchen Eheleute den höchſten Grad. Sie glaubten unbedingt Alles, was der betrügeriſche Goldammer und ſeine für inſpirirt gehaltene Tochter ihnen beibrachten, und zwar um ſo mehr, da Kloß, ihr Herzensfreund, gegen ſie ſo vortheilhaft über die Tochter geurtheilt hatte.

Goldammer behauptete gegen die Fiſcher’ſchen Eheleute, daß ſeine Tochter einſtmals auf dem Kanapee gelegen, und daß da der Heiland oder ein Engel über ſie ſichtbar gekommen ſei. Von der Zeit an ſei ſie befähiget worden, im Traume zu weiſſagen und unbekannte Dinge Andern mitzutheilen; ſie habe die Gabe, die guten Menſchen von böſen, in der Gewalt des Teufels ſtehenden zu unterſcheiden; ſie ſei im Himmel und in der Hölle geweſen und habe geſehen, wie es daſelbſt zugehe; der liebe Gott habe ihr im Traume gewiſſe Wurzeln bekannt gemacht, durch deren Gebrauch man Krankheiten an Menſchen und Thieren kuriren, auch gegen böſe, in der Gewalt des Teufels ſtehende Menſchen ſich ſichern könne. Sie

ſelbſt beſtätigte dieß Alles und offenbarte im ſcheinbaren Schlafe noch viele andere wunderbare Dinge den Fiſcher'ſchen Eheleuten. Die Freundſchaft der Fiſcherin wurde ſo ſtark gegen die Tochter Goldammers, daß ſie bei gegenſeitigen Beſuchen des Nachts mit einander in einem Bette ſchliefen, wobei es nicht an Engel und Teufelserſcheinungen für die ſchwärmeriſche Fiſcherin fehlte. Goldammer benutzte dieſen Zuſtand der Täuſchung, in welchem die Fiſcher'ſchen Eheleute ſich ſchon befanden, immer mehr zur Erreichung ſeiner eigennützigen Abſichten. Da er ihr Zutrauen gewonnen hatte: ſo gab er ihnen verſchiedene Wurzeln, um entweder Etwas davon abzubeißen, oder einen Abſud davon zu machen und ſich damit zu waſchen, oder ſie auf Kohlen zu legen und damit ſich zu räuchern, oder ſie in Pulver zu zerreiben und dieſes in Waſſer einzunehmen. Er gab vor, daß dieſe Mittel mit dem beſten Erfolge bei Krankheiten der Thiere, wie der Menſchen angewendet werden könnten, ſo wie vor böſen Menſchen und vor Hexerei ſchützten. Dieſe ſelbſt nahm er ſehr nachdrücklich in Schutz, indem er behauptete, daß die meiſten Krankheiten bei Menſchen und Thieren von böſen, der Hexerei kundigen Menſchen herkämen. Fiſcher gebrauchte gutmüthig dieſe Mittel auf die vorgeſchriebene Weiſe, glaubte auch nach dem Gebrauche derſelben Linderung bei ſich und den Seinigen ſowohl, als bei ſeinem Viehe zu verſpüren, ja, er empfand ſo viel Dankbarkeit gegen Goldammer, daß er ihm noch am 16. Juli 40 Thaler auf ſein Verlangen borgte, ohne ſich einen Schuldſchein ausſtellen zu laſſen, indem er ſogar verſicherte, es habe Nichts zu ſagen, wenn er ihm das Geld auch nicht wiedergebe.

Die letzte Woche vor dem 19. Juli wurden die gegenſeitigen Beſuche Goldammers und Fiſchers immer häufiger. Mittwochs, den 15. Juli, kamen die Fiſcher'ſchen Eheleute nach Altleisnig zu Goldammer und wurden bei ihrer Ankunft veranlaßt, mit ihnen nach Gorſchmitz, einem in der Nähe liegenden Dorfe, zu einem Verwandten der Goldammer'ſchen Familie zu gehen. Sie wurden daſelbſt freundlich aufgenommen und bewirthet. Weil es ſchon finſter geworden war; ſo wurden die Fiſcherin und die prophetiſche Tochter Goldammers veranlaßt, in Gorſchmitz zu übernachten. Sie ſchliefen in einem Bette zuſammen und hatten verſchiedene Viſionen. Die Fiſcherin ſagte bei ihrer den Donnerstag erfolgten Rückkehr zu ihrem Manne, ſie habe in Gorſchmitz den lieben Gott und den Teufel und zwar den letztern in Geſtalt eines Miſthaufens geſehen. Die Goldammer'ſche Tochter hatte die Fiſcherin nach Beiersdorf begleitet, wo ſie übernachtete und abermals mit der Fiſcherin in einem Bette ſchlief. Sie ſprach im Schlafe: „Nun wirſt du bald erfüllen, was du verſprochen haſt.“ Die Fiſcherin bezog dieſe Worte auf eine Verſicherung Goldammers, daß in Altleisnig in ſeinem Hauſe bald etwas Großes geſchehen, das Weltgericht gehalten, der Heiland ſelbſt nebſt den Engeln dabei erſcheinen, die guten Chriſten verherrlichen, die böſen beſtrafen, und dabei auch ein großes Abendmahl ſtattfinden und ſie daſſelbe mit ausſpenden werde, wie Gott dieß Alles ſeiner Tochter geoffenbaret habe. Die Fiſcherin, aufgeregt durch die Worte der Goldammerin, ließ gegen Mitternacht ihren Mann zu ſich kommen,

äußerte, der Bund Jeſu ſei gebrochen, und ſie müſſe morgen nach Altleisnig, um das Außerordentliche zu ſehen, was ſich ſelbſt dabei zutragen werde. Sie befahl des Morgens der Goldammerin, ihren Beſuch zu Hauſe anzumelden.

In großer Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, gingen nun die Fiſcher'ſchen Eheleute, wie zur Theilnahme an einem Hochzeitmahle feſtlich geſchmückt, den Freitag Nachmittags um 1 Uhr, in Geſellſchaft ihrer Kinder, die gleichfalls feſtlich angezogen waren und von welchen das jüngſte, 3 Monate alt, von einer Magd getragen wurde, nach Altleisnig. Sie wurden daſelbſt zwar freundlich aufgenommen, aber auch bedeutet, daß an dieſem Tage, was ſie erwarteten, nicht geſchehen könne, weil eine gewiſſe Perſon, deren Gegenwart dabei erfordert werde, nicht da ſei und auch wegen weiter Entfernung nicht könne herbei geholt werden. Auffallend ſind die Aeußerungen, welche die Fiſcherin gegen ihre in der Mühle zu Beiersdorf lebende Schwiegermutter unmittelbar vor ihrem Weggehen nach Altleisnig that: ihr jüngſtes Kind werde daſelbſt ſterben, aber auch wieder auferſtehen; ein mit Roſen umwachſenes Grab werde auf dem daſigen Gottesacker für daſſelbe ſich von ſelbſt aufthun; bei ſeinem Tode ſowohl als bei ſeiner Auferſtehung werde man die Glocken von ſelbſt läuten hören. Man behauptete damals, dieſes Kind habe geopfert werden ſollen: aber bei der gerichtlichen Unterſuchung hat man dieſe Sage nicht beſtätigt gefunden. Vermuthlich waren auch dieſe Aeußerungen der Fiſcherin eine Folge der prophetiſchen Mittheilungen der Goldammerin. Fiſcher ging denſelben Abend wieder zurück nach Beiersdorf. Seine Frau und Kinder blieben aber daſelbſt des Nachts; ſie wurden von ihm den Sonnabend (den 18. Juli) von da in einem Wagen abgeholt und kamen gegen Mittag in Beiersdorf an. Auch in dieſer zu Altleisnig zugebrachten Nacht lag die Fiſcherin mit der Goldammerin in einem und demſelben Bette, ſie ſchlief jedoch nebſt ihr bis gegen Morgen ruhig, ohne durch Viſionen geſtört zu werden. Früh aber fiel die Goldammerin wieder in den wunderbaren Schlaf, in welchem ſie auf Befragen der Fiſcherin, was zu dieſer und jener Perſon ihrer Bekanntſchaft ſei oder geweſen ſei, von einigen Verſtorbenen behauptete, daß ſie wegen großer Sünden in der Hölle ſich befänden, von Andern und zwar den meiſten ſagte, ſie taugten Nichts, ſie wären böſe Menſchen. Uebrigens muß bemerkt werden, daß an dieſem Tage in Altleisnig Niemand weiter, als die Goldammer'ſche und die Fiſcher'ſche Familie, alſo auch Kloß nicht, gegenwärtig war, wiewohl dieſer einige Tage vorher in Beiersdorf mit den Fiſcher'ſchen Eheleuten eine Betſtunde gehalten hatte.

Nach ihrer Rückkehr aus Altleisnig ergriff der Wahn die Fiſcherin und ihren Ehemann immer heftiger. Sie gingen gegen Abend in's Freie, um die Sonne zu beobachten, weil Fiſcher von einem Kloſſtaner die Verſicherung erhalten hatte, man habe an der Sonne Zeichen bemerkt, welche auf die Erweckung bußfertiger Geſinnungen der Menſchen hindeuteten. Die Fiſcherin glaubte nun in der Sonne zwei Engel wahrzunehmen, welche den lieben Gott in der Mitte hielten. Auch Fiſcher bemerkte hierauf drei Geſtalten, wovon die mittelſte die größte war und deßwegen

für den lieben Gott gehalten wurde. Späterhin glaubten ſie von einer ganzen Schaar großer und kleiner Engel umflattert zu werden, die ſich ihnen bis auf 4 Ellen näherten, wenn auch Fiſcher ſelbſt in der Höhe nur ein Sternchen ſah, das bald wieder verſchwand. Gegen Untergang der Sonne gingen ſie noch auf eine Anhöhe, um die Sonne noch genauer zu beobachten; ſie ſahen aber in derſelben weiter nichts Beſonderes, kehrten in ihre Wohnung zurück und legten ſich um 10 Uhr zur Ruhe.

Nach einer unruhig durchlebten Nacht brach für die Fiſcher'ſchen Eheleute der Tag an, an welchem ſie aus Fanatismus ſich Handlungen erlaubten, welche von Neuem die Wahrheit des Ausſpruches des Dichters bewieſen:

Der ſchrecklichſte der Schrecken,
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn!

Erſt früh halb 8 Uhr am 19. Juli, an einem Sonntage, ſtand Fiſcher auf und etwas ſpäter ſeine Frau. Sie gingen aus dem obern Stockwerke des Hauſes, wo ſie geſchlafen hatten, in die Unterſtube, an welcher noch eine kleine Nebenſtube befindlich war. Sonſt pflegten die Fiſcher'ſchen Eheleute früher aufzuſtehen und des Sonntags in die Kirche nach Altenhof, wohin Beiersdorf eingepfarrt iſt, zu gehen. Da ſie dieſesmal keine Anſtalt dazu machten und ſo ſpät aufgeſtanden waren, ſo glaubten die Dienſtboten, ihre Herrſchaft ſei heute unwohl. Auf eine angeblich auf eine göttliche Offenbarung gegründete Mittheilung ſeiner Frau, daß der Mühlburſche Klaus in der abgewichenen Nacht vor ihrer Kammerthür geweſen ſei, um ſie zu ermorden, aber bei der Wahrnehmung, daß ſie beide wach ſeien, ſich wieder entfernt habe, bewaffnete ſich Fiſcher mit einem Hirſchfänger, ging zum gedachten Mühlburſchen, befahl ihm, die Mühle zuzuſetzen und die Kirche zu beſuchen. Er ſelbſt, abgehalten von ſeiner Ehefrau, begab ſich nicht in die Kirche. Sie genoſſen dieſen Morgen, wie gewöhnlich, einen Kaffee verſetzt mit gebrannten Möhren und mit Milch, ebenſo die Kinder, die Kindermagd und die Schwiegermutter. Da dieſe Perſonen von dem Genuſſe des Kaffees keine üblen Folgen verſpürten; ſo konnten auch die Fiſcher'ſchen Eheleute durch dieſen Genuß nicht in den ſchrecklichen Zuſtand verſetzt worden ſeyn, in welchem ſie bald nachher handelten. Beim erſten Eintreten der Fiſcherin in die Wohnſtube erklärte ſie ihrem Ehemanne, der Teufel werde heute leibhaftig in die Stube kommen, und man müſſe ſich gegen ihn und die von ihm Beſeſſenen zur Wehr ſtellen. Sie trug daher mehreres Eiſenwerk, z. B. zwei Plattſtähle, eine große Scheere u. ſ. w., zuſammen und legte es auf einen Tiſch in der Nebenſtube. Fiſcher, der Allem, was ſeine Frau ſprach und that, Beifall zu geben pflegte, brachte nach ihrem Beiſpiele auch eiſerne Geräthſchaften herbei, eine Mühlbille, eine Klammer, eine Spitzhaue, eine Miſtgabel, eine Heugabel u. ſ. w. In Beziehung auf die Heugabel bemerkte die Fiſcherin: „Die iſt zu lang, die können wir nicht gebrauchen.“ Auch befahl ſie dem Kindermädchen und der Kleinmagd, ſich mit ihnen in die Nebenſtube zu begeben und ihnen gegen den Teufel beizuſtehen. Sie hatte ſolches Zutrauen zu

dieſen zwei Dienſtboten, weil ſie glaubte, ſie wären keine Teufelskinder, ſondern gute Chriſten. Außerdem gebot ſie der Kleinmagd, einen Spaden zu holen, um damit die Anfälle des Teufels und ſeiner Genoſſen abzuwehren.

Der erſte Ausbruch des Fanatismus erfolgte bei der Fiſcherin gegen ihre Schwiegermutter, die ſich in der großen Stube um 9 Uhr befand. Sie öffnete die Thüre, die von der Nebenſtube zur großen oder gewöhnlichen Wohnſtube führt, und warf nach ihrer Schwiegermutter mit einem Plattſtahle unter dem Zurufe: „Teufel, weich! Hölle fleuch!“ Die Schwiegermutter, welche am rechten Arme vom Plattſtahle getroffen war und ſtarken Schmerz empfand, eilte ſogleich aus der Stube und aus der Mühle und begab ſich zu ihrem Schwiegerſohne in dem benachbarten Naundorf. Der Grund, warum dieſe Frau ſo feindlich behandelt wurde, lag in der öftern Mißbilligung, welche ſie über den Umgang ihrer Kinder mit Kloß ausgeſprochen; wie denn überhaupt diejenigen, welche über Kloß ungünſtig geurtheilt hatten, von den Fiſcher'ſchen Eheleuten feindlich behandelt wurden. Gleiche Behandlung erfuhr nachher die Großmagd: ſie wurde, als ſie in ihren Verrichtungen in die Stube trat, mit den Worten von der Fiſcherin angebrüllt: „Teufel, weich! Hölle, fleuch! Teufel! Teufel!“ und mit einem Plattſtahle geworfen und an der Schulter getroffen. Nach ihr kam der in Dienſten Fiſchers ſtehende Tagelöhner Römer aus der Kirche in die Stube und wurde von der Fiſcherin ebenfalls unter dem Zurufe: „Teufel, weich! Hölle, fleuch!“ mit einem Plattſtahle an die Hand geworfen. Gleiches Schickſal traf auch den Mühlburſchen Klaus, als er aus der Kirche zurückkam, ſo wie ſpäter den Leinewebermeiſter Schubert aus Leisnig, der den Gärtner Ziehner, einen Schwager Fiſchers, in Naundorf beſucht und daſelbſt von der Schwiegermutter Ziehners, der alten Fiſcherin, erfahren hatte, wie es ihr gegangen ſei, und auf Bitten derſelben mit Ziehner in die Mühle gegangen war. Dagegen wurde Ziehner freundlich behandelt und gebeten, an dem Kampfe gegen die Anfälle des Teufels Theil zu nehmen. Ziehner aber zog vor, eilig die Mühle zu verlaſſen und mit Herbeiholung ſeiner Verwandten dem Unfuge zu ſteuern. Gegen Mittag kam eine kleine ſchwarze Ziege aus dem Hofe in die Stube. Sie wurde ſogleich von der Fiſcherin mit dem Hirſchfänger verfolgt und im Hofe tödtlich verwundet. Die Fiſcherin holte hierauf ihren älteſten Knaben, legte das Mordgewehr in ſeine Hand und ſtieß dann nochmals in die ſchon todte Ziege mit der Aeußerung, der Teufel habe ſich in dieſe Ziege verwandelt. In gleichem Wahne wurden hierauf fünf jungen Enten von der Fiſcherin die Köpfe abgeſchnitten. Gleiches ſollte auch einem kleinen ſchwarzen Pferde und einem ſchwarzen Schweine geſchehen,*) als ſie davon durch die An-

*) Zur weitern Erklärung und Würdigung der nun zu erzählenden Schwärmerei dürften wohl noch folgende Umſtände dienen. Kurz nach Oſtern 1818 war die Fiſcherin von ihrem dritten Kinde (einem Knaben) entbunden worden. Ihre davon herrührende Kränklichkeit wurde durch ein gewiſſes Kraut, das Goldammer zum Räuchern ihr verordnet hatte, gehoben. Zur Zeit ihres Kirchganges aber (den 7. Juni) fühlte ſie eine wahre Höllenangſt und nach deren

kunft des unglücklichen Flohr, eines armen Häuslers und Vaters von fünf Kindern aus Naundorf, abgehalten wurde.

Dieſer Mann hatte von dem Schulmeiſter Goldammer in Altenhof den Auftrag erhalten, ſich in der Mühle zu erkundigen, ob ſein Mehl zum Abholen fertig ſei. Er kam gegen 1 Uhr Nachmittags in die Mühle und wurde von dem Müller

---

Verſchwinden eine außerordentliche Furcht, wodurch ſie ganz blaß wurde. Goldammer fand hier Zauberei, und deſſen Frau gab nun der Fiſcherin 6 kleine Zettel, mit der Verordnung, ſie beim Aufſtehen vor das Bett zu legen und darüber hinweg, — aber auch wieder zurückzuſchreiten; auch ſollten dieſelben vor die Hausthüre gelegt und bis auf einen, den ſie bei ſich behalten ſollte, gegeſſen werden, da ihr Genuß dem Genuſſe des Hochwürdigen gleichkomme. Nach dem Gebrauche dieſes Mittels verlor ſich ihre Furcht; aber ſie behauptete nun, Viſionen zu haben. So ſah ſie einſt während eines Vortrages von Kloß einen Geiſt über die Verſammlung ſchreiten, grau von Anſehen, mit rothen Lippen und Augen. Nach Goldammer bedeutete dieß, daß die Verſammlung nicht heilig ſei. Später ſagte ihr Gott oft, was die Menſchen begangen. In Beiersdorf waren nach ihrer Ausſage nur 9 gute Seelen. Sie konnte ihr Kind nur 8 Wochen lang ſtillen; ſie fühlte zwar deßwegen nicht die geringſte körperliche Unbequemlichkeit, wohl aber eine eigene Eingenommenheit des Kopfes und eine große Angſt. Gegen die Unruhen des Kindes wurden von Goldammer Wurzeln verordnet, wie ſie wohl auch ſelbſt hätte finden können, da ihr der Teufel einmal im Garten ſagte: „Da ſteckt auch ein Wurzelchen; es iſt auch von Gott. Lege es dem Kinde unter das Haupt!“ Weil aber der Teufel hier im Spiele war, warf ſie die Wurzel weg, und Goldammer verſicherte ihr ſpäter, durch den Gebrauch derſelben würde das Kind ganz ſchwarz geworden ſeyn.

Ueberhaupt war dieſes Kind ein ganz ungewöhnliches: es war nicht wie andere Kinder, ſondern wie ein Engel erzeugt und geboren, und in ſein Schickſal hatten ſich überall Wunder verwebt. Es ſollte nur kurze Zeit leben; aber auch im Tode noch auf vielfache Weiſe ausgezeichnet werden. Mit ſeinem Schickſale ſtand die Lehre von einem Weltgerichte in Verbindung, dem dritten oder großen, das, wie Goldammer ſeit dem Frühjahre 1818 geoffenbart hatte, nach dem kleinen und mittelſten, in Altleisnig abgehalten werden würde. Durch dieſe Lehre war die Fiſcherin ängſtlich geworden, weil ſie nicht wußte, was daraus werden ſollte. Etwas beſtimmter faßte dieſe Sache Fiſcher auf, indem er annahm, daß Gott nach Altleisnig kommen und über die Menſchen zu Gerichte ſitzen würde, daß aber bis dahin das kleine Häuflein der Getreuen noch Viel leiden müßte, dann aber gewiß deſto mehr zu Ehren käme. So ging er einſt (etwa in der Mitte des Juni) in Gedanken an dieſes Weltgericht auf den Wochenmarkt nach Leisnig. Da ergriff ihn ein ganz eigenes Mitleid mit den vielen Menſchen, die alle verderben würden, während er ſich ſelbſt nicht fürchtete, da er ſeinem Gefühle nach zu den Guten gehörte. Von Tag zu Tage mehrte ſich mit dem körperlichen Uebelbefinden der Fiſcherin ihr ſchwärmeriſcher Sinn, ihr Geiſterſehen. Fiſcher ſelbſt beſchränkte ſeinen Umgang faſt nur noch auf ſeine Frau und Goldammer. So kam er aus dem engen Kreiſe ſeiner Phantaſieen, in denen er ſich wohl fühlte, nicht heraus. Immer enger umkreiste aber auch Goldammer mit ſeiner Tochter die unglücklichen Menſchen. So erzählte Goldammer von ſeiner Tochter, daß ſie in der Unterwelt geweſen, wo es recht hübſch ſei; denn da gebe es ſehr hohe Kornähren, da dreſche man aus einem Schocke Korn 6 Schäffel, da koſte eine halbe Tone Bier nur 6 Groſchen. Ein andermal äußerte er, daß einſt alle Hexen kommen müßten, dann würde er in ihren Kreis treten u. ſ. w. Er wollte

veranlaßt, in die Stube zu treten. Kurz vorher hatte die Fiſcherin gegen ihren Ehemann bemerkt, vermuthlich weil ſie Flohr über den Hof hatte kommen ſehen: „Alleweil iſt ein recht böſer Teufel im Hauſe; wenn wir uns gegen ihn nicht recht wehren, ſo bringt er uns um!“ Warum gerade in dieſem Flohr die Fiſcherin einen eingefleiſchten Teufel geſehen und ihn ſo cannibaliſch mit ihrem Ehemanne behandelt habe, davon iſt in den Acten nichts angegeben. Es verlautete aber damals, daß dieſer Mann Balgentreter in der Kirche zu Altenhof geweſen und oft zu dem Paſtor daſelbſt gekommen ſei, ſowie ihm immer hinterbracht habe, wo und was Kloß gepprediget. Dieſer Paſtor, Friedr. Gottlob Miſſelwitz, war der eifrigſte Gegner der Kloſſianiſchen Schwärmerei: er hatte zu wiederholten Malen ja, noch den Sonntag vor dem 19. Juli gegen die Kloſſianiſchen nächtlichen Conventikel nachdrücklich geſprochen und alſo den Fiſcherſchen Eheleuten, die in der Kirche waren, eine nicht gefällige Strafpredigt gehalten. Flohr, als Vertrauter des Paſtors, mußte alſo von der Fiſcherin für einen Teufel angeſehen werden.

Fiſcher bemerkte bei dem Eintreten Flohrs in die Stube: „Das iſt ja wohl Flohr!“ Aber die Fiſcherin erwiederte: „Nein, der iſt's nicht; es iſt Verſtellung, es iſt der Teufel!“ Mit dieſen Worten warf ſie einen Plattſtahl mit einer ſolchen Heftigkeit dem unglücklichen Flohr an den Kopf, daß er taumelnd niederfiel; doch behielt er noch ſo viel Kraft, um ſich auf beide Hände zu ſtützen. Hierauf drang ſie auf den halb ohnmächtigen Mann mit dem Hirſchfänger ein und verſetzte ihm mehrere Stiche; Fiſcher aber, mit der Miſtgabel bewaffnet, verwundete ihn mit dieſem Inſtrumente an der Achſel. Da ſich Flohr, ungeachtet der erhaltenen Wunden, wieder ermannte und aus der Stube und dem Hauſe über den Hof weggehen wollte, um der Wuth der Fanatiker zu entrinnen; ſo verfolgten ihn die Fiſcher'ſchen Eheleute nebſt der gleichfalls fanatiſirten Kleinmagd, holten ihn, weil er zufolge der erhaltenen Wunden nicht ſchnell gehen konnte, ein und verwundeten ihn von Neuem, die Fiſcherin mit dem Hirſchfänger, Fiſcher mit der Miſtgabel und die Kleinmagd mit einem Spaten. So ſank das Schlachtopfer des Fanatismus blutend zu Boden. Doch auch damit war noch nicht die Mordluſt der Fanatiker befriedigt. Fiſcher holte eine Holzaxt aus der Mühle und verwundete den bereits lebloſen Mann in der Seite, in dem Rücken und anderwärts, ſodann hieb er ihm Hände und Füße über den Gelenken ab. Während des Hauens mit der Axt rief ihm ſeine Ehefrau zu, er ſolle nur immer zuſchlagen, daß der Teufel, für welchen ſie Flohr hielt, nicht wieder lebendig werde; ſie forderte auch die Großmagd, die in einiger Entfernung am Kuhſtalle ſtand, zur Theilnahme mit

---

Gewalt haben über den Drachen, der ſeinen Beſchwörungsformeln gemäß zu ihm kommen und nach ſeinem Befehle ihm Güter und Schätze abladen müßte.

Seit den erſten Tagen des Juli 1818 waren die Fiſcher'ſchen Eheleute täglich gegen Sonnenuntergang auf eine Anhöhe bei Naundorf gegangen und hatten in die Sonne geſehen. Die Kleinmagd, Anna Chriſtiane Birkin aus Wieſenthal bei Leisnig, 17 Jahre alt, auch eine Auserwählte, hatte geäußert, daß ſie den Grund davon nicht angeben dürfe.

den Worten auf: „Magd komm her, hilf mit ſchlagen!“ Nach vollbrachter Mordthat ließen ſie den gräßlich verſtümmelten Körper des Ermordeten an der Stelle, wo die Unthat geſchehen war, liegen, und gingen ruhig in ihre Wohnung, in dem Wahne, etwas Gutes und Gott Wohlgefälliges gethan zu haben.

Bald darauf kam ein Häusler aus Altenhof in die Mühle, um Etwas zu beſtellen. Er wurde, weil er von der Fiſcherin für kein Teufelskind gehalten wurde, freundlich empfangen und gebeten, ihnen gegen die Teufel beizuſtehen. Dieſer aber lehnte es ab und entfernte ſich. Die Unthat wurde bald im Dorfe ruchbar. Zwei Einwohner von Beiersdorf gingen in die Mühle, um zu ſehen, was vorgefallen ſei. Sie wurden aber als vorgebliche Teufelskinder feindlich behandelt, indem man nach ihnen Scherben von einem großen Topfe warf und ſie, da ſie ſogleich forteilten, verfolgte. Das Juſtizamt in Leisnig, welches ſofort von der geſchehenen Mordthat und von der Wuth, in welcher ſich die Fiſcher'ſchen Eheleute befänden, benachrichtiget worden war, eilte alsbald nach dem nicht weit von Leisnig entfernten Beiersdorf und fand den größern Theil der Bewohner bei der Dorfgerichtsperſon verſammelt, welche ausſagte, daß man ohne Lebensgefahr ſich nicht in die Mühle wagen dürfe, weil die Beſitzer mit Mordgewehren Jeden, der ihnen zu nahe komme, angriffen. Das Juſtizamt traf nun Anſtalt, mit Vorſicht ſich der Fanatiker zu bemächtigen. Der Amtsfrohn ergriff die Fiſcherin, welche ſich mit dem Hirſchfänger zur Gegenwehr ſtellte und den Angreifenden an der Hand leicht verwundete; ihr Ehemann aber wurde ohne Gegenwehr in Verhaft genommen und ſo auch die Kleinmagd. Man ging nun hin zu dem Leichnam des Ermordeten und fand ihn nach der oben beſchriebenen Weiſe verſtümmelt, die abgehauenen Hände auf der linken Seite des Körpers liegend, die abgehauenen Füße unter den Beinen, den linken Obertheil des Kopfes abgehauen und nur noch mit der Haut am Kopfe hangend, der auf dem rechten Arme ruhte. Da es ſchon ſpät war, ſo konnte an dieſem Tage von dem Juſtizamte weiter nichts vorgenommen werden. Man bedeckte den Leichnam mit Wagenkörben, ſtellte eine Wache von zwei Perſonen hin und nahm die Fiſcher'ſchen Eheleute und ihre Magd zur Inhaftirung nach Leisnig. Als man die Verhafteten befragte, was ſie denn bewogen habe, die ſchreckliche Handlung zu begehen, nahm die Fiſcherin das Wort und ſprach mit vieler Feſtigkeit und Ruhe: „Gott hat's befohlen! Gott hat's mir befohlen! Wir mußten es thun!“

Am Morgen des nächſten Tages eilte das Juſtizamt mit dem Amtsphyſicus Dr. Schober, dem Amtschirurgus Stelzner und den drei Uebelthätern zur gerichtlichen Recognition nach Beiersdorf in die Mühle. Man führte zuerſt den Müller Fiſcher an den noch bedeckten Leichnam des Ermordeten hin. Es hatte ſich eine große Zahl Menſchen eingefunden, welche nach Wegnehmung der Bedeckung beim Anblicke des ſchrecklich verſtümmelten Körpers laut ihr Mitleiden äußerten. Fiſcher, meiſtens mit gefalteten Händen daſtehend, that, als ob ihn dieß gar nichts angehe, zeigte nicht die mindeſte Theilnahme, nicht die geringſte Veränderung in ſeiner Geſichtsfarbe, in ſeinen Geſichtsmuskeln, ſagte auf Befragen, ob dieß der

geſtern von ihm ermordete Flohr ſei, ein ruhiges Ja, und bewies nicht die mindeſte Aeußerung von Reue. Die Fiſcherin, die Hände gleichfalls gefaltet, legte etwas mehr Theilnahme an dem, was um ſie her geſchah oder geſprochen wurde, an den Tag, ſah jedoch Jedem frei und ohne Schüchternheit ins Geſicht. Sie blickte auf den Leichnam lange, faſt neugierig hin, erkannte den Ermordeten als den auch von ihr Ermordeten mit einem ruhigen Ja an, und äußerte auf Befragen, warum ſie dieſes gethan: „Gott wollte es ſo haben!“ Auf ferneres Befragen, ob ſie nicht Reue über das Geſchehene empfinde, antwortete ſie ein feſtes Nein; ſie habe gewußt, was ſie thue, und da ſie allein zu ſchwach geweſen, habe ihr Mann nebſt der Magd ihr helfen müſſen. Ihren anweſenden Bruder, der ihr in der Wohnſtube Vorwürfe wegen des Geſchehenen machen wollte, wies ſie im gebieteriſchen Tone zur Ruhe. Auch die Magd äußerte keine Reue; ſie ſprach aber etwas ſchüchtern das Ja auf die Frage, ob dieß der Leichnam deſſen ſei, den auch ſie mit ermordet habe. Auch im Gefängniſſe zu Leisnig benahmen ſich die Thäter auf gleiche Weiſe: ſie beharrten, wenn man ſie nach dem Beweggrunde ihrer Handlung fragte, bei der Behauptung, es ſei Gottes Wille geweſen, ohne Reue zu bezeugen. Sie befanden ſich übrigens nach dem Urtheile des Amtsphyſicus in einem körperlich geſunden Zuſtande und auch in ziemlich freier Geiſtesthätigkeit, ihre Befangenheit rückſichtlich der Mordthat ausgenommen. Die Fiſcher’ſchen Eheleute beantworteten alle Fragen kurz und ſahen es ungern, wenn ſie gefragt wurden. Nur erſt nach und nach wurde es in der von Fanatismus umdüſterten Seele der Uebelthäter wieder heller; zuerſt bei der Dienſtmagd, die gleich Anfangs am wenigſten an ihrem Verſtande gelitten hatte und Flohr nur mit dem flachen Spaten geſchlagen haben wollte, da er ſie etwas gedauert; nachher bei dem Müller, am letzten bei ſeiner Ehefrau, welche am meiſten fanatiſirt war und überhaupt als die Hauptperſon bei dieſem tragiſchen Ereigniſſe anzuſehen iſt.

Es fragt ſich nun, was die Fiſcher’ſchen Eheleute in einen ſolchen Zuſtand verſetzen konnte, in welchem ſie glaubten, durch eine Mordthat eine Gott wohlgefällige, ja, von ihm befohlene Handlung zu verrichten. Sie waren nach dem einſtimmigen Urtheile der Einwohner von Beiersdorf und Aller, die mit ihnen nähere Bekanntſchaft hatten, gutmüthige, friedfertige, gewiſſenhafte und gottesfürchtige Menſchen, welche fleißig ihre Parochialkirche beſuchten und ihre Dienſtboten zur fleißigen Theilnahme an dem Gottesdienſte anhielten; ſie führten eine muſterhafte Ehe, waren thätig und ordnungsliebend in Betreibung ihrer ökonomiſchen Angelegenheiten, lebten im erwünſchten Wohlſtande und befanden ſich in einem Alter, in welchem man für düſtere Vorſtellungen wenig Empfänglichkeit zu haben pflegt, indem Fiſcher 34 Jahre und ſeine Ehefrau 26 Jahre bei Verübung ihrer Unthat alt war.

Manche glaubten, eine phyſiſche Urſache habe ſie in den Zuſtand von Verrücktheit verſetzt, in welchem ſie die Mordthat begingen, der äußere und innere Gebrauch der ihnen von Goldammer empfohlenen und mitgetheilten Wurzeln habe dieſen Zuſtand herbeigeführt. Allein es iſt dieß an ſich wenig wahrſcheinlich.

Denn man ſieht nicht ein, warum gerade am Sonntage, an welchem die That geſchah, der Gebrauch dieſer Wurzeln eine ſolche Wirkung hervorbrachte, warum nicht früher, indem ſie ja ſchon geraume Zeit vorher dieſelben gebraucht hatten. Auch ergibt ſich aus den Acten, daß ſie gerade an dieſem Sonntage vor der in ihnen erzeugten Mordluſt keinen Gebrauch davon gemacht hatten. Sodann ſieht man nicht ein, welche eigennützige Zwecke der betrügeriſche und gewinnſüchtige Goldammer dadurch erreichen konnte, daß er die Fiſcher'ſchen Eheleute durch den Gebrauch ſeiner Wurzeln in einen Zuſtand von Blutdurſt verſetzte, welcher ihre und ſeine eigene Verhaftnehmung zur Folge hatte. Das Juſtizamt ließ es aber auch nicht fehlen an Veranſtaltung einer genauern Unterſuchung der in der Wohnung Fiſchers vorgefundenen Wurzeln und eines davon gemachten Decocts, welche Fiſcher auch bei der Recognoscirung für diejenigen Mittel erklärte, wovon er auf Anrathen Goldammers nebſt ſeiner Ehefrau Gebrauch gemacht habe. Die Unterſuchung der Wurzeln wurde dem Amtsphyſicus Dr. Schober aufgetragen, welcher ſie mit Zuziehung des Apothekers Dr. Arnold anſtellte. Man erkannte in den unterſuchten Wurzelſtücken die Nelkenwurzel (Geum urbanum Linn. rad. curyophill. officin.), man verglich ſie mit den in der Apotheke befindlichen Wurzeln dieſer Art, und fand, daß ſie mit denſelben einerlei waren. Die Wirkungen dieſer Wurzel auf den menſchlichen Körper ſind nach dem vom Gerichtsarzt ausgeſtellten Gutachten adſtringirend (reizend, Schweiß treibend, Schleim löſend, Harn abſondernd, der Fäulniß widerſtehend), und ſie wird von den Aerzten oft als Surrogat der China gebraucht. Eben ſo unterwarf man das vorgefundene Decoct einem chemiſchen Proceſſe, und man fand darin ſo wenig, als in den Wurzeln, etwas der Geſundheit des menſchlichen Körpers Nachtheiliges, am allerwenigſten aber eine Eigenſchaft und Kraft, welche die Fiſcher'ſchen Eheleute in einen Zuſtand von Verrücktheit verſetzen konnte.

Mit größerem Rechte ſuchten Andere jenen Zuſtand der Fiſcher'ſchen Eheleute pſychiſch zu erklären, und zwar durch den mittels der Kloſſtaniſchen Lehre ihnen beigebrachten Wahn von der Nothwendigkeit der im A. T. vorgeſchriebenen Opfer, um ſich und Andere mit Gott zu verſöhnen. Dieß war damals, als die Mordthat geſchah, die gangbarſte Anſicht in der ganzen Umgegend, und man hatte allerdings dafür mehrere nicht unwichtige Gründe. Kloß legte in ſeinen Vorträgen ein beſonderes Gewicht auf Alles, was dem A. T. angehört, glaubte damit ſeine Viſionen und den ihm dadurch von Gott anbefohlenen Lehrberuf rechtfertigen zu können, behauptete nach Anleitung des A. T., daß man es ſo weit durch Gebet zu bringen vermöge, um mit Gott ſelber reden zu können, wie die frommen Männer der Vorzeit, erklärte nach dem A. T. den Sonnabend für den heiligen, von Gott ſelbſt dazu beſtimmten Tag, bewies den ſeinen Anhängern vorgeſchriebenen Gebrauch, knieend zu Gott zu beten, mit einer Stelle aus dem A. T., Jeſ. 45,23 f.: Mir ſollen ſich alle Kniee beugen u. ſ. w., und ſprach Viel davon, das man aus Liebe gegen Gott auch das Liebſte aufzuopfern bereit ſeyn müſſe, wie Abraham geweſen ſei. Es konnte allerdings dadurch in den Köpfen mancher ſeiner Anhän-

ger die Idee von der Nothwendigkeit blutiger Opfer, um ſich Gott wohlgefällig zu machen und ſeine Gnade zu erlangen, erzeugt werden.

Auch waren damals ähnliche Gräuelthaten im friſchen Andenken, die, wie oben erzählt worden, im Jahre 1817 in Ampflwang, einem oberöſterreichiſchen Dorfe im Innviertel, unter den Anhängern des berüchtigten Predigers Thomas Pöſchl geſchehen waren. Man las damals in öffentlichen Blättern, daß man daſelbſt auf vermeintlichen Befehl des Herrn Menſchen gemordet habe, daß ein Mädchen ſich freiwillig habe ſchlachten laſſen, bewogen durch die fanatiſche Idee von Aufopferung für Andere, daß ihre verrückten Schlächter gewähnt, dadurch Verſöhnung der ſündigenden Menſchen zu bewirken, daß auch ihr Loſungswort geweſen: „Der Herr will's alſo!" daß ein Mädchen, welches vorzüglich bei der Mordthat geholfen, eine große Ruhe im Gefängniſſe gezeigt, als ob es nichts Böſes begangen, daß ein ſonſt wackerer Familienvater eben die Mordaxt gegen eine zum zweiten Opfer beſtimmte Perſon habe erheben wollen, und nur der entſchloſſene Zuruf ſeiner Tochter: „Der Herr will's nicht!" ihn vermocht habe, ſeinen Vorſatz nicht auszuführen. Dazu kam die bekannt gewordene Aeußerung der Fiſcherin, als ſie den Freitag vor der Mordthat mit ihrem Ehemanne und ihren drei Kindern ſchön geſchmückt nach Altleisnig ging: es werde ihr jüngſtes Kind daſelbſt ſterben, in ein von ſelbſt ſich öffnendes mit Roſen umwachſenes Grab gelegt werden und wieder auferſtehen, und es werde überhaupt daſelbſt etwas Großes geſchehen. Es erzeugte ſich dadurch in der Umgegend die Meinung, die Fiſcherin habe ihr Kind opfern wollen. Auch ward dieſe Meinung durch die nach den Acten geſchehene Verſicherung der Fiſcherin beſtärkt, daß durch die von ihr vollbrachte Tödtung der Ziege zwei Menſchen erlöſet worden ſeien, daß Gott von ihren Kindern und den Kindern ihres Bruders nichts wiſſen wolle und Blut für ſie fließen müſſe. Durch dieß Alles ward die Anſicht von der Mordthat als einem Opfer in der Umgegend gangbar. Allein in den Unterſuchungsacten findet ſich dieſe Anſicht nicht beſtätiget. Die Delinquenten ſagten beharrlich aus, daß auf dieſe Art der Vorſatz, Blut zu vergießen, nicht habe erzeugt werden können, *) daß Kloß nie gelehrt habe, man müſſe ſich und Andere durch Opfer mit Gott verſöhnen, daß noch viel weniger Menſchenopfer als Verſöhnungsmittel mit Gott von ihm empfohlen worden ſeien, daß auch nie eine Opferhandlung in den Kloſſianiſchen Verſammlungen ſtattgefunden. Auch Kloß hat in ſeinem Verhöre beharrlich die Anſchuldigung abgelehnt, als ob er in ſeinen Predigten Opfer und Menſchenopfer empfohlen habe.

Wenn nun gleich nach dem bisher Bemerkten Kloß und ſeine Lehren nicht die unmittelbare Veranlaſſung zu der Mordthat in Beiersdorf gegeben haben; ſo kann gleichwohl Kloß von einer mittelbaren Mitwirkung zu dieſer Unthat nicht frei geſprochen werden, und ſie würde nimmer erfolgt ſeyn, wenn er nicht ſo lange

---

*) Wir folgen hiebei lediglich der von uns benutzten Quelle; ſind übrigens der Meinung, daß ſich die Delinquenten ſpäter in dieſem Punkte ſelbſt nicht mehr klar waren.

Der Herausgeber.

den Unfug mit den Conventikeln in der Leisniger Gegend getrieben hätte, ſondern demſelben bei guter Zeit geſteuert worden wäre.

Sobald Kloß in der Gegend von Leisnig mit ſo vielem Beifalle der Landleute auftrat, wurden Fiſcher und ſeine Ehefrau die wärmſten Anhänger des Mannes. Er ließ ihn in ſeinem Hauſe predigen und Betſtunden halten, hatte auch ſonſt mehrere Beſuche von ihm, unterſtützte ihn mit Geſchenken und beſuchte fleißig die Conventikel desſelben an fremden Orten. Die Fiſcher'ſchen Eheleute hatten eine vorherrſchende fromme Geiſtesrichtung, waren weichen Gemüths und in ſofern vorzüglich empfänglich für die Kloſſtaniſche Schwärmerei.

Kloß ſprach viel von Viſionen, in welchen Gott und der Heiland ihn aufgefordert, die Menſchen zu belehren und zu ermahnen, verſicherte, was er vortrage, das werde ihm von Gott oder höhern Geiſtern geoffenbaret, man könne es ſo weit bringen, daß man nicht mehr ſündige, und behauptete dieſes von ſich ſelbſt; auch lehrte er, durch fleißiges und eifriges Beten könne man dahin kommen, mit Gott ſelbſt zu reden und die vollkommenſte Seelenruhe, welche er Sabbathsruhe nannte, zu erlangen; gab vor, daß die Geiſtlichen die Menſchen nicht auf den rechten Weg zu führen, allenfalls ſie auf demſelben zu erhalten vermögen, daß er die Menſchen auf den rechten Weg führe und ihrer künftigen Seligkeit gewiß mache, daß es denjenigen, die ihm anhangen und wieder abtrünnig werden, traurig, oder nach ſeinem Ausdrucke „dreckig" ergehen werde, und redete Viel von drohenden Strafgerichten Gottes und von dem baldigen Kommen des jüngſten Tages.

Kein Wunder, daß ſich die ſo fromm geſtimmten und weichen Seelen der Fiſcher'ſchen Eheleute dadurch beſonders angezogen fühlten, nach der größern Vollkommenheit und Seligkeit, deren Kloß ſich rühmte, zu ſtreben anfingen und den Vorſchriften und Verſicherungen des Mannes unbedingt glaubten und folgten. Fiſcher ſelbſt und ſeine Nachbarn und Verwandten geſtehen im gerichtlichen Verhöre, daß ſeit der Zeit, da Fiſcher in nähere Verbindung mit dem Häckelſchneider getreten, eine große Veränderung mit ihm vorgegangen ſei, daß er ſich ſeit der Zeit von allen geſelligen Vergnügungen zurückgezogen, immer mit Andachtsübungen beſchäftigt, in Erbauungsbüchern, die ihm Kloß gegeben, geleſen und darüber ſein Hausweſen zu vernachläſſigen angefangen habe.

Kloß brachte ihn ferner in nähere Verbindung mit dem betrügeriſchen Goldammer und ſeiner vorgeblich im Traume weiſſagenden Tochter, behauptete von derſelben gegen die Fiſcher'ſchen Eheleute (getäuſcht oder täuſchend, iſt ungewiß) daß ein guter Geiſt aus ihr ſpreche, daß ſie höherer Offenbarungen gewürdigt worden, die allen Glauben verdienen, erzählte ihnen als eine glaubwürdige Sache, daß während einer Ermahnung, die er in Altleisnig gehalten, ein Engel am Fenſter mit einem Buche geſtanden und daſſelbe gegen ihn hingehalten, und ihn befähiget habe, mit ganz beſonderer Kraft an dieſem Tage zu ſprechen, und zwar zufolge der Ausſage der Goldammerin. Es mußte durch dieß Alles das ohnehin ſchon durch Schwärmerei aufgeregte Gemüth der Fiſcher'ſchen Eheleute empfänglich gemacht werden für den Glauben an die Viſionen, Offenbarungen und magiſchen

Heilmittel, welche die Goldammerin zu haben vorgab, für den Glauben an Hexerei, Zauberei, Engel- und Teufelserſcheinungen, teufliſche Anfälle und Anfechtungen, für den Glauben insbeſondere, daß gewiſſe Menſchen vom Teufel beſeſſen, Teufel in Menſchengeſtalt ſeien, vor denen man ſich wohl in Acht nehmen müſſe. Auch gab die Goldammerin vor, die guten Menſchen von den Teufelskindern unterſcheiden zu können, und ſie nannte im Schlafe der Fiſcherin mehrere Perſonen ihrer Bekanntſchaft als Teufelskinder und böſe Menſchen, und zwar größtentheils ſolche, die über Kloß ungünſtig urtheilten und ſpotteten und nichts von ſeiner Lehre wiſſen wollten.

So wurde es immer düſterer in der Seele der Fiſcher'ſchen Eheleute: ſie lebten in Dingen, die ſie in Verwirrung ſetzten, hatten überall Viſionen von Gott und dem Teufel, von guten und böſen Geiſtern, ſahen in den Menſchen um ſich entweder Engel oder Teufel, und zwar, weil ſie eifrige Verehrer des Häckelſchneiders waren, in den Antikloſſianern böſe Menſchen, Teufel. Ihre Phantaſie überwältigte ihren Verſtand, erfüllte ſie mit Angſt und Schrecken in Beziehung auf die zu fürchtenden Anfälle teufliſcher Menſchen und malte ihnen Alles ſchwarz, wie ſie denn auch bei ihrem gerichtlichen Verhöre ausſagten, daß die Perſonen, welche von ihnen feindlich behandelt wurden, ihnen ſchwarz vorgekommen ſeien. Vorzüglich erhitzt war die Phantaſie der Fiſcherin, ſie handelte daher bei der Mordſcene als Hauptperſon. Ihr Ehemann, der ſie ungemein liebte, war zwar auch in dem exaltirten Zuſtande eines Fanatikers, folgte aber auch aus Liebe gegen ſeine Frau in Allem, was ſie an dieſem Tage vornahm, und glaubte, was ſie davon ſagte: „Gott will es alſo!" So trug auch Liebe und Anhänglichkeit gegen ihre Herrſchaft bei der Dienſtmagd viel dazu bei, daß ſie an der blutigen Handlung Antheil nahm, wiewohl auch ihr Kopf mit ſchwärmeriſchen Ideen angefüllt war.

Somit erhellt, daß Kloß, wenn auch nicht unmittelbare, doch mittelbare Veranlaſſung zu dieſer fanatiſchen Mordthat durch ſeine ſchwärmeriſchen Lehren gegeben hat.

Kloß war übrigens am Tage der Mordthat nicht in Beiersdorf oder in der Nähe. Aus den Acten ergibt ſich, daß er an dieſem Tage in der Kirche zu Staucha Früh und Nachmittags geweſen iſt, von da zu einem Gärtner nach Altſattel und gegen Abend zu dem Müller Kunze in Goſelitz ſich begeben und daſelbſt übernachtet hat. Tags darauf erfuhr er die geſchehene Unthat und daß man ihm die Schuld davon beilege. Um dieſes zu widerlegen, ſtellte er ſich freiwillig bei der Obrigkeit ſeines Wohnortes, bei dem Stiftsamte Meißen; er wurde aber von da nach 14tägiger Haft zur gerichtlichen Unterſuchung in das Juſtizamt Leisnig gebracht. Nach geendigter Unterſuchung, nach Verſendung der Acten an den Schöppenſtuhl zu Leipzig und nach erlaſſenem Richterſpruche deſſelben wurde Kloß, auf allerhöchſten Befehl vom 4. September 1819, aus dem Landesarbeitshauſe zu Golditz den 18. September entlaſſen, wohin er ſchon am 23. October 1818 auf allerhöchſten Befehl bis zum Ausgange der Unterſuchung gebracht worden war, der beſondern Aufmerkſamkeit und Seelſorge des daſigen Geiſtlichen, M. Pietzſch,

empfohlen. Dieſem Geiſtlichen, der viele Unterredungen mit Kloß anſtellte, in ihm zwar einen tief eingewurzelten Hang zum Wunderbaren bemerkte, aber eine große Glaubensfeſtigkeit und innige Frömmigkeit wahrzunehmen glaubte und daher in ſeinem darüber aufgenommenen Diarium im Ganzen ein günſtiges Urtheil über Kloß fällte, hat derſelbe es vorzüglich zu verdanken, daß das vom Schöppenſtuhle gefällte Urtheil glimpflicher ausfiel, als man erwartet hatte, daß ſeine nicht viel über ein Jahr dauernde Haft in Leisnig und Golditz als genügende Strafe für ſeine Conventikel erkannt und derſelbe, unter Verwarnung, ſolche ferner wieder zu halten, und unter Androhung der Zuchthausſtrafe im Falle der Erneuerung derſelben, auf freien Fuß geſetzt wurde.

Trauriger war das Schickſal der Fiſcher'ſchen Eheleute. Sie wurden zwar von den Urtheilsverfaſſern nicht als Verbrecher, doch als Wahnſinnige betrachtet und daher verurtheilt, an einen ſichern Ort gebracht zu werden, wo ſie weder ſich noch Andern ſchaden könnten. Auf allerhöchſten Befehl vom 11. December 1819 kamen ſie den 29. December in das Armen- und Irrenhaus zu Waldheim, im Jahre 1829 aber, wo die Irrenanſtalt in Waldheim nach Golditz verlegt wurde, nach Golditz. Erſt im Jahre 1832 erhielten ſie auf Veranlaſſung einer Vorſtellung von Seiten ihrer mittlerweile erwachſenen Söhne und ihrer Verwandten, durch eine Verordnung der Landesregierung vom 9. März die Freiheit wieder, alſo nach einer faſt 14jährigen Strafe. Sie wurden mit den vortheilhafteſten Zeugniſſen des Hausverwalters, des Arztes und des Geiſtlichen entlaſſen. Seitdem verhalten ſie ſich ruhig und betreiben ihr Hausweſen mit Ordnung und Thätigkeit.

Die Dienſtmagd der Fiſcher'ſchen Eheleute wurde zufolge eben deſſelben Urtheils mit halbjähriger Zuchthausſtrafe belegt, welche ſie in Waldheim verbüßte.

Goldammer, wider den ſeine weiſſagende Tochter gerichtlich ausſagte, „daß ihr Vorgeben, im Schlafe geredet zu haben, erdichtet geweſen ſei, daß ſie alle an ſie gethane Fragen wohl verſtanden, keine Erſcheinung von Gott, Jeſu, Engeln und Teufeln gehabt, daß die Wunderfrau in Schönborn mittelbar zu ihren Betrügereien beigetragen, daß ihr Vater um dieſe Betrügereien gewußt und ſie ihr anbefohlen und dabei die Abſicht gehabt habe, die Leute zu betrügen, daß ſie auf Geheiß ihrer Eltern hauptſächlich mit Fiſchers Umgang gepflogen, um von dieſen wohlhabenden Leuten zu gewinnen, daß ihr Beiſammenſchlafen mit der Fiſcherin abſichtlich von ihrem Vater veranſtaltet geweſen," kam in's Zuchthaus nach Waldheim. Er iſt in demſelben geſtorben.

Dritte Abtheilung.

Schwärmerei in Folge eigenmächtiger Schriftauslegung.

(Zugleich Fortſetzung des Vorigen.)

1. Würtembergiſche Taufgeſinnte.

Vor mehreren Jahren hat ſich in Stuttgart eine eigene kleine Geſellſchaft von Erbauung ſuchenden Freunden gebildet und ihre Zuſammenkünfte insgemein in der Wohnung des Dr. N. gehalten, welcher nächſt dem Inſtrumentenmacher Schaufler an der Spitze des Vereins ſtand, dem außer ihnen mehrere Handwerker, Meiſter und Geſellen, einige Frauen, Wittwen auch unverheirathete ältere Mädchen angehörten. Außer Stuttgart waren es einzelne Perſonen, Handwerker und Bauern aus den benachbarten Dörfern Rohracker und Nellingen, welche ſich gleichfalls anſchloſſen.

Unter dieſen letztern befindet ſich der Schuſter Kl. in Rohracker, der als wandernder Geſelle ſich längere Zeit in der Schweiz, namentlich in dem Kanton Aargau aufgehalten hat, dort in Verbindung mit den Wiedertäufern kam und im Jahre 1832 von dem ſeparatiſtiſchen Prediger Frölich zu Brugk die Wiedertaufe an ſich vollziehen ließ, ſpäter jedoch, im Jahre 1834, wegen Sectirerei und Irrlehre von einem Kanton in den andern und zuletzt über die deutſche Gränze nach Würtemberg transportirt wurde, wo er, zuerſt in ſeine Heimath nach Rohracker gebracht, wegen ſeines ſtillen und unſträflichen Wandels aber bald wieder freigegeben, ſich nach kurzer Zeit als Bürger und Schuſter zu Rohracker häuslich niederließ und im Jahre 1837 eine Schweizerin aus Aargau heirathete, welche, gleichfalls wiedergetauft, auch ſeine religiöſen Anſichten und Ueberzeugungen theilte und mit welcher er ſich von ihrer ehelichen Verbindung an des Antheils an der öffentlichen Abendmahlsfeier enthielt. Sie lebten ſtill und eingezogen, der Mann war fleißig und fand ſein Fortkommen; ſie erſchienen ſonſt beim öffentlichen Gottesdienſt, und Niemand im Orte merkte, worauf ſie im Stillen hielten und was früher mit ihnen vorgegangen war.

Noch vor dem Hinzutreten dieſes Kl., oder unabhängig von ihm, war in einem engeren Kreiſe jenes Vereins zwiſchen dem Inſtrumentenmacher Schaufler, dem Dr. R. und dem Schmiedemeiſter W. von Stuttgart das Geſpräch von den Sacramenten der chriſtlichen Kirche geweſen, und ſie hatten ſich von der Ungültigkeit der Kindertaufe, die ſich aus der heiligen Schrift nicht erweiſen laſſe, überzeugt, auch das Abendmahl unter einander, wobei auch der Schneidermeiſter W. zugelaſſen wurde, ſo wie ſie es nach der unſprünglichen Einſetzung des Herrn für angemeſſen hielten, gefeiert. Dazu kam, daß Dr. R., welcher der ſogenannten evangeliſchen Leſegeſellſchaft, einer zur Verbreitung von erbaulicher Lectüre errichteten Anſtalt, vorſteht, durch dieſes Geſchäft in Verbindung mit auswärtigen Tractatengeſellſchaften, namentlich der Hamburgiſchen, und in Briefwechſel mit dem Vorſteher dieſer letztern Geſellſchaft, dem Baptiſtenprediger Oncken kam.

Indeſſen war bald die Frage über die Kindertaufe für mehrere Väter in dem Vereine practiſch geworden. Der Inſtrumentenmacher Schaufler, dem ſeine Gattin früher acht Kinder geboren hatte, welche er nach der Geburt zur Taufe übergeben, weigerte ſich, ſein neuntes Kind, eine am 4. März 1837 geborne Tochter, taufen zu laſſen, indem er auf Befragen erklärte, er ſei durch Forſchen in der heiligen Schrift zu der unerſchütterlichen Ueberzeugung gekommen, daß die Kindertaufe allen deutlichen Ausſprüchen Chriſti und der Apoſtel zuwiderlaufe, er müſſe darauf beharren und habe bereits alle Bitten und Ermahnungen ſeiner darüber bekümmerten Gattin und ſeiner übrigen Angehörigen mit Berufung auf das apoſtoliſche Wort zurückgewieſen: „man müſſe Gott mehr gehorchen, als den Menſchen.“ Das Stadtdecanat in Verbindung mit der königl. Stadtdirektion, auf die von dem Vorgefallenen gemachte Meldung von dem evangeliſchen Conſiſtorium angewieſen, ſuchte den Schaufler durch angemeſſene Belehrungen von ſeinem Entſchluſſe abzubringen, ihm die Kindertaufe als ein, wenn auch nicht auf ausdrücklicher Anordnung Chriſti und der Apoſtel beruhendes, doch unläugbar dem Sinne und Geiſte des göttlichen Stifters des Chriſtenthums entſprechendes und für die chriſtliche Kirche heilſames Inſtitut annehmbar zu machen, die Vorausſetzung, als ob von den Apoſteln nicht auch Kinder getauft worden ſeien, als erſchlichen und unſtatthaft zu entfernen und darauf hinzuweiſen, daß die neueren Taufformulare ſich der Behauptung, daß die Taufe ſchon die Wiedergeburt in ſich entſchließe, enthalten. Er gab jedoch über ſeine Weigerung zu Protocoll: „Ich habe den Grund, daß der neue Bund ein feſter, unverbrüchlicher Bund mit Gott iſt, der von Seiten des Menſchen mit Glauben gemacht ſeyn muß, und daß daher dieſer Bund nur mit Bewußtſeyn des Menſchen geſchloſſen werden kann. Demnach kann ein Kind, das man noch nicht unterrichten kann und das ſeines Bewußtſeyns noch nicht mächtig iſt, jenen Bund mit Gott nicht machen. Ich muß nun verlangen, daß mein neugebornes Kind zuerſt Unterricht erhalte, und will es erſt dann, wenn es den Unterricht genoſſen hat und dadurch zum Glauben kommt, taufen laſſen und ohne Glauben nicht. Dieſe Anſicht entſpricht der Beſtimmung des Heilandes, welcher wollte, daß die Kinder zuerſt unterrichtet und zum Glauben gebracht und dann erſt getauft werden

ſollen. Auch die Apoſtel haben nicht getauft, ehe der Täufling das Bewußtſeyn hatte. Denn die Kirchengeſchichte beweiſet, daß erſt im zweiten Jahrhundert Säuglinge getauft wurden. Ich muß auf meiner Weigerung beharren und halte namentlich die Wiedergeburt, welche man in der evangeliſchen Kirche den Säuglingen zuſchreibt, für unmöglich. Uebrigens will ich nach dem Worte des Herrn: Laſſet die Kindlein zu mir kommen, gern zugeben, daß mein Kind in der Kirche vorgetragen und geſegnet werde, ohne daß die Taufe ſtattfindet."

Da man nicht die Abſicht haben konnte, an ſeinem Kinde eine Zwangstaufe zu verrichten: ſo ward vorerſt nur die Aufnahme der Geburt des Kindes in die öffentlichen Bücher angeordnet. Trotz des beharrlichen Widerſpruchs, welchen er den ruhigen Belehrungen des Stadtdecans und Hoſpitalpfarrers Gerock, welcher zugleich ſein bisheriger Beichtvater iſt, entgegenſetzte, ſcheint er doch einen Augenblick den Bitten ſeiner Familie zuletzt nachgegeben und die Taufe ſeines jüngſten Kindes genehmigt zu haben, welcher aber er ſelbſt nicht beiwohnen zu können erklärte. Kaum war jedoch am 23. September 1837 dieſe Handlung von dem Bruder deſſelben, dem jetzigen Diakonus Schaufler in Winnenden, in der Leonhardskirche vollzogen; als der Vater in dem Schwäbiſchen Merkur vom 12. Okt. 1837, Nr. 279, Folgendes bekannt machte:

Stuttgart. (Erklärung.) Zur Steuer der Wahrheit und zu Berichtigung falſcher Angaben und Vorſtellungen ſehe ich mich zu folgender öffentlicher Erklärung veranlaßt:

1) Daß ich, nach Anleitung der heiligen Schrift, welche durchgängig zur Taufe in den Tod Jeſu Chriſti die Erkenntniß von Jeſu und den Glauben an ihn als Vorbedingung macht, ſo wie nach dem Vorgange der erſten apoſtoliſchen Kirche, in welcher es bekanntlich die zwei Jahrhunderte hindurch auch alſo gehalten wurde, mich angewieſen geſehen habe, mein im März d. J. gebornes Kind nicht ſogleich, ſondern erſt dann zur heil. Taufe zu bringen, wenn es zur Erkenntniß Jeſu Chriſti und zum Glauben an ihm gekommen ſeyn werde;

2) daß die hohe Behörde, nach vorangegangenen Verhandlungen, zu meinem herzlichſten Danke geſtattet habe, mein neugebornes Kind ungetauft in die hieſigen Geburts- und Familienregiſter eintragen zu laſſen;

3) wenn dann aber deſſen ungeachtet kürzlich durch meine Familie an meinem Kinde der Taufritus vollzogen worden iſt, daß dieß wider meinen Willen hinter mir geſchehen ſei, ich ſomit keinen Theil an dieſer Handlung habe, ſie auch nicht als Taufe anerkenne.

Den 9. Oktober 1837. Karl Schaufler, Hof-Inſtrumentenmacher.

Im Frühlinge des folgenden Jahres 1838 ereignete ſich ein gleicher Fall mit dem Schmiedemeiſter W., welcher gleich Schaufler zu dem engeren Vereine gehörte, worin die Giltigkeit der Kindertaufe verworfen worden war. Die Hebamme und zwei Schweſtern des W. machten dem Oberhelfer Albert Knapp an der Stiftskirche, in deren Sprengel W. wohnt, die Anzeige, daß derſelbe ſein vor etwa 4

Wochen geborenes Kind taufen zu laſſen auf das Beſtimmteſte ſich weigere. Auf wiederholtes Erſuchen der Verwandten lud ihn dieſer Geiſtliche zu einer Beſprechung ein und ſtellte ihm mit freundlichem Ernſte eben ſo ſehr die Nützlichkeit und kirchliche Wichtigkeit der Kindertaufe, als die nachtheiligen Folgen ihrer Umgehung vor. Er nahm jedoch keinen Beweis an, beharrte darauf, daß die Kindertaufe dem Worte Gottes, namentlich in Matth. 28, 19. und Marc. 16, 16. zuwiderlaufe, und erklärte aufs Beſtimmteſte, ſein Kind, bevor es chriſtlichgläubig geworden ſei, nicht taufen laſſen zu wollen. Die beiden Stiftsdiaconen wendeten ſich nun in einer Anzeige und Erklärung über dieſen Vorfall an den Stiftsprediger und durch dieſen an die Oberkirchenbehörde. Eine auf Anordnung des Conſiſtoriums an der Stelle des abweſenden Stadtdecans von dem Hoſpitaldiaconus Mehl angeſtellte Beſprechung führte zu keinem Erfolge. W. gab vor der Königl. Stadtdirection zu Protocoll: „Meine feſte Ueberzeugung iſt, daß der Taufe der Glaube vorangehen muß, und daß daher Kinder, die noch nicht zum Glauben fähig ſind, nicht getauft werden dürfen, bevor ſie nicht zur Selbſterkenntniß und zum Glauben gelangt ſind. Dieß iſt mein Grund, warum ich mein neugebornes Kind nicht kann taufen laſſen. Ich habe auch nirgends in der heiligen Schrift gefunden, daß Kinder vor der Selbſterkenntniß und bevor ſie zum Glauben gelangt ſind, getauft werden ſollen. Alles, was mir von dem Herrn Diaconus dagegen angeführt worden iſt, vermochte nicht, meine Ueberzeugung zu ändern.“ Auf die Bemerkung, daß er durch ſeine Weigerung mit den Grundſätzen der evangeliſchen Landeskirche ſich in Widerſpruch ſetze, gab er die Erwiederung: „Es thut mir dieß leid; aber ich kann von meiner Ueberzeugung nicht abgehen, und will mein Kind erſt durch Lehre zum Glauben und dann zur Taufe bringen.“

Während dieß in Stuttgart geſchah, kam daſſelbe in dem nahe liegenden Rohracker vor. Im April 1838 war dem Schuſter Kl. ſein erſtes Kind geboren worden. Auch er weigerte ſich nun, daſſelbe taufen zu laſſen. Alle Bemühungen des dortigen Pfarrers Camerer, ihn von der Rechtmäßigkeit der Kindertaufe und von ihrer Begründung in der heil. Schrift zu überzeugen, waren fruchtlos. Seine Weigerung, das Kind zur kirchlichen Taufe zu übergeben, erregte Anſtoß und Aergerniß in der Gemeinde, und der Geiſtliche trug den Vorfall ſeinem vorgeſetzten Decanat in Kanſtadt vor. In der von dem Conſiſtorium angeordneten Vernehmung erklärte Kl.: „Es ginge auf Koſten meiner Seelenruhe, wenn ich angehalten werden wollte, mein Kind taufen zu laſſen, und werde ich mich hierzu auch nie verſtehen, da ich die Ueberzeugung habe, hierdurch, durch Vornahme der Taufe, dem Worte Gottes geradezu entgegen zu handeln, was ich mir nicht möchte zu Schulden kommen laſſen, da doch daſſelbe ausſpricht: Lehret ſie halten die Worte, die ich ſage, Matth. 28, ferner Apoſtelgeſch. 2, 38: Thut Buße und laſſe ſich ein Jeglicher taufen, und Vers 41: Die nun ſein Wort gern annahmen, ließen ſich taufen. Hieraus geht hervor, daß dieſe Worte der Schrift auf meinen Säugling nicht können angewendet werden, indem noch insbeſondere der Glaube, an welchen die Taufe gebunden iſt, nach Röm. 10. allein durch das Hören der Predigt kommt,

was auf einen Säugling wieder keine Anwendung findet. Da ſodann die heilige Schrift die Vornahme der Kindertaufe nirgends beſtimmt ausſpricht und Alles, was nicht geboten iſt, verboten iſt: ſo kann ich auch die Taufe eines Säuglings als eine göttliche Satzung nicht anerkennen, und wüßte ich es mit meinem Gewiſſen und mit meiner innern Ruhe nicht zu vereinigen, wenn ich dieſem beſtimmten göttlichen Gebote zuwider mein Kind taufen laſſen ſollte. Ich gebe zu, daß dieſes von äußerlichen Nachtheilen für mein Kind, deſſen ewiges Wohl mir vor Allem am Herzen liegt, begleitet ſeyn kann: aber der Herr wird ſich des unſchuldigen Säuglings annehmen, und ich kann nur für daſſelbe beten, daß es den Glauben bekommen möge, den ich, als ich getauft wurde, nicht hatte. Mein Lebenswandel muß beweiſen, daß es mir darum zu thun iſt, Gottes Wort zu halten und zu üben, auch wenn ich mich mit den Grundſätzen der evangeliſchen Landeskirche dadurch, daß ich meiner Ueberzeugung gemäß mein Kind nicht taufen laſſe, in Widerſpruch ſetzen ſollte."

Im Juli deſſelben Sommers erfolgte ſchon die vierte Weigerung, die Kindertaufe zuzulaſſen, von dem Wagnermeiſter St. in Stuttgart. Dieſer, um jene Zeit erkrankt, hatte ſeinem Beichtvater, dem Amtsdecan und Stadtpfarrer an St. Leonhard, Klemm, bereits den Wunſch, aus deſſen Händen das heilige Abendmahl zu empfangen, ausgeſprochen, hernach aber, da es mit ſeinem Befinden ſich zu beſſern ſchien, geäußert, er wolle lieber noch zuwarten, „da er das heilige Mahl mit Gottes Hilfe nach einiger Zeit in der Kirche mitbegehen zu können hoffe, was für ihn feierlicher ſei." Zu gleicher Zeit hatte ſein Beichtvater mit Befremden von andern Leuten gehört, St. wolle ſein neugebornes Kind nicht taufen laſſen. Als jener deßhalb ſeine Verwunderung gegen ihn ausſprach, aus ſeinem Munde noch nichts darüber vernommen zu haben, erklärte dieſer: „er würde allerdings nicht unterlaſſen haben, davon zu reden, wenn er ſich nicht zu einem ſolchen Geſpräche noch zu ſchwach gefühlt hätte." Auf weiteres Befragen nach dem Grunde ſeines Widerſpruchs gegen die kirchliche Sitte, gab er an, „er habe die Ueberzeugung gewonnen, daß die an Kindern zu vollziehende Taufe nicht in der Schrift gegründet ſei. Er habe alle diejenigen Stellen, welche ſich auf die Taufe beziehen, genau durchgegangen und ſei dadurch in ſeinem Glauben feſt geworden. Es habe ihn dieſes einen ſchweren innern Kampf gekoſtet, um ſo mehr, da er vorausgeſehen, daß von Seiten ſeiner Familie ernſte Einſprache dagegen werde erhoben werden. Er habe den Herrn oft auf den Knieen gebeten, ihm das rechte Licht in der Sache zu ſchenken, und es ſtehe ihm nun feſt, daß die Kindertaufe nicht ſchriftmäßig ſei. Sobald ihm mit klaren Worten der heil. Schrift bewieſen werde, daß der Herr die Kindertaufe angeordnet habe: ſo verſtehe ſich von ſelbſt, daß er keinen Augenblick zögern werde, ſein Kind zur Taufe zuzulaſſen; anders aber erlaube ihm ſein Gewiſſen ein Solches nicht." — Die Ehefrau des Wagners St., in Gegenwart ihres Mannes um ihre Anſicht befragt, ſagte unumwunden: „ſie ſei überzeugt, daß ihr Mann es redlich meine und die Sache nur nach der Schrift behandelt wiſſen wolle; ſie könne ſeine Gründe nicht umſtoßen, habe jedoch dieſelbe feſte

Ueberzeugung in der Sache, wie er, noch nicht gewinnen können; ſie würde auch, dazu ſei ſie feſt entſchloſſen geweſen, im Fall, daß ihr Mann geſtorben wäre, ihr Kind ſogleich haben taufen laſſen, da ſie dabei beruhigter geweſen wäre; hinter ihrem Manne aber es taufen zu laſſen, dazu würde ſie ſich nie haben verſtehen können." — Die Gründe, die gegen St. geltend gemacht wurden, hörte derſelbe mit aller Ruhe an; er gab auch Manches zu, namentlich, als ihn der Geiſtliche auf die Schwierigkeit aufmerkſam machte, die es haben werde, wenn in irgend einem ſpätern Zeitpunkt beſtimmt werden ſollte, ob das Kind nunmehr die Erkenntniß und den Glauben habe, um zur Taufe zugelaſſen werden zu können; zuletzt kam er immer wieder auf die Stellen zurück: Lehret alle Völker und taufet ſie; wer da glaubet und getauft wird u. ſ. w., wo ja deutlich die Taufe als das, was der Belehrung erſt nachzufolgen habe, angedeutet ſei. Auch in Beziehung auf die Todesnähe, worin er in ſeiner ſchweren Krankheit geſchwebt, bezeugte er, nie eine Unruhe im Blick auf ſein Kind empfunden zu haben; er habe es, ſagte er, mit dem Herrn und nicht aus verwerflicher Abſicht angefangen, und hoffe es auch mit dem Herrn hinauszuführen. Die bekannte Stelle: Laſſet die Kindlein zu mir kommen, die ihm als Beweis der freundlichen Zuneigung Jeſu zu den Kindern ins Gedächtniß zurückgerufen worden, benutzte er als Gegenbeweis, indem ja der Heiland die ihm dargebrachten Kinder damals auch nicht getauft, ſondern nur geſegnet habe. Eine ſolche Einſegnung ſeines Kindes wolle er ſich gern gefallen laſſen; aber taufen laſſe er es nicht. Gerade dieß, daß man für nöthig finde, die Kinder in noch ſpäterer Zeit zu confirmiren, ſei ein deutlicher Beweis, daß die Taufe das nicht ſei, was ſie ſeyn ſollte; ſonſt brauchte man ſie nicht auf ſolche Weiſe zu ergänzen. Er handle gewiß nicht aus Geringſchätzung der Taufe, ſondern vielmehr wolle er ſie „noch mehr herausheben" und ſie in ihrer urſprünglichen Würde und Heiligkeit wieder hergeſtellt ſehen.

Von dieſem St. heißt es näher, „er ſei in der Schrift wohlbewandert, nach dem Zuſpruche aus Gottes Wort begierig und dafür dankbar, in ſeinen religiöſen Aeußerungen durchaus nichts Abſonderliches oder Excentriſches kundgebend, ein im Uebrigen milder und beſcheidener Mann." Eben ſo iſt nicht nur der Schuſter Kl. zu Rohracker als ein durchaus ſtiller, zurückgezogener, friedlicher und fleißiger Bürger geſchildert, ſondern auch der Schmiedemeiſter W. mit dem Lobe des Fleißes, der Ordnung und eines ſtreng rechtſchaffenen Wandels bezeichnet. Schaufler dagegen, obwohl rechtſchaffen in ſeinem Leben, zeigt ſich als einen zu Extremen geneigten und für ruhige Belehrungen des Predigtamtes verſchloſſenen Mann. Er ſoll früher durch mehrere religiöſe Secten hindurchgegangen ſeyn, namentlich eine Zeit lang den Herrnhutern ſich angeſchloſſen haben. Bei Kranken, die er beſuchte und an deren Gewinnung für den Glauben an Jeſum ihm Alles gelegen war, hat er durch die Forderung, man müſſe den Moment der Wiedergeburt ſpüren, es müſſe Einen gleichſam ſchütteln, ſonſt habe man keine Gewißheit über ſeine Seligkeit, große Unruhe und Seelenangſt zurückgelaſſen. Mit dieſer dogmatiſchen Asceſe verband er, was bei ſchwäbiſchen Pietiſten und Separatiſten etwas ganz Uner-

hörtes iſt, die Vorſtellung der unbedingten Erwählung. In einer Erbauungsſtunde, worin das hierauf bezügliche Kapitel des Briefes an die Römer von dem Geiſtlichen in antiprädeſtinatianiſchem Sinne ausgelegt wurde, ſtand er plötzlich auf, verließ mit Entrüſtung die Verſammlung, ſchlug hinter ſich die Thüre zu und ſtürmte die Treppen hinunter. Nach einer Paſſionspredigt, worin geſagt wurde, Jeſus habe bei der Berufung ſeiner Jünger gehofft, die Seele des Judas zu retten, erklärte er laut den Geiſtlichen (der von den Pietiſten ſonſt vorzugsweiſe als erweckt und erleuchtet bezeichnet wird) für einen Lügner. Ein kräftiger Sinn, eine entſchiedene Rede, eine hohe Geſtalt und mannhaftes Ausſehen machten ihn bald zum Mittelpunkte des Vereines, da auch Dr. R., zwar ein wiſſenſchaftlich unterrichteter und in practiſchen Geſchäften gewandter Mann, aber in Hinſicht des perſönlichen Talents und des dogmatiſchen Wiſſens und Eifers dem Schaufler untergeordnet zu ſeyn ſcheint.

Während die Ueberzeugung von der völligen Unrichtigkeit der Kindertaufe ſich durch den factiſchen Widerſtreit mit der kirchlichen Ordnung, in welchen ſich die vier erwähnten Perſonen begeben hatten, befeſtigte, reifte zugleich der jener Ueberzeugung zur faſt nothwendigen Ergänzung dienende Entſchluß, eine zweite, oder, nach ihrer Anſicht, einmal die rechte Taufe an ſich vornehmen zu laſſen. Sie wollten aber nicht für ſich allein handeln, ſondern ſich an die in Norddeutſchland, England und Amerika beſtehenden Baptiſtengemeinden anſchließen. Dr. R. lud hierzu im Namen der Geſellſchaft den Baptiſtenprediger Oncken zu Hamburg ein, der auch am 6. October 1838 in Stuttgart eintraf, im Hauſe des Dr. R. erbauliche Vorträge in einem weiteren Kreiſe von beinahe 100 Perſonen hielt und nur dem engeren Vereine weniger Eingeweiheten die eigenthümlichen Grundſätze des Baptismus entwickelte. In Folge dieſer Vorträge entſchloſſen ſich außer den älteren Anhängern auch noch andere Männer und Frauen zum Empfange der Flußtaufe. Zwei und zwanzig Perſonen wurden an verſchiedenen Tagen von Oncken im Neckar, gegenüber dem Dorfe Gaisburg, getauft. Bei Einem um den Andern wurde die Taufhandlung ganz vollzogen, ſo daß der Täufling mit dem Körper, wie zum Begräbniſſe, rückwärts in das Waſſer gelegt und ſo ein Mal untergetaucht wurde, wobei der Täufer die gewöhnliche Taufformel: Ich taufe dich auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des h. Geiſtes, ſprach; nach der Taufe wurden die Getauften von ihm eingeſegnet. Sie waren in lange, den ganzen Leib verhüllende Hemden gekleidet. Am Abende verſammelten ſie ſich in R.'s Hauſe und feierten unter dem Vorſitze Onckens das heilige Abendmahl. Außer ihnen wurde auch eine fremde adeliche Dame, die ſich damals gerade in Stuttgart aufhielt, die aber ſchon früher in E. mit Ami Boſt in Verkehr geſtanden hatte, wegen ihrer Kränklichkeit in der Wohnung des Dr. R. in einer Wanne gleichfalls durch Untertauchung getauft. Oncken vollzog auch dieſe Handlung, wiewohl ungern und nur auf dringendes Erſuchen, während auch die Uebrigen dieſe Form nicht für eigentlich zuläſſig hielten. Wagner St. hatte, als noch immer krank, an der Tauffeier keinen Antheil nehmen können. Der Schuſter Kl. und deſſen Frau von

Rohracker bedurften der Taufe nicht mehr, die ſie ſchon in der Schweiz empfangen hatten.

Kaum hatten die Behörden eine Nachricht von dem Vorgefallenen erhalten und ſich nach dem Aufenthalte des fremden Täufers umgeſehen, als man erfuhr, daß Oncken bereits am 15. October wieder abgereiſt ſei. Es wurde ſodann Dr. R. vor die königl. Stadtdirection und das Stadtdecanat geladen, um über ſeinen und ſeiner Meinungsgenoſſen Schritt Auskunft zu ertheilen. Derſelbe überreichte dabei nachſtehende Erklärung:

„Durch die Gnade Gottes iſt mir und mehreren gleichgeſinnten Chriſten die heilige Schrift des Alten und Neuen Teſtamentes zur einzigen Quelle der Gotteserkenntniß und zur alleinigen Richtſchnur unſers chriſtlichen Glaubens und Wandels geworden.“

„Nach Anleitung dieſes göttlichen Wortes haben wir erkannt, daß die Staatskirche in manchen Dingen und insbeſondere in Bezug auf die Gnadenmittel der heiligen Taufe und des heiligen Abendmahles von den Befehlen und Anordnungen Jeſu und ſeiner Apoſtel abgewichen iſt.“

„Statt der wahren Taufe, welche nach ihrem Begriffe und Weſen durch Untertauchen des Täuflings geſchehen ſoll, begnügt ſich die Staatskirche in unſerer Zeit mit einem bloßen Beſprengen des Täuflings mit Waſſer, und wendet dieſe Beſprengung ohne Rückſicht auf den Glaubenszuſtand des Täuflings an, indem ſie glaubensunfähige Säuglinge beſprengt, während die heilige Schrift den lebendigen Glauben an Jeſum Chriſtum durchgängig zur unerläßlichen Vorbedingung der Taufe macht.“

„Zum heiligen Abendmahle läßt ſie ohne die apoſtoliſch verordnete Kirchenzucht gläubige und ungläubige Namenchriſten ohne Unterſchied zu, und bricht auch dabei das Brod nicht, wie es von Jeſu verordnet iſt.“

„Mit der Erkennung ſolcher Gebrechen mußte bei uns der entſchiedene Wunſch entſtehen, der beiden Gnadenmittel der heil. Taufe und des heil. Abendmahles nach der Anordnung und dem Vorgange Jeſu Chriſti und ſeiner Apoſtel theilhaftig zu werden; es war uns daher die Gelegenheit, welche ſich kürzlich durch den Beſuch des Predigers der taufgeſinnten Gemeinde zu Hamburg, Herrn J. G. Oncken, uns dazu darbot, ſehr willkommen.“

„Wir empfingen durch denſelben in der Anzahl von 22 Perſonen die heilige Taufe nach der bibliſchen Vorſchrift, und genoßen auch ſofort durch deſſen Dienſt das heilige Abendmahl im Sinne des göttlichen Wortes.“

„Wenn wir auf dieſe Weiſe zu einer beſondern Gemeinde Chriſti geworden ſind: ſo gereicht es uns zu großer Freude und zum innigſten Danke gegen die göttliche Vorſehung, daß wir in einer Zeit und in einem Staate leben, wo der Grundſatz der ungeſtörten Gewiſſensfreiheit für jeden Unterthan ohne Unterſchied der Religion gilt und ſelbſt durch die Verfaſſungsurkunde garantirt iſt, unter welchen Verhältniſſen daher unſerm der heiligen Schrift gemäßen Unternehmen auch kein bürgerlich geſetzliches Hinderniß im Wege ſtehen kann.“

„Sofern das Wort Gottes die Norm unſers Glaubens und Lebens iſt, ſo glauben wir, daß die Obrigkeit von Gott verordnet und mit Macht zum Schutze der Rechtlichen und zur Beſtrafung der Uebelthäter bekleidet iſt, und halten uns daher verpflichtet, allen ihren Geſetzen und Anordnungen, welche die Ausübung unſers chriſtlichen Glaubens nicht beſchränken, unbedingten Gehorſam zu leiſten und durch ein ſtilles und ruhiges Leben in aller Gottſeligkeit ihr ihre ſchwere Aufgabe zu erleichtern, auch nach dem Befehle Gottes für ſie zu beten."

„Wir, die wir Gott unſerer Glaubensüberzeugung gemäß geben, was Gottes iſt, geben auch willig und gern dem König, was des Königs iſt."

Unter dieſer Erklärung waren die Namen der 22 im Neckar Getauften, 16 Männer und 6 Frauen, beigeſetzt.

Außerdem verſicherte Dr. R. mündlich, daß er und ſeine Taufgenoſſen gegen die Eidesleiſtung und gegen die Militärdienſte von Seiten ihres Glaubens und Gewiſſens nichts einzuwenden hätten. Auch wären ſie keineswegs geſonnen, ſich von der evangeliſchen Landeskirche in ſo weit zu trennen, daß ſie nicht an den kirchlichen Vorträgen des zum Dienſte derſelben verordneten Geiſtlichen Theil nehmen ſollten, indem die von ihnen angegebenen Differenzpunkte hauptſächlich nur die Taufe und das Abendmahl beträfen. Auf die Entgegnung, ſie hätten vornehmlich auch durch den Empfang des heil. Abendmahles aus den Händen eines diſſentirenden Predigers das Band, welches früher zwiſchen ihnen und ihren ſeitherigen Seelſorgern geknüpft geweſen, aufgelöst und überhaupt durch außerkirchliche Religionshandlungen und durch Beſchuldigung der Kirche, ſie ſei in weſentlichen Beziehungen von dem Befehle und Vorgange Chriſti abgewichen, ſich von der Kirche und ihren Dienern losgeſagt, erwiederte Dr. R., an die Stelle ihrer geiſtlichen Beichtväter trete nun der von ihnen gewählte Vorſtand, der übrigens noch nicht ordinirt ſei, ihrem Wunſche gemäß aber die Ordination wohl noch erhalten werde.

Auf dieſe dem Conſiſtorium vorgetragenen Erkundigungen hin wurde eine nähere Vernehmung ſämmtlicher Theilnehmer über den Aufſatz des Dr. R. und über ihre Abſicht und Meinung von einer beſondern kirchlichen Gemeinſchaft, welche ſie zu bilden vorgaben, angeordnet. Dabei ergab ſich, daß ſie den Inſtrumentenmacher Schaufler bereits zum Vorſtande gewählt hatten, welchen Oncken ordiniren ſollte, was aber deßhalb nicht geſchah, weil er fürs Erſte daran, „wegen der Vereinigung, in welche die hieſigen Taufgeſinnten die Lehre von der Prädeſtination mit dem Dogma von der Wiederbringung aller Dinge ſetzen," noch Anſtand genommen hatte. Es fanden ſich ferner in der Geſellſchaft mehrere Mitglieder aus angrenzenden Ortſchaften, ein Schloſſergeſelle aus Neubulach auf dem Schwarzwalde und zwei fremde Schreinergeſellen, der eine aus Wittenberg in Preußen und der andere aus Gächlingen im Kanton Schaffhauſen. Die Gemeinde, gaben ſie an, halte ihre Verſammlungen regelmäßig am Sonntag-Morgen in einer oder ein Paar Frühſtunden vor dem öffentlichen Gottesdienſte, am Sonntag Abend von 8 bis halb 10 Uhr im Sommer, von 6 bis halb 8 Uhr im Winter,

Dienſtags und Freitags je Abends von 8 bis halb 10 Uhr, im R.'ſchen Hauſe. Außer den Grundſätzen von der Unzuläſſigkeit der Kindertaufe und der Nothwendigkeit der Taufe der zur Erkenntniß Chriſti und zum Glauben an ihn gelangten Erwachſenen, ſowie von dem heil. Abendmahle, wobei nur Rechtgläubige und Wiedergeborne zugelaſſen werden, und außer der Strenge der Kirchenzucht, welche nach vergeblichen Abmahnungen die Ausſchließung aus der Gemeinde zur Folge haben ſoll, will ſich die Geſellſchaft nicht von der Landeskirche unterſcheiden und nicht von ihr losſagen. Sämmtliche Mitglieder haben erklärt, daß ſie den Gottesdienſt in der Kirche mit Ausnahme des Abendmahls fortan, und zwar noch fleißiger, als früher, beſuchen wollen. Die bürgerlichen Pflichten ſind ſie bereit forthin gewiſſenhaft zu erfüllen. Der Eidesleiſtung wollen ſie ſich, ſoweit ſie den Worten der heil. Schrift nicht zuwider ſei, unterziehen; nur Inſtrumentenmacher Schaufler und Schmied W., ſowie vier Anhänger in Nellingen erklären, daß ſie den Worten der heil. Schrift gemäß: *Eure Rede ſei ja, ja, nein, nein, was drüber iſt, das iſt vom Uebel*, den Eid nicht für zuläſſig halten. Bei ihrer Unterſchrift fügte Dr. R. hinzu, daß er die Bezeichnung der Geſellſchaft als Wiedertäufer nicht paſſend finde, indem ſie nur *eine Taufe* und zwar die nach der göttlichen Vorſchrift anerkenne, und daher die Benennung *Taufgeſinnte* für die richtigere halte: eine Bemerkung, welcher auch die Andern ſchriftlich beiſtimmten.

Die im November 1838 verſammelte evangeliſche Synode zog die Bildung der neuen Secte in Erwägung, und auf den von ihr gemachten Vortrag entſchied das königl. Miniſterium des Kirchen- und Schulweſens am 22. Februar 1839, daß gegen die Mitglieder der Secte nach Analogie der in der churfürſtl. Verordnung vom 27. December 1803 wegen Behandlung der Separatiſten gegebenen Vorſchriften verfahren, jedoch das Verbot von Verſammlungen von mehr als 15 Perſonen und die Beſchränkung ihrer Zuſammenkünfte auf gewiſſe Tage und Tageszeiten, ſowie die Anordnung der Zwangstaufe nicht auf dieſelben angewendet werde. Die vorkommenden Fälle werden in die Geburts-, Todten- und Familien-Regiſter eingetragen. Auch Eheverkündigungen und Trauungen einzelner Mitglieder der Secte mögen, wenn ſie ſich dazu anmelden, von den Geiſtlichen der Landeskirche mit um ſo weniger Anſtand vorgenommen werden, als dergleichen Handlungen geeigneten Anlaß zum Verſuche heilſamer Einwirkung auf die Sectirer darbieten dürften. Ernſtlich aber und nachdrücklich ſoll etwaigen Verſuchen und Unternehmungen, welche auf Proſelytenmachen hinzielen, entgegengewirkt und Allem, was zum öffentlichen Aergerniß gereichen kann, geſteuert werden.

Mittlerweile hatte bereits eine zweite Taufhandlung im Neckar am 2. Dec. 1838 durch den Inſtrumentenmacher Schaufler an mehreren Perſonen ſtattgefunden, unter welchen ein Schuſtergeſelle aus Stuttgart war, der früher wegen der ihm gemachten Vorwürfe des Leichtſinns den Verein eine Zeit lang gemieden, aber hernach ſich wieder angeſchloſſen hatte, auch von ſeinem Vater das Zeugniß erhielt, daß er durch den Verkehr mit Leuten dieſes Vereins ſeinen frühern leichtfertigen Sinn abgelegt habe. Im October 1839 war die Zahl der Anhänger

auf 44 geſtiegen, worunter der Parkjäger Z. auf dem Bruderhauſe bei Stuttgart, zwei Dienſtmägde aus Haberſchlacht und Beſigheim, ein Weingärtner aus Heſſigheim, ein Schreinergeſelle aus Ohmden bei Kirchheim, ein Knecht aus Thieringen im Oberamte Balingen ſich befanden. Die neu eingetretenen Mitglieder gaben an, aus ganz freiem Entſchluße der Geſellſchaft anzugehören. Es verlautet auch, daß die Taufgeſinnten in den Kreiſen, wo ſie ſich zu vermehren ſuchen, behaupten, ſie bitten und nöthigen Niemanden, denn der Herr müſſe innerlich ziehen, wer zu ihnen gehöre; aber ſie hören nicht auf, die Herrlichkeit ihres Zuſtandes anzupreiſen, von dem ſeligen Gefühle während der Taufhandlung im Fluße zu erzählen und Alle diejenigen, die es nicht mit ihnen halten, als Verlorne und Verblendete laut zu beklagen. Ihre Sonntagsmorgen-Verſammlungen ſollen ſich bereits über die Zeit des öffentlichen Frühgottesdienſtes erſtrecken. Sie verbreiten im Stillen Traktätchen und ſuchen dabei ihre Grundſätze auch mündlich, zumal durch Krankenbeſuche mitzutheilen. So wagten ſich drei von ihnen, Schaufler an der Spitze, im Juni 1839 in das Katharinenhoſpital zu Stuttgart, unter dem Vorwande des einen, ſeine Magd, des andern, eine Krankenwärterin zu beſuchen, und fingen unter Vertheilung von Hamburger Traktätchen in einem Saale der weiblichen Kranken, wo außer dem Seelſorger, dem Arzte und nahen Anverwandten ſonſt keine männlichen Beſuche zugelaſſen werden, auf eine zudringliche Weiſe zu lehren und zur Buße zu erinnern an. Namentlich beklagten ſich viele von den Kranken, jene Männer hätten ſie wegen ihres unbußfertigen Zuſtandes bedroht und geſagt, mit ihrer gegenwärtigen Religion würden ſie alle verdammt. Durch ſchleunige Vorkehrung der königl. Stadtdirection wurde ihnen jeder fernere Beſuch dieſer Art in dem Krankenhauſe ſtreng unterſagt. Auch wurde der Pfarrer Fröhlich, der vor Jahren den Kl. von Rohracker in der Schweiz getauft hatte und im Herbſte 1839 aus Schaffhauſen nach Stuttgart gekommen war, von der Polizei wieder ausgewieſen.

2. Würtembergiſche Chiliaſten.*)

Unter den deutſchen Coloniſten in der Nähe von Odeſſa gibt es einige würtembergiſche Bauernfamilien, welche im Herbſte 1817 dort anlangten auf ihrem Zuge nach der Gegend des Berges Ararat, wo, wie ſie glaubten, die perſönliche Herrſchaft Chriſti bald beginnen werde! Nähere Mittheilungen über die Geſchichte dieſer Auswanderung enthält die Schrift eines Agenten der brittiſchen Bibelgeſellſchaft, Namens Robert Pinkerton — Russia: or, Miscellaneous observations on the past and present state of that country and its inhabitants etc. London 1833.

Im Monat Januar 1818, erzählt Pinkerton, traf ich mit den beiden Häup-

---

*) Chiliaſten heißen bekanntlich die Anhänger der Weiſſagung vom tauſendjährigen Reiche, als einem Reiche ungeſtörter Herrlichkeit unter der Herrſchaft des Meſſias.

tern dieſer Secte in Moskau zuſammen, wo die kaiſerliche Familie ſich damals zum Beſuche befand. Sie waren als Abgeſandte von ihren Brüdern in Odeſſa zum Kaiſer Alexander gekommen, ihn um Hilfe anzuflehen. Ihre Namen waren Koch und Frick. Es waren ungelehrte Männer; aber ſie ſchienen in gewiſſem Sinne in ihrer Bibel wohlbewandert und mit lebendiger Einbildungskraft und bedeutender Fertigkeit im Diſputiren ausgeſtattet zu ſeyn, ſo daß ich nicht ſelten von ihren Bemerkungen betroffen und durch die reichen und natürlichen Bilder, die ſie ihrer Unterhaltung beimiſchten, ergötzt wurde.

Die Nachrichten, welche ich theils von ihnen, theils von anderen über dieſe ſchwärmeriſche religiöſe Bewegung erhielt, waren folgende. Der Sinn der Prophezeiungen in Betreff des tauſendjährigen Reiches war während der letzten 20 Jahre der Gegenſtand vielfacher Unterſuchungen unter mehreren frommen Schriftſtellern der deutſchen Proteſtanten geweſen. Unter dieſen ſchien der Profeſſor Jung-Stilling*) in Baden durch ſeine natürlichen und erworbenen Eigenſchaften, durch dichteriſche Einbildungskraft, ächte (d. i. hier proteſtantiſch-bibliſche) Frömmigkeit und ſehr faßliche Schreibart beſonders geeignet, ein Stimmführer zu werden. Seine Auslegung des Buches der Offenbarung, „Siegesgeſchichte"; ſeine Zeitſchrift, betitelt „der graue Mann", ſein „Heimweh", nebſt einigen andern religiöſen und myſtiſchen Schriften, waren lange Zeit in den Händen eines jeden (Proteſtanten), der noch irgend eine Achtung für die evangeliſche Wahrheit bewahrte; denn obgleich Stilling vermittelſt derſelben, in Verbindung mit den Hauptlehren des Evangeliums, manche ſeltſame Meinungen in Bezug auf eine Wiederbringung aller Dinge, die Endlichkeit der Höllenſtrafen, die Geltung des Verdienſtes Chriſti zur Beſeligung der Heiden und Ungläubigen in einer andern Welt u. ſ. w. verbreitete, ſo enthielten ſie doch auch ſehr kräftige und verſtändliche Beweiſe zur Vertheidigung der Inſpiration und des Anſehens der heil. Schrift gegen die Angriffe der neugläubigen Gelehrten und Geiſtlichen Deutſchlands. Dieſer Mann beſtimmte die Zeit der Erſcheinung Chriſti und der Eröffnung ſeines tauſendjährigen Reiches auf Erden bald ſo, bald, je nachdem die Ereigniſſe günſtig oder ungünſtig zu ſeyn ſchienen, wieder anders. Unter dieſen Zeitbeſtimmungen erſchienen die von 1816 und 1836 beſonders wichtig, und da nun bereits der erſte Termin verſtrichen iſt, ſo blicken die zahlreichen Anhänger dieſer Weiſſagung, welche

---

*) Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, geb. zu Grund im Naſſauiſchen 1740, kämpfte ſich unter bitterer Armuth vom Schneiderhandwerk, das er gelernt, zum Schullehrer durch, wurde endlich in den Stand geſetzt, Medicin zu ſtudiren, ward nach vollendeten Studien praktiſcher Arzt in Elberfeld, dann Profeſſor an der Cameralſchule zu Lautern, ſpäter Profeſſor der Cameralwiſſenſchaften erſt zu Marburg, dann zu Heidelberg, und lebte zuletzt als großherzoglicher Hofrath in Carlsruhe, wo er 1817 ſtarb. — Sollte außer Jung-Stilling nicht auch Frau von Krüdener hier im Spiele ſeyn? Gewiß iſt, daß ſie ſich in Carlsruhe, wo ſie einige Zeit lebte, eng an jenen anſchloß, und auf die Bevölkerung Würtembergs, Badens und der Schweiz viel Einfluß hatte.

in Deutſchland, der Schweiz und in Rußland überall zerſtreut ſind, mit geſpannter Erwartung dem zweiten entgegen.*) Dieſe letztere Zeit jedoch iſt weniger von Jung, als von Bengel in Würtemberg, einem der gelehrteſten, frömmſten und glücklichſten Ausleger der Offenbarung (proteſtantiſcher Seits), die ſich je an dieſen Gegenſtand gewagt haben, feſtgeſetzt worden. Er war 1687 geboren und ſtarb 1752.

Aber Profeſſor Jung beſtimmt nicht nur das Jahr, ſondern auch den Ort, wo der Heiland ſein Reich in Perſon eröffnen ſollte, nämlich jenſeits des Caucaſus zwiſchen dem caſpiſchen und ſchwarzen Meere, nahe an der eigentlichen Wiege des Menſchengeſchlechts. Dieſer ganze Gegenſtand und die damit verbundenen Ausſichten nahmen die Gemüther ganzer Haufen in verſchiedenen Theilen Deutſchlands, namentlich in Würtemberg und Bayern, ſo ein, daß nichts ſie verhindern konnte, ihre Güter und Häuſer zu verkaufen und nach dem Orte hin auszuwandern, der für das neue Jeruſalem und die perſönliche Herrſchaft des Heilandes auf Erden beſtimmt war.

Der Schutz, welchen der Kaiſer Alexander den Bibel- und Miſſionsgeſellſchaften gewährte, ſowie ſeine bekannte chriſtliche Milde und Frömmigkeit, wieſen dieſes Volk auf ihn als den Vorläufer des Erlöſers, welcher Chriſti Königreich vorbereiten und ſein Volk ſammeln ſollte, hin. Und ſo feiern ſie ſeinen Namen in Hymnen oder Triumphgeſängen unter verſchiedenen ſchmeichleriſchen Beziehungen und Anſpielungen.**)

Schaaren dieſer Chiliaſten haben ſich ſeit den letzten 10 Jahren in verſchiedenen Gegenden des ſüdlichen Rußlands niedergelaſſen; aber der letzte Schwarm war bei weitem der zahlreichſte, indem er über 7000 Seelen ſtark war. Nachdem ſie ihre liegende Habe in ihrem Vaterlande veräußert hatten, luden ſie ihre Familien und beweglichen Güter auf Kähne der Donau und ſchifften dieſen Fluß hinab über Regensburg, Wien, Preßburg und Belgrad, mit fliegenden Fahnen, unter Abſingung chiliaſtiſcher Hymnen, bis ſie am ſchwarzen Meere anlangten. Aber ſie trafen ſo große Schwierigkeiten auf ihrem Zuge, daß, bevor ſie Odeſſa erreicht und die Quarantäne überſtanden hatten, der größere Theil ihres Eigenthums verwendet und faſt 3000 ihrer Schaar als Opfer dieſes unüberlegten Vorhabens durch Krankheit, Mangel und Beſchwerden aufgerieben waren. Zur Erhaltung des Ueberreſtes kamen eben jene zwei erwähnte Abgeordnete nach Moskau und legten dem Kaiſer ihre traurigen Umſtände dar. Dieſer unterſtützte ſie großmüthig mit Geld, und ein Führer geleitete ſie über die Steppen im Süden und durch die Gebirge des Caucaſus und Georgien, wo der Generalgouverneur Anweiſung erhielt, ihnen von den ausgedehnten Kronländereien einen von ihnen ſelbſt zu wählenden Landesdiſtrict zur Anſiedlung zu überlaſſen.

---

*) Man erinnere ſich bei dieſer Stelle, daß der Verfaſſer im Jahre 1833 ſchrieb, alſo den Termin 1836 noch vor ſich hatte.

**) Alexander wird von ihnen genannt „der Beſchützer der gläubigen Heerde in dem neuen Königreiche Jeſu auf Erden.“ — „Gott hat Alexander erwählt,“ ſagten ſie, „um Zion zu vertheidigen, um ſeiner Braut, der Kirche, eine ſichere Stätte zu bereiten.“

Koch und Frick nannten ſich und ihre Anhänger Zioniten (Sioniten). Sie bekannten ſich zum Glauben an eine allgemeine Wiedervereinigung aller vernünftigen Weſen, die je gefallen ſeien, ſelbſt des Teufels und ſeiner Engel, mit Gott; ſonſt, ſagten ſie, müßte das böſe Princip — Satan — ſtärker ſeyn, als Gott. Sie glaubten, daß dieſe Welt dereinſt Wohnſitz des Heiligen in alle Ewigkeit ſeyn werde. Alle ſchönen Gleichniſſe und figürlichen Redeweiſen der heil. Schrift, namentlich des Jeſaias und der Offenbarung, welche ſich auf die Herrlichkeit der letzten Zeit, das himmliſche Jeruſalem, die Herrſchaft der Heiligen u. ſ. w. beziehen, nehmen ſie im buchſtäblichen Sinne und erwarten deſſen Erfüllung während der perſönlichen Herrſchaft Chriſti in dem irdiſchen Königreiche, welches ſie im Begriffe ſind zu gründen. Sie verſicherten mich, daß in den Gegenden Deutſchlands, welche ſie eben verlaſſen hätten, mehr als 50,000 (!) Familien bereit wären, ihnen zu folgen. Sie übergaben mir eine kleine Sammlung Geſänge, welche Koch verfaßt hatte, in welchen ſie die Gluth ihrer Einbildungskraft und die Beſchaffenheit ihrer Erwartungen deutlich ausſprechen. Dieſe Sammlung führt den Titel: Geiſtliche Gedichte und Geſänge für die nach Oſten eilenden Zioniten. Koch verſicherte mich, daß er auf höhere Eingebung dieſe Gedichte und Hymnen verfaßt habe, daß Gott ſelbſt ihm die Gedanken in die Seele gegeben und ihn angetrieben habe, ſie niederzuſchreiben. Hierauf wendete ich mich an ſeinen Begleiter Frick und fragte ihn ſehr ernſt, ob er dieß glaube; und er antwortete mir eben ſo ernſt, daß er in der That an die göttliche Eingebung derſelben glaube.

Hinſichtlich der Juden glauben ſie, daß ſie zuvörderſt in ihr eignes Land wieder eingeſetzt werden und Jeruſalem wieder aufgebaut werden müſſe, ehe Jeſus unter ihnen erſcheine, „um alles ungöttliche Weſen von Jacob weg zu nehmen;“ daß die Zeit ihrer Wiederherſtellung nahe ſei, die ihrer Bekehrung aber noch fern.

Der Tod ſo Vieler aus ihrer Mitte in wenigen Monaten ſchien nicht im mindeſten ihren Eifer gedämpft zu haben. Ich bot alle Gründe auf, ſie zu überreden, nicht nach Georgien zu gehen, ſondern ſich in Beſſarabien oder in der kleinen Tartarei niederzulaſſen, wo ſie in Frieden, in einem geſunden Clima leben und ausgezeichneter Begünſtigungen von Seiten des Gouvernements ſich erfreuen könnten. Ich beſchrieb ihnen den glücklichen Zuſtand, in welchem ich die 483 Familien der Mennoniten am Aſow'ſchen Meere im Jahre 1816 angetroffen. Ich ſchilderte ihnen meine eigenen Mühſeligkeiten unter den Caucaſiſchen Stämmen; ich wies auf das ungeſunde Clima hin, und verſicherte, daß ſie ſich in einem Diebs- und Räuberlager niederlaſſen würden, unter den von Plünderung, Diebſtahl, Kinderraub und Blutvergießen lebenden Horden. Aber alles Zureden war vergebens. Beide riefen aus, als ich ſo zu ihnen ſprach: „Ihr wälzt einen ſchweren Stein auf unſere Bruſt, wenn ihr verſuchet, uns von unſerm Vorhaben abzubringen.“ *)

*) Und doch, worauf beruhte das ganze Unternehmen? Bloß auf den apokalyptiſchen Träumereien eines Jung-Stilling, Bengel u. a. So groß iſt die Macht des Glaubens ſelbſt auf bloß menſchliche Autoritäten hin.

Nachdem Koch und Frick den Zweck ihrer Reiſe nach Moskau erreicht hatten, kehrten ſie nach Odeſſa zurück, mit Unterſtützung für ihre hilfsbedürftigen Brüder. Mit dem Frühjahre 1818 überſchritten Alle den Caucaſus und ſiedelten ſich in ſieben Dörfern an den Ufern des Kur an, in einiger Entfernung von Tiflis. Nicht lange waren ſie in Georgien geweſen, als ſie anfingen wahrzunehmen, daß ſie nicht das paradieſiſche Land gefunden, welches ſie thörichter Weiſe erwartet hatten. So groß waren die Anſtrengungen, Entbehrungen und Krankheiten, welche ſie bei der Gründung ihrer Niederlaſſung zu beſtehen hatten, daß eine große Anzahl derſelben aus ihren fanatiſchen Träumen bald erwachte und nicht Wenige an dem Glauben überhaupt Schiffbruch litten. Der Generalgouverneur ſandte an die Behörden nach Petersburg die ſchrecklichſten Schilderungen der Unordnungen, welche unter ihnen eingeriſſen waren. In dieſer Zeit ſtarb Frick, und Koch war froh, ihren Vorwürfen zu entfliehen, und flüchtete ſich nach Sarepta an der Wolga; dort ſoll er die Rolle, die er geſpielt, bitter bereut haben.

Die übrigen Glieder der Colonie, welche unter unciviliſirten Völkern lebend, deren Sprache ſie nicht kannten, von geiſtlicher Führung verlaſſen waren, liefen große Gefahr, Heiden und Muhamedaner zu werden, hätte ſich nicht die „Baſeler Miſſionsgeſellſchaft" ihrer erbarmt und einige ihrer Miſſionäre als Pfarrer unter ſie geſendet.

Ihre Leiden waren aber noch nicht zu Ende; denn in dem letzten Kriege zwiſchen Perſien und Rußland wurden ſie vom Feinde überfallen, auf die grauſamſte Weiſe gemißhandelt und ihre Dörfer geplündert und verheert. Am 26. Auguſt 1826, früh am Morgen, umzingelten 1000 türkiſche und curdiſche Reiter die Colonie Catharinenfeld, ſprengten die Thore und eröffneten eine Scene unerhörter Grauſamkeit und Wuth. Der Miſſionär Saltel beſchreibt dieß in folgenden Worten:

„Kinder riſſen ſie aus den Armen ihrer Mütter und ſpießten ſie auf ihre Lanzen; Weiber und Mädchen raubten ſie; Greiſe banden ſie an die Schweife ihrer Pferde und ſchleiften ſie nach ſich; über 30 Jünglinge und Greiſe ſchlachteten ſie. Die Häuſer, Kornfelder und Gärten brannten ſie nieder; und indem ſie 250 Familien ihres Obdachs und ihrer Heimath beraubten, verwandelten ſie die ganze Gegend in eine Wüſte, alles Werthvolle mit ſich ſchleppend. Aber was das Schlimmſte von Allem war, ſie führten 140 Männer, Weiber und Kinder mit ſich in die Sclaverei."

Eine andere Mittheilung über daſſelbe Ereigniß berichtet folgende Einzelheiten: „Keine Menſchenzunge kann das Elend beſchreiben, welches im Verlauf weniger Stunden über die Niederlaſſung hereinbrach. Mehrere Anſiedler, die zu flüchten verſuchten, wurden mit langen Seilen, wie wilde Thiere, wieder eingefangen. Alle, deren man ſo habhaft ward, wurden ſofort ihrer Kleider beraubt und entweder auf der Stelle getödtet oder nackt entlaſſen. Kleine Kinder band man zuſammen in Bündel und befeſtigte ſie auf den Rücken der Pferde, wie Reiſegeräthe. Wenn einige derſelben ihre Peiniger durch ihr Schreien beläſtigten, hieb

man ſie augenblicklich vor den Augen ihrer Eltern nieder. Alles Schamgefühl, alle Empfindung der Menſchlichkeit, war bei dieſen Barbaren ausgetilgt; die rohen Horten ſetzten ihren wilden Leidenſchaften keine Gränze. Ein junges Weib von anerkannter Frömmigkeit verſuchte den Räubern zu entlaufen; dieſe gaben Feuer auf ſie, und tödtlich in's Rückgrad getroffen ſank ſie augenblicklich nieder und hauchte langſam im quälenden Todeskampfe ihren Geiſt aus. Ein Mann wurde, als er es verſuchte um das Leben ſeines Weibes und ſeiner Kinder zu bitten, am Fuße eines Baumes, unter welchen ſeine Frau ihre Zuflucht genommen hatte, niedergeſtochen. Dieſe letztere, mit einem Kinde an der Bruſt, wurde verſchont; aber mit blutendem Herzen ſah ſie ihre beiden Kleinen in die Sclaverei abführen. Drei Mädchen von etwa 15 Jahren ſchätzten ſich glücklich, den Fluß erreicht zu haben, in einer Entfernung von 7—8 Werſten, als zwei Tartaren ſie einholten und grauſam ihre Rache an zweien derſelben ausließen. Unter den Verwundeten, welche man ſpäter aufhob und pflegte, war einer, deſſen Hirnſchale klaffte, und der im Rücken nicht weniger als 22 Lanzenſtiche hatte. Ein Curde befahl einem andern von den Anſiedlern, ſich auf den Boden zu legen, in welcher Lage er ihn zweimal mit der Lanze ſpießte, wie Fiſche durch Anſpießen im Waſſer gefangen werden; ein anderer Curde wälzte einen großen Stein auf ihn, ſo daß er in der That halb todt liegen blieb. Das beklagenswertheſte Loos war das der armen Gefangenen, welche wie Thiere behandelt und auf eine unbarmherzige Weiſe niedergehauen wurden, wenn ſie nicht ohne Zögern den grauſamen Befehlen ihrer Räuber gehorchten. Ein Theil derſelben wurde in die Türkei abgeführt und verkauft, der Reſt blieb in Perſien in Sclaverei. Mehr als 30 Perſonen waren getödtet und ungefähr 140 in die Sclaverei geführt worden."

Das war das Loos derer, welche mit dem Rufe ausgezogen waren: „Jetzt iſt die Stunde, da Gott ſein Volk verſammeln wird; eilet nach Oſten, an den Ort, wo Gott ſelbſt bereit iſt, ſein tauſendjähriges Freudenreich zu gründen!" Sie hatten ſtatt Freude nur Leid, nur gräßliches Ungemach gefunden. Welche Warnung liegt darin für Diejenigen, welche auf das Geſchrei hören: Siehe, hier iſt Chriſtus! oder: Siehe, er iſt dort! (Matth. 24, 23. Marc. 13, 21.) Und wenn auch Katholiken dieſer Warnung weniger bedürfen, als unſere von uns getrennten Brüder, die viel leichter einer die Einbildungskraft erhitzenden Exegeſe preisgegeben ſind, ſo haben doch auch ſie Urſache, auf ihrer Hut zu ſeyn, da es, zumal in aufgeregten Zeiten, falſche Lehrer und Propheten überall gibt, auch in Mitte der Rechtgläubigen.

3. Die Methodiſten in den vereinigten Staaten.

Methodiſten nennt man bekanntlich eine Religionsgeſellſchaft, die zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in England zu genauerer Beobachtung der neuteſtamentlichen Vorſchriften — daher ihr Name — zuſammentrat. Durch John Wesley, geb. zu Exworth in Lincolnſhire, und Georg Whitefield, deſſen Landsmann,

bildete ſich ſchon 1727 und beſonders 1729 zu Oxford ein Verein, der ſich in Verwandtſchaft mit den Pietiſten in Deutſchland, doch ohne ökonomiſchen und politiſchen Zuſammenhang, zu allgemeinem Wirken gegen Unglauben und Sittenloſigkeit verband, zu welchem Zwecke ſie Zerknirſchung des Herzens durch regelmäſſige Andachtsübungen zu wecken ſuchten. Wesley ging 1735 mit ſeinen drei Brüdern nach Havannah in Georgien, wo ſich, während ihrer zweijährigen Wirkſamkeit als Miſſionäre, ein Verein von 32 Mitgliedern bildete; nach Wesleys Rückkehr trat unter dem durch Whitefields Predigten bereits vorbereiteten Volke, eine Geſellſchaft von 50 Mitgliedern zuſammen. Obgleich man einen Austritt aus der biſchöflichen Kirche nicht beabſichtigte, ſo fand ſich letztere doch veranlaßt, den einer geſetzlichen Berufung entbehrenden Prädicanten die Kanzel zu verbieten und bewirkte dadurch ſelbſt die bald eintretende Trennung. Denn da der Zudrang des Volkes zu den ſalbungsvollen Vorträgen der Methodiſten ſich täglich mehrte, ſo hielten ſie ihre Verſammlungen auf freiem Felde (Camp-Meeting), auf öffentlichen Plätzen, Kirchhöfen u. ſ. w., wo, beſonders um den die Sünden der Zeit mit Feuereifer ſtrafenden Whitefield über 12,000 Zuhörer beiſtrömten. Durch die lebhafte Darſtellung der von der biſchöflichen Kirche faſt ganz in den Hintergrund geſtellten Lehren von der Erbſünde, der Wiedergeburt und Gnade in Chriſto wirkten ihre Reden häufig ſo mächtig, daß Viele in Verzückungen geriethen und ſich der Secte als Bekehrte anſchloſſen. Bald bauten ſie ſich, um den Mißhandlungen des Pöbels zu entgehen, eigene Bethäuſer, Tabernakel genannt, und da die Regierung in ihren Lehren nichts dem Staate Gefährliches erblickte und ſie ſelbſt 1741 des königl. Schutzes verſicherte, ſo konnten ſie ungehindert zur Einrichtung ihrer Kirchenverfaſſung ſchreiten, wobei ſie die Conſtitution der Herrnhuter zum Muſter nahmen. Im Jahre 1800 zählte die Gemeinde der Methodiſten bereits 109,961 Glieder, 417 Prediger und 940 Bethäuſer.

Der Fanatismus, der ſich überall zum Sectenweſen geſellt, hat ſich beſonders der Methodiſten in Amerika bemächtigt. Sie haben von der Wirkſamkeit des heiligen Geiſtes und der Wiedergeburt die verworrenſten Begriffe und verachten jeden, der nicht zu ihnen hält, als Weltmenſchen, während in ihren Camp-Meetings jedem Laſter unter dem Deckmantel religiöſer Aufregung Vorſchub geleiſtet wird. Wie ſich ein Methodiſten-Prediger in Geſellſchaft zu geriren pflegt, mag folgende Schilderung aus dem Tagebuche eines Reiſenden zeigen.

„Kein Menſch verdient ins Himmelreich einzugehen, der nicht vollkommen bereit iſt, zur Ehre Gottes ſich verdammen zu laſſen," rief ein methodiſtiſcher Prediger aus, der mit einer Schaar Gläubigen an Bord eines Dampfbootes von Philadelphia nach Camden fuhr, um einem Camp-Meeting, d. h. einer Verſammlung von Chriſten unter freiem Himmel, beizuwohnen, und ſeine Zuhörer riefen einſtimmig: „Blessed be Jesus!" (Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!) Amen. Es war dieß ein Seelſorger, wie es in den Vereinigten Staaten 30,000 gibt, die ihre Heerde weniger mit der Ausſicht auf den Himmel, als mit maleriſchen Beſchreibungen der Hölle unterhalten, weil nach ihrer Meinung die Furcht vor den ewi-

gen Strafen kräftiger wirkt, als die Hoffnung auf unendliche Seligkeit, und vielleicht auch, weil ihre ſchwülſtige Phantaſie leichter in den Höllenpfuhl hinabſteigt, als zu Gott und zu ſeinen Engeln ſich erhebt.

„Ja meine Brüder und Schweſtern," fuhr der Prediger fort, „wenn auch jetzt Weltmenſchen unter uns ſind, die das Wort Gottes von ſich weiſen und unſerer Frömmigkeit ſpotten, ſo wird doch gewiß die Zeit kommen, wo ſich Gott an ihnen rächen wird. Dort ſeh' ich einen See voll brennenden Schwefels, in dem ihre Seelen gepeinigt werden; ich ſehe eine um die andere auftauchen, aber Chriſtus ſchreitet über den See und ſtößt ſie zurück unter den Feuerſpiegel." „Blessed be Jesus!" wiederholte die gläubige Menge. „Der Tag der Auferſtehung kommt und mit ihm das Heulen und Zähnklappern, Amen!" „Blessed be Jesus!" riefen ſeine Zuhörer. „Die Spötter würden dann gern ſich an uns anklammern, aber wir werden ſie von uns ſtoßen." „Blessed be Jesus!" jauchzte die Chriſtenſchaar.

Nachdem er dieſe Höllenlitanei einige Zeit lang fortgebetet hatte, zog er ſeine Taſchenuhr hervor, und ſeufzte.

„Theurer Bruder!" rief ein alter Graukopf, „was fehlt dir!" „Chriſtus wartet auf uns," rief der ungeduldige Prediger, „und das Boot will nicht geſchwinder gehen." Dann, als bemerkte er uns erſt jetzt, ging er auf mich und meine Freunde zu und frug, ob wir wohl auch auf dem Wege Gottes nach Camp-Meeting begriffen ſeien, oder was wir ſonſt dort zu thun gedächten.

Ich geſtand ihm offenherzig, daß ich viel von dieſen Verſammlungen unter Gottes freiem Himmel hätte reden hören, ſowie von der ſonderbaren Art von Gottesverehrung, die dabei ſtattfände, und daß wir, weil Vieles davon uns unglaublich ſchien, gekommen ſeien, uns ſelbſt von der Wahrheit zu überzeugen.

„Das iſt ſchön von Ihnen," bemerkte der Prediger, „vielleicht werden Sie ſich an unſerer Andacht erbauen; aber was erzählt man ſich denn von uns, das Ihnen unglaublich vorkommt?"

„Verzeihen Sie, dieß iſt nicht der Ort — —"

„O doch, verſetzte der beſcheidene Mann; ich kann Alles hören, mich ſchmerzt kein Spott; ich ſtehe zu nahe an Chriſtus."

„Nun, wenn Sie darauf beſtehen; man ſagte mir, Sie beteten acht bis zehn Tage lang ohne Unterlaß; wütheten und tobten durcheinander, bis einige von Ihnen halb wahnſinnig in einen Stall geſchleppt würden. Dieſer Stall — entſchuldigen Sie den Namen, aber man verſicherte mich, Sie ſelbſt hießen den Ort „the pen" (die Schafhürde) ſei der Aufenthalt der Verzückten, in die der Geiſt gefahren, und deren Seligkeit man nun nach dem Grade der Raſerei ſchätzt, die ſich durch Springen, Tanzen, Schreien und Lärmen kund thut. — Auf Weiber und Mädchen wirke dieſe Verzückung äußerſt nachtheilig für die Geſundheit, obgleich ſie der Enthuſiasmus gar liebenswürdig kleidet."

„Dachte mir's doch!" rief der Prediger mit Verachtung, „das haben Ihnen Weltmenſchen von uns erzählt, die noch mit den natürlichen Augen ſehen; in der

Nähe Gottes ſieht das ganz anders aus. Indeſſen „Viele ſind berufen, Wenige ſind auserwählt.“

„Alſo iſt es wahr, daß man die Wüthenden in einen Stall führt?“ frug einer meiner Begleiter. „Der Stall iſt das Sinnbild der Demuth,“ bemerkte der fromme Mann, „die Wüthenden aber ſind diejenigen, die der Geiſt Gottes bewegt.“

„Und Männer und Weiber werden da in denſelben Stall geſperrt?“

„Warum nicht? Wer dem Herrn ergeben iſt, braucht den Teufel nicht zu fürchten.“ Dieſe Worte ſprach er abſichtlich laut und mit Nachdruck, ſo daß man ſie auch auf der andern Seite des Schiffes hören konnte, und wir ſahen uns in kurzer Zeit von einem Haufen handfeſter, obgleich bleicher und langgeſichteter Menſchen umringt. Nachdem der Mann auf dieſe Weiſe ſeine Verſtärkung an ſich gezogen hatte, nahm er einen gebieteriſchen, rauhen Ton an, und begann, wahrhaft unverſchämt, uns wie Schulkinder auszufragen.

„Sie leſen wohl fleißig die Bibel?“ hub er an, mich vom Kopf bis zum Fuß mit den Augen meſſend.

„Ich glaube, hierüber bin ich Niemand Rechenſchaft ſchuldig.“

Prediger (zu den Zuhörern). Seht, er iſt Niemand Rechenſchaft ſchuldig! (Zu mir.) Und Sie gehen wohl Sonntags fleißig in die Kirche?

Ich. Das hab' ich mit meinem Gewiſſen zu verantworten.

Prediger. Seht doch, die Herren ſchieben Alles in ihr Gewiſſen; von Gott hört man ſie nie ſprechen. (Zu den Zuhörern.) Ich ſehe, er iſt ein ganzer Weltmann. (Zu mir.) Glauben ſie an Gott?

Ich. Wo iſt der Menſch, der ſagen kann, er glaubt nicht an ihn?

Prediger (zu den Zuhörern). Sehet, er gibt mir eine ausweichende Antwort. (Zu mir.) Zu welcher Confeſſion bekennen Sie ſich?

Ich. Nicht zu der ihrigen. Ich glaubte, in dieſem Lande Religionsfreiheit zu finden. Wenigſtens ſteht ſie in der Verfaſſung. Ich ſehe mich aber einem Inquiſitor gegenüber, der auf die Menge ſeiner Glaubensgenoſſen pocht.

Prediger (mit Herablaſſung und Sanftmuth). Fern ſei es von mir, Jemand mit Gewalt aus den Krallen des Satans zu retten. Fahren Sie fort, Weltmann zu ſeyn, aber ſpotten Sie nicht unſeres Glaubens. Es gibt noch ganz andere Geſetze, als die, welche in den geſetzgebenden Verſammlungen zu Stande kommen.

Ich. Das iſt wahr, aber wir ſind hier an Bord eines Dampfſchiffes, und da gelten nur die bürgerlichen.

Prediger (zu den Zuhörern). Jetzt merkt auf, wie er ſich ſelber fängt. (Zu mir.) Nicht wahr, Sie gehen an Sonntagen ſpazieren?

Ich. Allerdings.

Prediger. Die Deutſchen gehen Sonntags ſpazieren, hört Ihr?

Mehrere Stimmen. For shame! (Welche Schande!)

Prediger. Spielen Sie nicht zuweilen mit Karten?

Ich. Und warum nicht?

Prediger. Seht, er ſpielt Karten!

Mehrere Stimmen. Dreadful! (Fürchterlich!)

Prediger. Ein Mann wie Sie beſucht wohl auch von Zeit zu Zeit das Theater?

Ich. Was haben Sie dagegen einzuwenden?

Prediger. Daß das Theater eine Sündenanſtalt iſt, wo lauter Lügen aufs Tapet kommen; wo ſich die Schauſpieler und die Zuhörer an die Verſtellung gewöhnen. Ich hoffe es zu erleben, daß alle Theater in Amerika abgeſchafft werden.

Die Gläubigen. Blessed be Jesus! Amen.

Prediger (zu den Zuhörern). Hört nur weiter, das iſt noch nicht Alles. (Zu mir.) Nicht wahr, Sie lieben den Tanz?

Ich. Ich bin wohl noch in den Jahren, wo dieſer Geſchmack entſchuldigt wird.

Prediger. Pfui, ſchämen Sie ſich, dergleichen vor chriſtlichen Frauen auszuſprechen.

Ich. Ich verſtehe Sie nicht —

Prediger. Sie wollen mich nicht verſtehen. Der Tanz erhitzt das Blut, ſteigert die Einbildungskraft und reizt zur Sünde, und nun vollends ihr unzüchtiges Deutſchtanzen!

Ich. Wir Deutſche tanzen, um luſtig zu ſeyn, und denken an nichts als an die Muſik und den Takt. Man muß eine ſehr ungeregelte Phantaſie beſitzen, um wie Sie — — —

Prediger. Ich habe keine ungeregelte Phantaſie, und weiß auch nicht, was Sie damit ſagen wollen, aber ich habe hier einen kleinen Taſchen-Salomon, der mich über dergleichen Dinge belehrt.

Ich. Ich beſitze keine ähnliche Ausgabe.

Prediger. Da ſteht es ſchlimm um Sie. Salomon hat alles durchgemacht, um uns die traurigen Erfahrungen zu erſparen. Ohne ihn könnt' ich gar nicht predigen.

Ich. Sie ſind ſehr unſchuldig.

Prediger. Spotten Sie nicht, und geben ſie dieſen Leuten hier kein Aergerniß. Nicht jedem hat Gott dieſelbe Langmuth verliehen. (Zu den Zuhörern.) Ihr braucht ihn nicht zu ſtrafen, dem bleibt ſein Lohn nicht aus; er gehört ſchon jetzt der Hölle an. —

Zum Glücke landete gerade jetzt unſer Boot; das Läuten der Schiffsglocke überſtimmte den Prediger, und ſo wie das Seil ausgeworfen war, ſchlichen ich und meine Begleiter davon. Frühere Erfahrungen hatten mich belehrt, dergleichen Schwärmern, die man in Amerika beinahe überall antrifft, aus dem Wege zu gehen.

Hiermit verbinden wir den Bericht eines andern Reiſenden, welcher Folgendes erzählt:

Ich beſuchte einmal in Philadelphia eine Methodiſten-Kirche. Es war Abends 8 Uhr — ein milder, freundlicher Regen erquickte nach langer Dürre das Land. Die Kirchthür war verſchloſſen; da aber die Fenſter offen waren, ſtellte ich mich

an eines derſelben und ſah, daß die Kirche bis zum Erdrücken voll war; der Prediger machte mitunter lange Pauſen, und erhob dann plötzlich die Stimme, welches von den Zuhörern mit tiefen Seufzern beantwortet wurde. Nachdem die Predigt geendet war, wurden die Thüren geöffnet und eine ungeheuere Menſchenmenge wogte aus denſelben heraus. Da aber der Regen gerade in dieſem Augenblicke in Strömen ſich ergoß, ſo kehrten die meiſten wieder um, und ich drängte mich mühevoll mit den Zurückkehrenden in die Kirche hinein. Die Thüren wurden wieder verſchloſſen, und einer der anweſenden Brüder forderte die Verſammlung zu einem Geſange auf, nach deſſen Abſingung ein Zweiter ein ſchwülſtiges Gebet mit lautem Gebrüll vortrug, wobei er ſich wie ein Unſinniger geberdete, indem er von Minute zu Minute in die Höhe ſprang und fortwährend die Worte wiederholte: „O, o, hi, hi, the Lord beginn's to work“ (der Herr fängt an zu wirken). Die männlichen Zuhörer ächzten, die weiblichen ſchrieen laut auf. Ein vor mir ſtehender junger Menſch kreiſchte eine halbe Stunde lang unaufhörlich: „O Jeſus, mein theurer Jeſus, komm herab, ich ſehe dich, ſegne mich!“ Ein ſechzehnjähriges Mädchen lag in Zuckungen in den Armen einer alten Frau, die der ganzen Verſammlung dieſe Extaſe zu zeigen bemüht war. Jetzt trat ein Bruder auf und verkündigte, er habe das Vertrauen, daß an dem heutigen Abend, wo Gott ſichtbar den Regen geſandt hätte, damit alle noch einmal mit dem wahren Thau der Gnade begoſſen werden ſollten, ſich auch irgend ein ausgezeichneter Gnadenerweis ereignen würde. Augenblicklich traten zwei Schweſtern auf ihn zu und warfen ſich vor einer Brüſtung nieder, die im Halbkreis vor der Kanzel angebracht war, ſo daß man während des Knieens nur den Oberleib ſehen konnte, und dieſer und noch ein anderer Bruder ſanken den Mädchen zur Seite, und ſprachen ihnen unter unaufhörlichem Geheule in's Ohr. Die allgemeine Raſerei ſtieg jetzt zu einer ſolchen Höhe, daß meine Einbildungskraft ſich nie etwas Aehnliches gedacht hatte, und ſelbſt die Bewohner von Bedlam, wenn ſie ſämmtlich losgelaſſen wären, es nicht ärger machen könnten. Vierzig bis fünfzig Menſchen beteten zugleich mit lauter Stimme, wobei ſie mit den Füßen ſtampften, umherſprangen, in die Hände klatſchten und im Chor ausriefen: „Ehre! Ehre! Ehre! Jeſus iſt ein guter Freund; Jeſus, komm herab!“ Die körperliche Erſchöpfung veranlaßte eine augenblickliche Pauſe. Allein nach einem Geſange begann von Neuem die Scene der Raſerei mit verdoppelter Anſtrengung. Endlich ward ein ſechsjähriges Mädchen Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit. Einer der Brüder verkündigte, dieſes Kind habe ſo eben einen Beſuch von Gott erhalten, und ſo ſtark wirke in ihr der heilige Geiſt, daß ſie in Zuckungen liege. Das war mir zu viel. Ich hielt mein Tuch vor die Naſe, als hätte ich Naſenbluten, verlangte mit gebieteriſchem Ernſte die Oeffnung der Thür, und dankte Gott, daß ich dieſem Narrenhauſe entronnen, zum milden klaren Himmel emporſchauend, die friſche, duftige Luft wieder einathmen konnte, da ich durch die methodiſtiſche religiöſe Luftpumpe dem Erſticken nahe gebracht war.

Vierte Abtheilung.

Schwärmerei im Zuſammenhange mit großen geſchichtlichen Ereigniſſen.

Erläuterung.

Wenn irgend eine Idee die Welt bewegt, dergeſtalt, daß Völker ſich kämpfend erheben, ſo geſchieht es, daß das religiöſe Bewußtſeyn Vieler krankhaft erregt wird. Dieß iſt faſt unvermeidlich dann der Fall, wenn der die Bewegung veranlaſſende und leitende Gedanke mehr oder weniger ſelbſt ein religiöſer iſt. Welche merkwürdige Erſcheinungen eines ſchwärmeriſchen Geiſtes knüpfen ſich z. B. an die Eroberung des heiligen Grabes im Mittelalter! Zwar begleiten dieſe nur zufällig den großen Völkerzug, ſind aber nichts deſto weniger charakteriſtiſch für jene Zeit. Nicht ſo zufällig, folglich auch nicht ſo unſchuldig, ſind die Schwärmereien, die im Gefolge der ſogenannten Reformation waren. Die Wiedertäufer z. B. repräſentiren das auf die Spitze getriebene Princip der Reformation. Uebrigens verſteht ſich von ſelbſt, daß dem Princip nach ſehr verſchiedene Arten religiöſer Schwärmerei an geſchichtliche Ereigniſſe ſich anknüpfen können.

1. Kreuzzug der Knaben.

Der Kampf um den Beſitz des heiligen Grabes war ſchon ſeit mehr als einem Jahrhundert unter Prieſtern und Laien, unter Adel und Volk das Gemeingut der Chriſtenheit geworden, als im Jahre 1212 ſogar Haufen von Kindern zur Kreuzfahrt aufbrachen.

In dem Dorfe Bloies, bei dem Schloſſe Vendome in Frankreich, trat im Juni d. Js. ein gemeiner Hirtenknabe (die Jahrbücher nennen ihn Stephan), mit beſonderer Kraft der Rede ausgeſtattet, auf, und gab vor: ihn habe der Heiland in einem Briefe an den König als Prediger des Kreuzes bevollmächtigt. Er zog durch Städte und Burgen und ſang in ſeiner Mutterſprache: „Herr Jeſu Chriſte!

verhilf uns wieder zu dem heiligen Kreuz!“ Dieß und ähnliche Worte riß manche Knaben ſeines Alters hin, und Wunder, die er zu St. Denis ſollte verrichtet haben, liehen ſeinem Vorgeben ſolche Beglaubigung, daß ihrer viele um ihn ſich reihten. Das Beiſpiel wirkte; andere Gegenden Frankreichs ſahen ebenfalls dergleichen jugendliche Prediger. Mit Kreuzen, Fahnen, Rauchfäſſern, bei Geſang und in mannigfaltigen Aufzügen und unter vielerlei Gebräuchen wallten ſie, ſingend, eilenden Schrittes, Kinder beiderlei Geſchlechtes, durch die Ortſchaften, mit jenem Stephan ſich zu vereinigen. Wo ſie durchkamen wurden ſie als Waiſen und Unmündige von den Einwohnern gaſtfrei verpflegt, ihnen Almoſen geſpendet, der Frage aber: wohin ihr Weg ſie führe, erwiedert: „zu Gott! jenſeits des Meeres wollen wir das heilige Kreuz ſuchen; der Höchſte habe ſie dem heiligen Lande zu Hilfe, zur Fahrt nach Jeruſalem berufen.“ Vergeblich bemühten ſich viele Eltern, ihre Kinder zurückzuhalten; die einen ſetzten ihr Vorhaben mittelſt Thränen durch, andere brachen Schlöſſer und Mauern, welche ſie zurückhalten ſollten, und vereinigten ſich mit den Haufen. Wie eine Schaar zu Stephan kam, pries jeder ſich glücklich, dem es gelang, einen Faden oder ein Haar ſeines Gewandes an ſich zu bringen.

Burgunds und des angränzenden Deutſchlands Jugend wurde von dieſem Taumel ebenfalls ergriffen; im Erzſtift Köln ſelbſt Knaben edler Geſchlechter. Aber auch Jünglinge und Männer, Frauen und Mädchen, Greiſe und ſogar manche Prieſter vereinigten ſich mit ihnen. Arbeiter ließen ihre Werkzeuge ſtehen. Landleute eilten von den Aeckern herbei; viele, mehr durch die Seltſamkeit der Sache, als durch Heilsbegierde gezogen; auch verruchte Geſellen, welche die Unerfahrenheit dieſer Schaar ſich zu Nutzen machen wollten und, was fromme Gutmüthigkeit täglich ſteuerte, an ſich riſſen.

Dem König von Frankreich ſchien ſolche Bewegung auffallend; doch da ſie einen geheiligten Zweck vorgab, wollte er nicht eigener Entſcheidung vertrauen, ſondern den Rath der Meiſter ſeiner hohen Schule vernehmen. Dieſe mißbilligten ſolches Beginnen; wonach der König den Knaben die Mahnung zugehen ließ, ſie möchten zu ihren Eltern zurückkehren. Der größere Theil gehorchte, viele zwang bald der Hunger nach Haus, manche jedoch achteten des Befehls nicht. Viele Leute meinten, geheime Zaubermacht eines böſen Geiſtes treibe hier ihr Spiel; andere ſprachen von Betrügern, welche durch Verheißungen und Vorſpiegelungen die Kinder berückt hätten. Der Ausgang mochte ſolche Vermuthung unterſtützt haben. Wieder gab es ſolche, welche die Sache mehr von der thörichten und lächerlichen Seite anſahen; Beſonnene hingegen, darunter viele Geiſtliche, erklärten das Beginnen für unüberlegt und nutzlos. Damit luden ſie den Unwillen des Volkes auf ſich; nur Ungläubige, hieß es, und Gottesverächter könnten einen ſo frommen Aufſchwung tadeln. Pabſt Innocenz III. aber, unter welchem ſolches geſchah, ſoll ſeufzend geſagt haben: „Dieſe Kinder machen uns zu ſchanden; indeß wir ſchlafen, ziehen ſie munter aus, das heilige Land zu gewinnen.“

Unter Geſang, feſtlich geordnet, zogen ihrer mehrere Tauſend hinab nach

Marſeille. Auf einem mit Teppichen geſchmückten Wagen, von einer bewaffneten Leibwache umſchaart, ſaß ihr Anführer Stephan. Derer, welche jene Seeſtadt erreichten, bemächtigten ſich zwei Seelenverkäufer. Um Gotteslohn erboten ſie ſich dieſelben über Meer zu bringen. Die jugendlichen Pilger beſtiegen ſieben große Schiffe. Zwei Tagfahrten von dem Hafen, an der Inſel San Pietro unfern von Sardinien, ſcheiterten zwei Fahrzeuge; Alle fanden ihren Tod in den Wellen; immer noch glücklicher als ihre Gefährten, mit welchen die Verräther nach Bugia und Alexandria ſegelten und ſie dort an Handelsleute oder Sarazenenfürſten verkauften. Viele, darunter 400 Geiſtliche, von denen 80 ſchon die Weihe hatten, kamen als Sclaven nach Bagdad; 18 von dieſen achteten den Tod geringer, als Abfall vom Glauben; die übrigen ließ der Calife gewähren, und nicht Einer aus ihnen ſoll dem Chriſtenthum abtrünnig geworden ſeyn. Die beiden Verräther kamen nicht lange hernach zu dem Emir der Sarazenen auf Sizilien und verhießen ihm, den König Friedrich in ſeine Gewalt zu ſchaffen. Aber Gott lenkte es anders; der Emir, ſeine beiden Söhne und die beiden Verräther fielen in des Königs Hände; ein Galgen vereinigte ſie alle. Achtzehn Jahre nach dieſem unbeſonnenen Unternehmen kehrte einer der Verkauften nach dem Abendlande zurück, und verſicherte, ihrer 700, nunmehr zu kräftigen Männern herangewachſen, ſtünden noch in Dienſten des Landpflegers zu Alexandrien.

In Deutſchland hatten ſich 20,000 geſammelt. Sie ſuchten eine italieniſche Seeſtadt zu erreichen. Mit einem Kreuz bezeichnet, zogen ſie in Röcken, mit Stäben und Taſchen, wie Pilger zu tragen pflegten, über die Alpen. Ihr Anführer, Nikolaus, ſoll ein Knabe von kaum zehn Jahren, dieſer aber nur das Werkzeug eines ruchloſen Vaters geweſen ſeyn. Das Gerücht ging vor ihm her: Wunder würden geſchehen; trockenen Fußes ſollten ſie durchs Meer ſchreiten, an nichts würden ſie Mangel leiden; nach Jeruſalem werde ihr Führer ſie bringen, alle Ungläubigen taufen, ewigen Frieden begründen. Aber ſchon auf dem Wege nach Italien rafften in Wäldern und Einöden, Beſchwerniß, Hitze, Hunger, Durſt eine Menge dahin. Andere wurden jenſeits der Alpen durch Räuber geplündert, ſo daß ſie, an allem entblößt, bald wieder in der Heimath eintrafen. Ihrer 7000, Knaben, Mädchen, Männer, Weiber, auch leichtfertige Dirnen, erreichten am 25. Auguſt Genua; dürftig, wehrlos. Dennoch zu Beſorgniß der Stadt, ob nicht in ſo plötzlicher Vermehrung der Einwohner Mangel eintreten, bei den bedenklichen Zeitumſtänden nicht etwas anderes darunter verborgen ſeyn könnte. Da von einer zuchtloſen Menge mancherlei Unfug zu befürchten war, befahl ihnen der Rath, das Gebiet der Republik ungeſäumt zu räumen. Manche wußten das Verbot von ſich abzuleiten und ihren Aufenthalt in der Stadt ungehindert fortzuſetzen.

Schon am folgenden Tage nach dem Einmarſch in Genua zogen ſie weiter, um eine andere Seeſtadt aufzuſuchen. Aber je tiefer hinab in Italien ſie kamen, deſto mehr ſchmolz ihre Anzahl. Einen Theil brachten Noth und Mühſeligkeit zur Beſinnung; ein kleiner Reſt erreichte Brindiſi. Dort ſoll der Biſchof den Betrug durchſchaut, die Ueberfahrt gehindert, erkannt haben, daß dieſe Kinder durch

des Nikolaus Vater verkauft worden ſeien. Von Nikolaus ſelbſt erfuhr man nichts mehr, ſein Vater wurde zu Köln hingerichtet. So munter ſie ausgezogen waren, ſo traurig ſuchten ſie jetzt, ſchweigend, vereinzelt, unter dem Geſpötte der Menſchen, die lange Strecke der Heimath zurückzulegen. Die ſtärkern verdingten ſich hin und wieder in italieniſchen Ortſchaften als Dienſtboten; manche fielen vor Elend todt an den Straßen hin, und es war nicht einmal Jemand, der ſie begrub. Denn viele, welche die Hinziehenden in allem mit Ueberfluß verſehen hatten, verſagten hartherzig den Zurückkehrenden die geringſte Erquickung. Von den Mädchen brachten viele Früchte verlorener Reinheit nach Hauſe. Vielleicht überwog Schamgefühl, in ſolchem Zuſtand die Heimath wieder zu betreten, bei einigen, daß ſie in Italien dem begonnenen Gewerbe nachgingen. Gewiſſenhaftere kamen nach Rom, um Freiſprechung von dem Gelübde zu ſuchen; denn ein ſolches war doch gethan worden und forderte entweder Erfüllung, oder Löſung durch den Pabſt. Innocenz erklärte: nur ganz Minderjährige könnten freigeſprochen werden, die andern, welche einmal das Kreuz genommen hätten, müßten bei reiferem Alter ihr Gelübde erfüllen. Selbſt was der Menſch in Uebereilung dem Höchſten verheißen, dürfe er nicht leichtfertig brechen. Manche erneuerten ihren Spott über das thörichte Unterfangen; andere ſchloſſen leicht aus dem Ausgang, es ſei Gott mißfällig geweſen. Fragte man aber einen der zurückgekommenen Knaben zu Hauſe, bis wohin er denn gekommen ſei, ſo antwortete jeder: er wüßte es nicht. An der Küſte von St. Pietro, wo jene beiden Schiffe aus Marſeille geſcheitert hatten, ließ nachmals Pabſt Gregor IX. eine Kirche der neuen unſchuldigen Kinder mit einer Stiftung für 12 Geiſtliche erbauen, und die vom Meere ausgeworfenen Leiber bewahren als Ueberreſte ſolcher, die für den Glauben das Leben geopfert.

2. Die Prophetenſchule in der Dauphiné.

Der Friede von 1682 war der Sache der Calviniſten in Frankreich ſehr nachtheilig geweſen; ſchaarenweiſe war das Volk im Süden zur Kirche zurückgekehrt. Die Entſchloſſenſten unter ſeinen Führern hatten daher, im folgenden Jahre, einen Aufſtand in der Dauphiné und in Vivarés angerichtet. Dieſer aber war ſehr unglücklich ausgefallen, und die Häupter hatten nach Genf, nach Holland und Deutſchland ſich geflüchtet, um dort ihrer Sache Hilfe zu ſuchen.

Jurieu, einer derſelben, hatte 1685, um die Gemüther vorzubereiten, eine Deutung der Apokalypſe geſchrieben, worin er den binnen fünf Jahren bevorſtehenden Sturz der Kirche, und Rückkehr der Reformation in Frankreich ankündigte. Das bewirkte die größte Aufregung unter jenen Völkern, in denen das neue Prinzip gewurzelt; und die Zeichen von ekſtatiſchen Zuſtänden, die im Gefolge derſelben da und dort erſchienen, brachten wahrſcheinlich die Maſſe der geflüchteten Häupter der Confeſſion in Genf auf den Gedanken, dieſe Zuſtände zu ordnen und zu discipliniren, und ſie zu einem Bundesgenoſſen in dem wieder ausbrechenden Kriege zu machen. Der Schauplatz, den man für dieſe Prophetenſchule fand, war eine

Glaſshütte, Peyra genannt, im Gebirge der Dauphiné, mitten unter Wäldern und Felſen. Zu ihrem Vorſtand wählte man den Du Serre, einen der entſchiedenſten Proteſtanten in jener Gegend; der, ein Eingeborner des Landes, in Geſchäften der Hütte, häufig nach Genf hinüberkam; wo man unterdeſſen einen Ausſchuß gebildet, der den Aufſtand betrieb; und zwei Prediger, Henry und Perrin, hinübergeſendet, um durch ihre Predigten das Volk in Bewegung zu bringen. Du Serre ließ ſich nun, von ſeinen Glaubensgenoſſen in der Umgegend fünfzehn Knaben anvertrauen, während die gleiche Zahl von Mädchen ſich um ſeine Frau her ſammelte. Dieſen flößte er nun zuerſt den entſchiedenſten Haß gegen die Kirche ein, und eröffnete ihnen dann: Gott habe ihm ſeinen Geiſt mitgetheilt, daß er ihn jedem gebe nach ſeinem Gutbefinden; er habe aber ſie ausgewählt, um ſie zu Propheten und Prophetinnen umzubilden; wenn ſie anders ſich bereiten wollten, eine ſo große Gabe in der Weiſe, wie Gott ſie vorgeſchrieben, zu empfangen. Die Kinder waren in ihrer Unſchuld willig, und mußten ſich nun einer ſtrengen Disciplin unterwerfen; wobei beſonders regelmäßig wiederkehrende Faſten, ununterbrochen durch drei Tage fortgeſetzt, eine Hauptrolle ſpielten; während Vorleſungen über die Apokalypſe und den Antichriſt in Rom, und ſeinen nahen Sturz, ihrem Geiſte die Richtung nach dieſer Seite gaben, und ſie mit der Sprache der Propheten vertraut machten. Unter dieſer Zucht traten nach und nach bei den meiſten Zöglingen die Erſcheinungen des Somnambulismus hervor; ſie warfen ſich rückwärts an die Erde, die Augen geſchloſſen; die Gegend der Herzgrube und der Kehle ſchwoll auf, und ſie blieben eine Zeit lang in dieſem Zuſtande außer ſich. War es ſo weit gekommen, dann ſchloß der Meiſter, ſeine Lehrjahre ſeien vorüber. Er verſammelte dann die ganze Genoſſenſchaft, ſtellte den Loszuſprechenden in die Mitte der Schaar, und ſagte ihm: die Zeit ſeiner Inſpiration ſei nun gekommen; dann küßte er ihn mit ernſter und geheimnißvoller Miene, hauchte ihm ſeinen Athem in den Mund, und kündigte ihm an: wie er jetzt den Geiſt der Prophetie empfangen. Die Andern hatten voll Staunens der Geburt des neuen Propheten beigewohnt, und wurden von der Sehnſucht bewegt, bald auch ihrerſeits zur gleichen Weihe zu gelangen. Nachdem er Alle alſo losgeſprochen, ſandte er ſie aus, jeden an ſeinen eigenen Ort; ihnen einſchärfend, die Gabe der Prophetie wieder Andern zu verleihen, die ſie dazu als tauglich befunden, und die gleiche Schule, wie ſie ſelber, durchlaufen hatten.

Unter den jungen Zöglingen der Prophetenſchule waren beſonders zwei ausgezeichnet: ein junger Menſch von 25 Jahren, Gabriel Aſtier aus dem Orte Clieu, und ein junges Hirtenmädchen, aus dem Dorfe Cret, genannt die ſchöne Iſabelle. Beide wählten, während die Andern ſich im Dunkeln hielten, ihrerſeits gegen Ende des Jahres 1688 einen größern Schauplatz; jener ging nach Vivarés hinüber, die andere nach Grenoble, gleichzeitig, als der Prinz von Oranien nach England überſetzte. Das calviniſtiſche Volk glaubte gern den Propheten, die ihm den Sieg ſeines Glaubens verkündigten, und ſo entſtand eine große Aufregung in jenen Gegenden. Die Aufmerkſamkeit der Behörden verhinderte jedoch, daß es in der

Dauphiné zu einem Aufſtande kam; die Prophetin wurde in Grenoble verhaftet, und trat, in der Folge zur Einſicht ihrer Irrthümer gebracht, zur Kirche zurück. Aſtier von Vivarés aber, dadurch vorſichtiger geworden, zog ſich in's Geheimniß zurück, und weihte zuerſt ſeine ganze Familie ins Prophetenamt ein, dann auch Andere; und flüchtete dann, als die Sache dennoch ruchbar wurde, nach Bouteres, ins wilde, unzugängliche Gebirg, und hielt nun mit den Bewohnern nächtliche Verſammlungen ab. Auf den Bergesgipfeln verſammelte ſich das Volk, je zu 4—500, manchmal auch 3—4000, gleichzeitig an verſchiedenen Orten; am Tage, den der Prophet anberaumt, Männer, Frauen, Kinder. Der Prophet ſtand in ihrer Mitte, an einem erhabenen Orte, und eröffnete die Verſammlung mit dem lauten Rufe: Erbarmen! Erbarmen! Das Volk antwortete mit demſelben Rufe, auf den Knieen liegend, und die Berge tönten ihn zurück. Dann wurde ein Gebet abgehalten, und von allen Anweſenden ein Pſalm geſungen. Nun erhob ſich der Vorſitzende, die Verſammlung that desgleichen, und nachdem jener ausgerufen, die Hände über ſein Haupt haltend: Werft euch rücklings nieder! ohne Gefährde, warfen ſich Alle rücklings; während der Prophet, nach Maßgabe, wie der Stürzenden mehr wurden, die Arme tiefer ſinken ließ. Man hielt den Umſtand, daß alſo 3—4000 Perſonen manchmal auf den Rücken ſtürzten, ohne ſich Leides zu thun, für eine Gabe der Propheten.

In Mitte der Liegenden fiel nun der Prophet ſelber in den ekſtatiſchen Zuſtand; wurde aus dieſem dann von den zunächſt um ihn her liegenden Candidaten des Prophetenamts wieder zu ſich gebracht; fing darauf zu weiſſagen an, und ging dann auf den am beſten Vorbereiteten unter den Neophiten zu, hauchte ihm in den Mund, und ſagte dabei: Empfange den heiligen Geiſt! Er ließ ſofort dem Neueingeweihten ſeine Stelle, der nun auch zu prophezeien begann, und die empfangene Gabe weiter mittheilte. Daß die Sache nicht auf Einbildung und Künſtlichkeit beruhte, ſondern in phyſiſchen Zuſtänden wurzelte, bewieſen die Schauder, die die Niederſtürzenden befielen, die Dehnungen und Streckungen in Armen und Beinen, die Convulſionen, die ſie ſchäumen machten, und die Anſchwellungen, die ſie erfuhren. Sie ſagten wohl auch aus, daß der Geiſt ſich ihnen mittheile, wenn ſie früher Gefallene auf den Schooß genommen; und daß er gewöhnlich durch die Lende eintrete, die ihnen wie von Eiſen ſcheine.

Das Land hatte ſich bald mit Filialen der erſten Schule bedeckt; ein allgemeiner Aufſtand war zu befürchten, der ſich leicht über den ganzen Süden, bis zur Gascogne hinauf verbreiten konnte. Man traf daher ernſtliche Anſtalten; im erſten Gefechte zerſtreute ſich der Wahn der Aufgeregten: ſie ſeien unverwundbar, und könnten mit dem Rufe: Tartara! die Heere ihrer Gegner in die Flucht jagen. Mehrere andere Gefechte folgten, die bewaffneten Haufen wurden zerſtreut, Aſtier gefangen und gerichtet, und die Provinz alſo beruhigt. Funken des Brandes waren indeſſen auch nach den Cevennen geweht worden, und im Jahre 1688 kam es zu einem ernſten Ausbruche, der indeſſen bald unterdrückt wurde. Aber im

Jahre 1702, mit dem Ausbruche des Erbfolgekrieges, brach die erſtickte Flamme von Neuem aus, und erregte den Cevennenkrieg, den die Propheten leiteten.

Sie waren hier in vier Stufen übereinander abgegliedert. Die unterſte befaßte die Erweckten; die zweite die, welche den Geiſt durch den Odem erlangt; die dritte ſolche, welche die Weiſſagung erlangt; die vierte jene, welche die Gabe ſchlechthin hatten, und mit Weltlichem nicht ferner beſchäftigt, weder weiſſagten, noch im Rathe ſaßen. Alles, was man zur Zeit der Manichäer und Wiedertäufer geſehen, wiederholte ſich aufs Neue in dieſem denkwürdigen Kriege, den das Bergvolk mit großem Muthe und Entſchloſſenheit geführt; worin es aber auch nur allzu oft mit kalt überlegtem Morde und Grauſamkeiten ſich befleckte, und vielfältigen Täuſchungen zur Beute geworden; woran, wie am Ausgange des ganzen Unternehmens, eben ſich erwieſen, daß der Geiſt, dem es vertraut, kein guter Geiſt geweſen.

3. Die Wiedertäufer in Münſter.

Den Proteſtanten in Deutſchland gewährte im Jahre 1534 ihr zunehmendes Verſtändniß mit dem Könige Heinrich von England, der ſich ihnen nach ſeinem Bruche mit Rom mehr als vorher näherte, und ihre genaue Verbindung mit dem Könige von Frankreich eine Zuverſicht, deren Wirkung in dem kühn und glücklich ausgeführten Unternehmen des Landgrafen Philipp von Heſſen zur Wiedereinſetzung des Herzogs von Würtemberg ſich an den Tag gab. Und zu derſelben Zeit, wo der Erfolg dieſes Kriegszugs die Waffen der Partei in Anſehen ſetzte, wurde durch das Auftreten einer neuen Religionsſchwärmerei der ältere Glaubenszwieſpalt auf einige Zeit in Schatten geſtellt, und der Eifer beider Parteien gegen eine dritte gewendet, welche zugleich mit den Formen des Kirchenthums die Grundlagen der bürgerlichen Geſellſchaft zu zerſtören drohte. Es waren dieß die Wiedertäufer, die ſchon in den Anfängen der Reformation nach einem, aus den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums entlehnten Maaßſtabe, nicht nur den Gebrauch der Kindertaufe verworfen, ſondern auch die ganze Verfaſſung der Kirche zur Einfachheit der apoſtoliſchen Zeit zurückzuführen und zugleich die Andeutungen der prophetiſchen Bücher des Alten und Neuen Teſtaments über die Herrſchaft des Reiches Gottes auf Erden zur Wirklichkeit zu bringen verſucht hatten. Nach dem unter Thomas Münzer angerichteten Unheil ſchienen ſie allmählig ausgerottet worden zu ſeyn. Denn obwohl ſie ſich immer auf das jedem Chriſten zuſtehende Recht der Schriftforſchung und Schriftauslegung beriefen; ſo wurden ſie doch von den Lutheriſchen nicht anders als von den Katholiken nach den Grundſätzen des alten Kirchenrechts als Ketzer behandelt, und die Strafgeſetze, die faſt auf allen Reichstagen von 1525 an gegen ſie erneuert worden waren, in den Ländern des neuen Bekenntniſſes faſt mit noch größerer Strenge als in den katholiſchen an ihnen vollzogen. Luther ſelbſt war unermüdet, die Obrigkeiten zur Vertilgung dieſer Schwärmer und Irrgläubigen aufzufodern. Die Secte ſchien durch dieſe Strenge gänzlich aus Deutſch-

land verdrängt zu ſeyn, als ſie plötzlich mit aller Kraft auf einem Punkte zum Vorſchein kam, wo es Niemand erwartet hatte, und die gefährlichen Wirkungen religiöſer Ideen, wenn ſie ohne höhere Regel der Vorſtellungsweiſe des rohen Haufens überlaſſen werden, in der furchtbarſten Weiſe zur Anſchauung brachte.

In Münſter, der damals ſehr volkreichen und wohlhabenden Hauptſtadt des gleichnamigen weſtphäliſchen Bisthums, herrſchte unter der Bürgerſchaft gegen die daſige wohlhabende und vornehme Geiſtlichkeit derſelbe feindſelige Geiſt, welcher in mehreren andern Städten der Aufnahme und dem Fortgange der Kirchenveränderung ſo förderlich geweſen war. Im Mai des Jahres 1525, zur Zeit der durch den Bauernkrieg veranlaßten, durch ganz Deutſchland gehenden Volksbewegung, machten mehrere Bürger einen Anſchlag, das in einem abgelegenen Theile der Stadt befindliche reiche Frauenkloſter Nießing zu überfallen und auszuplündern. Zwar wurde die Ausführung durch Gegenmaßregeln der Obrigkeit verhindert; als aber die zur Haft gebrachten Urheber verhört werden ſollten, entſtand ein Auflauf vor dem Rathhauſe, und die Bürgerſchaft übergab dem Stadtrathe eine in 32 Artikeln abgefaßte Schrift, in welcher ſie Abſtellung einer Menge ganz verſchiedenartiger Beſchwerden gegen die Geiſtlichkeit verlangte. Das Domkapitel ſollte die Stadt wegen einiger alter Geldforderungen befriedigen und bei Erledigung des biſchöflichen Stuhles dem Rathe Antheil an der Landesverwaltung einräumen; es ſollte auch nicht mehr den Bann oder andere Kirchenſtrafen über die Bürger verhängen. Geiſtliche, Mönche und Nonnen, ſollten ferner nicht durch Betreibung bürgerlicher Nahrungszweige den Erwerb der Bürger ſchmälern, wie die Nonnen des Nießing, welche Tuch und Leinwand webten, und die Mitglieder eines andern geiſtlichen Stifts, welche ſich zum Behuf des Abſchreibens und Einbindens von Handſchriften und Büchern mit Pergamentbereitung beſchäftigten. Wie alſo an andern Orten über den Müſſiggang der Mönche und Nonnen, ſo ward hier über die Thätigkeit derſelben geklagt. Alle zu ſolchen Zwecken dienende Werkzeuge ſollten ihnen weggenommen, zugleich aber gleiche Laſten mit den Bürgern aufgelegt werden; Bettelmönche ſollten ferner weder zum Betteln noch zum Predigen zugelaſſen werden; Vermächtniſſe an die Kirchen nicht mehr erlaubt ſeyn; alle Memorien, Exequien und Brüderſchaften aufhören; die Pfarrer gehalten ſeyn, ihre Kapelläne nur mit Zuſtimmung der Gemeinde anzunehmen, da man keine andern Prediger mehr wolle, als ſolche, welche das Wort Gottes predigten; die geſchloſſenen Zeiten ſollen aufhören, und Eheverbindungen zu jeder Zeit ſtatt finden können; alle unehrliche Perſonen und Prieſter-Concubinen ſollten zum Unterſchiede von andern ehrlichen Leuten Abzeichen tragen ꝛc. Wirklich trat der Stadtrath mit dem Domkapitel und mit dem Biſchofe über dieſe Forderungen in Unterhandlung und gab zu erkennen, daß er ſelbſt die Geſinnungen der Bürgerſchaft theile; aber nach dem kläglichen Ausgange des Bauern-Aufruhrs hielt er es für beſſer, einen Vergleich zu ſchließen, in Folge deſſen alles beim Alten bleiben ſollte.

Indeß erhielt ſich unter den Bürgern ein Geiſt der Unruhe, der zwei Jahre darauf (1527) zu einem neuen Ausbruche kam. Die Beiſitzer eines geiſtlichen

Gerichts, welches in der Vorhalle des Doms ſeine Sitzungen hielt, wurden von einigen Hauptgegnern des Kirchenthums überfallen, und unter Geſchrei und Mißhandlungen von ihren Stühlen getrieben. Der Rath war furchtſam oder befangen, und erſt auf wiederholtes Andringen des Fürſtbiſchofes wurden die Rädelsführer des Frevels verhaftet, was ihre Genoſſen ſo wenig erſchreckte, daß ſie das Gefängniß erſtürmten, und die Befreiten bei Trommeten- und Pfeiffenklang durch die Stadt führten. Nur aus Rückſicht auf den Biſchof wurden die Strafbarſten dieſer Rebellen auf einige Zeit aus der Stadt gewieſen. Einen derſelben, den Tuchhändler Bernhard Knipperdolling, einen Mann aus reicher, angeſehener Familie, aber von ſo ſchlechter Geſinnung, daß er nachmals der Catilina von Münſter genannt worden iſt, ließ der Fürſtbiſchof auf einer Reiſe feſtnehmen, gab ihn aber nach kurzer Haft wieder frei, und zwar auf Verwendung des Domkapitels, welches ſich durch die Drohungen der Volkspartei ſchrecken ließ.

Schon das Bisherige hatte nicht ohne Einfluß der Gährung ſtattgefunden, in welche die von Wittenberg ausgegangene Reformation die Gemüther verſetzt hatte. Als nun im Jahre 1529 ein Kapellan an der vorſtädtiſchen Kirche St. Moriz, Namens Bernhard Rothmann, Lutheriſche Grundſätze in ſeinen Predigten vorzutragen begann, ſtrömte die Menge derer, welche der Neuerung hold waren, nach dieſer Kirche. Um weitern Fortſchritten zuvor zu kommen, beſchloß die Stiftsgeiſtlichkeit, dem Rothmann Mittel an die Hand zu geben, auf einer katholiſchen Univerſität nochmals Theologie zu hören, und wies ihn zu dieſem Behufe, mit einem anſtändigen Reiſegelde, welches ſie für ihn zuſammenbrachte, nach Köln; Rothmann aber ging nach Wittenberg, und von da nach Straßburg und der Schweiz. Nach Jahresfriſt kehrte er zurück, und nahm, trotz einiger Schwierigkeiten, die man ihm machte, ſeinen vorigen Poſten wieder in Beſitz. Von da an ſtimmte er gegen die Geiſtlichen, welche ſeine Grundſätze nicht theilten, einen gebieteriſchen und drohenden Ton an. Als der Franziskaner Johann von Deventer am Lambertustage 1531 im Dome über das Fegfeuer gepredigt hatte, erließ Rothmann ſogleich an denſelben ein heftiges Schreiben, worin er ihn einen verſchmitzten Buben und einen Feind des Kreuzes Chriſti, auch einen Schüler des Satans ſchalt, und die Mönchskutte für einen Schlupfwinkel aller Irrlehren und aller Gottloſigkeiten erklärte. Mit dem Wachsthume ſeiner Partei wuchs ſeine Kühnheit. Dem Verbote, wodurch ihm der Biſchof das Predigen unterſagte, leiſtete er keinen Gehorſam, ſondern forderte ſeine Gegner heraus, ihm aus der Schrift zu beweiſen, daß er Irrlehren verkündige, ließ auch ein Glaubensbekenntniß in dreißig Artikeln erſcheinen, welche die weſentlichen Grundſätze der Reformatoren enthielten. Der Biſchof entſetzte ihn hierauf ſeiner Stelle, und kündigte ihm das Geleit auf, was zur Folge hatte, daß Rothmann von ſeinen Anhängern in die Stadt geholt und zur Lambertuskirche geführt ward. Als ihm der Pfarrer Oeffnung der Thüre verweigerte, ſtieg er auf eine am Beinhauſe befindliche Kanzel, und hielt über die evangeliſche Freiheit und Ausrottung des Götzendienſtes eine feurige Predigt. Nach Anhörung derſelben drang das Volk nicht nur in dieſe

Pfarrkirche, ſondern auch in andere, und zerſchlug Bilder und Altäre. Dieß geſchah am 23. Februar 1532, und am 24. März legte der Biſchof Friedrich ſeine Würde gegen Vorbehalt einiger Einkünfte nieder. Da der unmittelbare Nachfolger deſſelben, ein Braunſchweigiſcher Prinz Erich, ſchon nach wenigen Wochen ſtarb, erhielten die Neuerer Zeit, ſich im Beſitze der meiſten Kirchen zu befeſtigen. Um Pfingſten wurde eine große Disputation über die von Rothmann herausgegebenen Artikel zwiſchen den Anhängern der neuen Lehre und den Katholiken veranſtaltet. Als aber Rothmann dieſelbe mit einer Rede über das Anſehen der Schrift eröffnete, und von der Gegenpartei verlangte, daß ſie alle von ihr behaupteten Lehrſätze aus der Schrift erweiſen ſolle, erklärten die Katholiſchen, nach den Grundſätzen der Kirche, ſich hierauf nicht einlaſſen zu können, und räumten den Kampfplatz. Dieß erſchien vielen als Geſtändniß ihrer Unfähigkeit, die alte Lehre zu vertheidigen, und beförderte den Sieg der Anhänger des Neuen. Am 16. Auguſt übergaben dieſelben dem Rathe und den Zünften einen kurzen Entwurf der in der Kirche eingeriſſenen Mißbräuche, in deſſen Folge der Rath, der inzwiſchen mit dem Landgrafen von Heſſen in Verbindung getreten war, aber auch ſchon von den Zünften beherrſcht ward, den altgläubigen Pfarrern die Fortſetzung ihrer Amtsverrichtungen unterſagte, und die Pfarrſtellen der Hauptkirchen mit neugeſinnten Geiſtlichen, die zum Theil aus der Fremde herbeigerufen worden waren, beſetzte. Rothmann erhielt das Pfarramt zu St. Lambert, und führte daſelbſt, wie in den übrigen Kirchen, die neuen Formen des Gottesdienſtes ein. Eine große Anzahl angeſehener Perſonen, darunter auch mehrere Mitglieder des Rathes, verließen damals die Stadt, und ſchloſſen an das Domkapitel ſich an, welches ſich in der Nachbarſchaft niedergelaſſen, und am 1. Juni zu Lüdinghauſen den Grafen Franz von Waldeck, der ſchon Biſchof von Minden war, zum Biſchof von Münſter erwählt hatte.

Dieſer neue Oberherr verlangte alsbald von dem Rathe Abſtellung der angefangenen Neuerungen. Als der darüber entſtandene Schriftwechſel kein Ergebniß gewährte, ließ er die Landſtraßen ſperren, wogegen die von Münſter ihrerſeits die Zahl ihrer Söldner verſtärkten, und Anſtalten trafen, in den Schmalkaldiſchen Bund zu treten. Um einen geſchickten Wortführer zu bekommen, ſchrieben ſie an den Syndikus von Bremen, von der Wyk, einen gebornen Münſterer, der ſich durch ſiegreiche Führung der Reuchlinſchen Streitſache gegen die Dominikaner als einen guten Sachwalter bewährt hatte, und bewogen ihn, in den Dienſt ſeiner Vaterſtadt zu treten. Inzwiſchen gab ihnen ein glücklich ausgeführter Gewaltſtreich großen Vortheil über den Biſchof. Derſelbe hatte ſich kurz vor Weihnachten mit ſeinen Räthen und dem Domkapitel nach dem benachbarten Städtchen Telgte begeben, um daſelbſt die Huldigung des Landes anzunehmen und mit der Stadt Münſter über eine Ausgleichung zu handeln. Während behufs der letztern Boten hin und her gingen, faßten die Parteihäupter in der Stadt den Entſchluß, den Biſchof mit der ganzen Cleriſei gefangen zu nehmen. Plötzlich, um Mitternacht, wurden die Bürger bewaffnet auf dem Markte verſammelt und 600 derſelben

nebſt 300 Söldnern zu dem Unternehmen auserleſen. Ehe der Morgen anbrach, ſtand dieſe Schaar vor Telgte und ſprengte die Thore. Achtzehn der Vornehmſten derer, auf die es abgeſehen war, fielen mit reicher Beute in ihre Hände; doch der Biſchof ſelbſt war ihnen durch frühere Abreiſe entgangen. Wie heftig nun derſelbe über die verübte Treuloſigkeit und über das Unglück ſeiner Räthe zürnte, ſo ſah er ſich doch genöthigt, um nicht auch das Leben der letztern in Gefahr zu ſetzen, die Hand zu einem Vertrage zu bieten, der unter Vermittelung des Landgrafen am 14. Febr. 1533 zu Stande kam. Der weſentliche Inhalt deſſelben war, daß die Stadt die ſechs Pfarrkirchen für den evangeliſchen Gottesdienſt behalten ſolle, bis ein gemein, frei und chriſtlich Concilium in deutſcher Nation gehalten würde. Dagegen ſollte Rath und Bürgerſchaft den Biſchof, das Kapitel und die Stifte außer jenen ſechs Pfarrkirchen bei ihrer Religion unbekümmert und für ſich leben laſſen, bis der Allmächtige es anders ſchicken werde. In weltlichen und zeitlichen Sachen verſprach die Stadt dem Biſchofe als ihrer Obrigkeit, ſchuldigen Gehorſam zu leiſten und ihm alle Zinſen und Renten zu entrichten, auch den abgeſetzten katholiſchen Pfarrern ihre Einkünfte aus dem Pfarrvermögen zu gewähren. Die Verſöhnung ſchien vollkommen zu ſeyn. Am 4. Mai 1533 hielt der Biſchof ſeinen feierlichen Einzug in Münſter, ließ ſich huldigen, und verweilte bis ſpät in die Nacht bei einem glänzenden Feſte, welches ihm die Stadt des Abends auf dem Rathhauſe gab. Niemand ahnte, wie ſchnell dieſer Luſt das entſetzlichſte Unglück folgen, und wie bald dieſer reiche und ſchmuckvolle Ort in eine Stätte des Jammers und des Entſetzens verwandelt werden ſollte.

Schon während der Fehde mit dem Biſchofe hatten ſich einige der widertäuferiſchen Sectirer, welche in den benachbarten Niederlanden ihr Weſen trieben, in Münſter eingefunden. Rothmann war der Zwingliſchen Lehre vom Abendmahle zugethan, und bethätigte dieſe Neigung durch höchſt unſchickliche Formen, die er bei Austheilung des Sakraments zur Anwendung brachte. Daher ermahnte Luther in einem Schreiben, welches er am 21. Dezember 1531 an den Stadtrath erließ, ſich vor betrüglichen Geiſtern zu hüten, und ſtellte diejenigen, welche vom reinen Worte abgefallen, und Zwingliſch, Wiedertäuferiſch und Münzeriſch geworden waren, als Warnbilder auf. Dennoch hatte Rothmann ſelbſt anfangs gegen die Wiedertäufer geſtritten. Gar bald aber befreundete er ſich mit denſelben, denn ihre Behauptungen ſchienen ihm auf das Schriftwort begründet, und ihre Verkündigungen von dem Reiche der Kinder Gottes, welches nächſtens eintreten ſollte, ſchmeichelten der nach hohen Dingen ſtrebenden Sinnesart des Mannes. Diejenigen dieſer Schwärmer, welche in Münſter als Apoſtel des neuen und vollkommnen Evangeliums auftraten, waren Schüler des ſchwäbiſchen Propheten Melchior Hofmann, der ſich einige Zeit in den Niederlanden aufgehalten, und daſelbſt zahlreiche Anhänger geſammelt hatte. Die krankhaften Beſtrebungen des menſchlichen Herzens, welche in unſern Tagen in politiſchen Formen und Meinungen Befriedigung ſuchen und wenigſtens Beſchäftigung finden, bewegten ſich damals in religiöſen Bildern und Vorſtellungen, für welche die durch die Reformation verbreitete Anſicht

von der unbedingten Gültigkeit des Schriftwortes die Gemüther noch empfänglicher machte. In Kurzem war die evangeliſche Geiſtlichkeit zu Münſter in zwei Parteien, für und gegen die Wiedertäufer geſpalten. Der Rath verſuchte anfangs, den Fortſchritten der neuen Lehre durch ein gegen dieſelbe erlaßnes Verbot zu hindern; die Prediger, welche derſelben anhingen, ließen aber dem Geiſte nicht wehren, daraus ward, wie früher zwiſchen den Katholiſchen als den Altgläubigen und den Evangeliſchen als den Neuerern, ſo jetzt zwiſchen den Evangeliſchen und den Wiedertäufern eine Disputation veranſtaltet, und am 7. und 8. Auguſt 1533 auf dem Rathhauſe gehalten. Die Wiedertäufer glaubten, ihre Gegner mit den vorgebrachten Schriftſtellen überwunden zu haben; der Rath aber, welchem die Erhaltung der bürgerlichen Ordnung am Herzen lag, erklärte die Vertheidiger der Kindertaufe zu Siegern, und erließ ſogleich eine Verordnung, daß die Prediger alles Streitens über die beiden Sacramente, das Abendmahl und die Taufe, ſich enthalten ſollten. Aber Rothmann und ſeine Anhänger leiſteten keine Folge. Während die Theologen in Marburg ein Bekenntniß von beiden Sacramenten, welches er in Druck gegeben hatte, als irrlehrig verwarfen, ſtrömten auf die Kunde von der Aufnahme ihrer erſten Apoſtel in Münſter große Schaaren der Sectirer nach dieſer Stadt, in welcher ſie ſchon das neue Jeruſalem ſahen. Der Rath traf nun ernſte Vorkehrungen gegen das zu beſorgende Unheil. Zuerſt ließ er alles Predigen unterſagen und alle Kirchen ſchließen; dann nahm er mit den Vorſtehern der Zünfte und mehrern angeſehenen Bürgern eine Abrede, daß an einem beſtimmten Tage die wiedertäuferiſchen Prediger nebſt ihren mitgebrachten Anhängern aus der Stadt gewieſen werden ſollen. Um dieſe Maaßregel ſo wenig drückend als möglich zu machen, ward für dieſe Geiſtlichen ſicheres Geleit bei dem Biſchofe erwirkt, und von demſelben alsbald ſeinen Beamten Befehl ertheilt, die Abziehenden zur Fortſchaffung ihrer Weiber und Kinder mit Vorſpann zu verſehen.

Am 5. November verſammelten ſich der Rath und die Bürgerſchaft, um den gefaßten Beſchluß zur Ausführung zu bringen. Die Wiedertäufer waren entmuthigt und ſchienen unterliegen zu müſſen, als ein Bürger durch den Antrag, nicht blos die Prediger, ſondern mit ihnen auch die, welche ſie in die Stadt gerufen hätten, hinaus zu ſchaffen, die ganze Partei zum Widerſtande aufreizte. Tilbeck, einer der Bürgermeiſter, und Knipperdolling erhoben ihre Stimmen und erklärten, daß ſie ſich vertheidigen würden. Beide Theile rannten zu den Waffen und beſetzten verſchiedene Stadtviertel. Wäre es damals zu einer Entſcheidung gekommen, ſo möchten die Gemäßigten, welche noch die Stärkeren waren, wohl geſiegt haben; aber um Blutvergießen zu verhüten, ließ der Rath durch den Syndikus von der Wyk einen Vergleich unterhandeln, der am andern Tage auf die Bedingung zu Stande kam, daß den wiedertäuferiſchen Geiſtlichen zwar das Predigen verboten, ihren Anhängern aber erlaubt ſeyn ſolle, in der Stadt zu bleiben, wie denn überhaupt Jedermann ſich zu dem Glauben bekennen möge, bei welchem er ſelig zu werden hoffe.

Seit dieſem Vertrage gewannen, nach dem Gange, welchen Parteienkämpfe

zu nehmen pflegen, die Ueberſpannten das Uebergewicht: denn der vollen Macht der Leidenſchaften, welche ſie für ſich in Bewegung ſetzten, konnten die gemäßigt Evangeliſchen nur ſchwächere Kräfte und auch dieſe nur getheilt entgegenſetzen, weil ſie zugleich die Sorge hatten, zu verhüten, daß nicht etwa die Katholiſchen aus dieſem Zwiſte der neuen Kirche Gewinn ziehen und das urſprüngliche Verhältniß wieder herſtellen möchten. Wirklich ließ damals der Fürſtbiſchof im Dome in einer Weiſe predigen, welche den Bürgern die Gefahren des kirchlichen Zwieſpalts und die Nothwendigkeit, zur verlaßnen Einheit zurück zu kehren, einleuchtend machen ſollte. Die Abneigung gegen dieſe Rückkehr war aber ſo groß, daß der Rath wider dieſe Predigten, als wider eine Verletzung des über das Religionsweſen geſchloſſenen Vertrages, Einſpruch erhob. Er hoffte, daß einige tüchtige evangeliſche Geiſtliche, welche er ſchon früher von dem Landgrafen von Heſſen erbeten hatte, im Stande ſeyn würden, die Wiedertäufer durch die Macht des Wortes zu bezwingen. Die Prediger, welche Philipp ſchickte, waren Fabricius von Caſſel und Lening von Milſungen. Bei Ankunft derſelben hatte aber das Unweſen ſchon ſolche Fortſchritte gemacht, daß Lening an der Möglichkeit einer Hemmung deſſelben verzweifelte und in ſein Vaterland zurückkehrte. Fabricius, welcher den Muth zu bleiben hatte, wurde vom Rath mit Verwaltung des Pfarramts zu St. Lambert und mit Ausarbeitung einer Kirchenordnung beauftragt. Aber während er es ſich redlich angelegen ſeyn ließ, gegen die Schwärmer zu predigen, und auch die neue Kirchenordnung dergeſtalt beeilte, daß ſie am 28. November bekannt gemacht werden konnte, wurden die Wiedertäufer immer mächtiger und zahlreicher: denn die Verkündigung vom bevorſtehenden Untergange der ſündigen Welt und von der alsdann bevorſtehenden Herrſchaft derer, die durch vollkommene Tugend das Bundeszeichen der neuen Taufe verdient hätten, war gleich anziehend und berauſchend für die Menge der verworrenen Köpfe, welche ſich damals mit bibliſchen Vorſtellungen nährten und dieſelben zu Trägern ihrer Wünſche und Hoffnungen machten.

Da ihnen die Kirchen verſchloſſen waren, hielten ſie in den Häuſern ihrer Genoſſen nächtliche Verſammlungen, in welchen gebetet, gelehrt und gegen die Ungläubigen gedonnert ward. Rothmann hatte auch eine Druckerpreſſe in ſeiner Wohnung, vermittelſt deren er mehrere Truckſchriften zur Verbreitung ſeiner Grundſätze ausgehen ließ. Der Rath gab Befehl dieſelbe wegzunehmen; aber Rothmann, auf ſeinen Anhang vertrauend, ward dadurch ſo wenig erſchreckt, daß er am 14. Dezember auf dem Kirchhofe St. Servatii, und acht Tage ſpäter in dieſer Kirche ſelbſt predigte. Am 11. Januar 1534 wurden 7 Nonnen mit vielen andern angeſehenen Bürgern wiedergetauft. Vier Tage darauf ließ der Rath drei der wiedertäuferiſchen Prediger, unter denen jedoch Rothmann nicht war, durch die Stadtdiener zum Thor hinausführen; ihre Anhänger aber, ſchon durch den Umſtand ermuthigt, daß man ſich an Rothmann ſelbſt nicht gewagt hatte, brachten ſie zum andern Thore wieder herein.

Unter den niederländiſchen Propheten, welche jetzt in immer größerer Anzahl

dem neuen Jeruſalem zuzogen, befanden ſich Johann Bockelſohn, ein Schneider aus Leyden, und Johann Mathieſen, ein Bäcker aus Harlem. Beide beſaßen in einem vorzüglichen Grade die Eigenſchaften, mit denen Fanatiker unter ihres Gleichen den erſten Platz gewinnen, — einen feſten Glauben an eigene Untrüglichkeit, welche die Leichtgläubigen berückt, und eine ſchonungsloſe Frechheit, welche Widerſtrebende durch kühne Schläge zu Boden wirft und die Furchtſamen durch Beſorgniſſe im Zaume hält. Nachdem ein Decret des Fürſtbiſchofs vom 23. Januar 1534, welches den Rothmann und ſeine Anhänger ächtete, und Jedermann zu deſſen Feſtnehmung aufforderte, in der Stadt bekannt geworden war, überließ ſich die Partei den ärgſten Tollheiten, die freilich für ihre Zwecke Weisheit waren. Heinrich Rulle, ein Mönch aus Harlem, rannte wie beſeſſen durch die Stadt und rief aus, der Tag des Herrn ſei nahe, darum ſollten alle, die das Bundeszeichen noch nicht empfangen hätten, Buße thun. Daſſelbe Geſchrei wiederholten Nachmittags Johann von Leyden und Knipperdolling, indem ſie barhäuptig, die Blicke gen Himmel gerichtet, durch die Straßen zogen. Schaaren von Männern und Weibern folgten ihnen mit Ausrufungen wahnſinniger Begeiſterung, als ob ſie die Herrlichkeit Gottes erblickten und Chriſtus mit der Siegesfahne hernieder führe, um fortan in Münſter zu herrſchen. Die Anführer aber vergaßen über dieſer Raſerei eigene Maaßregeln nicht, ſich ſelbſt zu Herren der Stadt zu machen. Am folgenden Tage (es war der 9. Februar 1534) verſammelte ſich ein großer Haufe bewaffneter Wiedertäufer auf dem Markte und bemächtigte ſich des Rathhauſes, wo ſie beträchtliche Waffenvorräthe fanden. Indeß gelang es einigen Rathsherren, die nicht wiedergetauften Bürger zum Ueberwaſſer zu vereinigen. Bald ward die Zahl derſelben größer als die der Aufrührer, die den Markt beſetzt hielten, und ſelbſt mehrere der wiedertäuferiſchen Prediger und Häupter geriethen als Gefangene in ihre Hände. Aber wiederum wurde der rechte Augenblick durch unzeitiges Erwägen und Zögern verſäumt. Die, welche ſiegen konnten, verſchanzten ſich und ſandten an den Stellvertreter des Biſchofs, den Amtsdroſten von Meerveldt in Wolbeck, um Beiſtand. Wirklich führte ihnen dieſer am folgenden Morgen eine große Menge bewaffneter Bauern aus den benachbarten Dorfſchaften zu Hilfe. Aber ſtatt ſich derſelben zu bedienen, ließen ſich die Bürger von den Wiedertäufern, welche jetzt um Frieden baten, und von Feigherzigen aus ihrer eigenen Mitte bereden, daß es höchſt gefährlich ſei, ſich mit den Biſchöflichen zu befaſſen und ſich dadurch in den Fall zu ſetzen, den Gegner des evangeliſchen Glaubens ſelbſt in die Stadt laſſen zu müſſen. So kam ein Vertrag zu Stande, durch welchen feſtgeſetzt ward, daß eine vollkommene Freiheit in Glaubensſachen gelten ſolle, alſo, daß jeder glauben möge, was er könne und wolle; nur ſolle Niemand des Glaubens wegen ſich an einem andern vergreifen, und in allen übrigen Stücken der Obrigkeit gehorchen.

Als dieſer Vertrag abgeſchloſſen worden war, verließ der Amtsdroſt mit ſeinen Leuten unter Thränen die Stadt; denn er erkannte, daß die Raſenden ſich an denſelben nicht halten, und bald die Gebieter von Münſter ſeyn würden. Dieſe

Beſorgniß traf ein. Sobald die bewaffnete Bürgerſchaft aufgelöſt und ihr Geſchütz in die Luft abgefeuert war, begannen die Wiedertäufer ihr Toben von Neuem. Wüthende Weiber eröffneten das Schauſpiel. Mit fliegenden Haaren und aufgelöſten Kleidern rannten ſie ſchamlos, Furien ähnlich, umher, einige warfen ſich auf die Erde, ſchrien, heulten und lachten mit ſchrecklichen Verzuckungen, andere klatſchten in die Hände, knirſchten mit den Zähnen und zerſchlugen ſich die Brüſte. Dazwiſchen vernahm man ein wildes Geſchrei, Bußermahnungen, Gebete und Verwünſchungen. Dieſer Auftritt brachte einen paniſchen Schrecken über die Bewohner der Stadt. Mehrere der Wohlhabenden hielten es für das Beſte, ſich der beſtändigen Angſt und dem bevorſtehenden Unglück durch Auswanderung zu entziehen, und dieſes Beiſpiel fand zahlreiche Nachahmer; viele andere ließen ſich aus Furcht vor der herrſchenden Partei oder aus dem Wunſche, an ihren Erfolgen Theil zu nehmen, taufen.

In immer größern Schaaren ſtrömten nun Wiedertäufer aus andern Gegenden herbei. Rothmann hatte ein Einladungsſchreiben erlaſſen, des Inhalts, daß Gott einen außerordentlich frommen und heiligen Propheten, der das Wort Gottes rein, lauter und frei von allen menſchlichen Zuſätzen verkündige, nach Münſter geſandt habe. Alle, denen ihr Heil am Herzen liege, ſollten ihre Habe zurücklaſſen, und mit Weib und Kind zu ihnen kommen, um Jeruſalem und Zion zu ſehen, und Salomons Tempel und den rechten Gottesdienſt wieder aufrichten zu helfen, wobei ſie, außer dem himmliſchen Schatze, Güter vollauf haben würden.

Als nun die Stadt völlig in den Händen der Wiedertäufer war, erwählten dieſelben einen neuen Rath und den Knipperdolling zu einem der Bürgermeiſter. Eine der erſten Handlungen dieſes neuen Regiments war Plünderung der Kirchen und Klöſter, die bei einigen derſelben zur völligen Zerſtörung ward. Im Dome, wohin der wilde Haufe gleich am erſten Tage drang, blieb keine heilige Stätte, kein Werk der Kunſt, kein Denkmal des Alterthums verſchont; das Mauritiusſtift, wo Rothmann Kaplan geweſen war, ward bis auf die Mauern abgebrochen. Dann ward auf den Antrag des Propheten Matthieſen der Beſchluß gefaßt, die Ungläubigen, welche ſich nicht am folgenden Tage taufen laſſen würden, aus der Stadt zu jagen, um die Tenne des Herrn, das Haus des Vaters und das neue Jeruſalem, von aller Unreinigkeit zu ſäubern. Dieſem grauſamen Entſchluſſe zögerte die Ausführung nicht, und auf die empörendſte Weiſe wurden am folgenden Tage mehrere Tauſende der unglücklichen Bewohner, welche die von Rothmann dargebotene Taufe nicht angenommen hatten, im hilfloſeſten Zuſtande, viele nackt und bloß, ſelbſt Kranke, Greiſe und ſäugende Mütter, unter Wuthgeſchrei mit Prügeln aus der Stadt getrieben, unter ihnen auch der Prediger Fabricius und die andern Geiſtlichen, welche den Tollheiten ihrer Amtsbrüder fremd geblieben waren. Der Syndicus von der Wyk, der nach Bremen zurückkehren wollte, ward unterwegs auf Befehl des Biſchofs ergriffen und ohne Unterſuchung ſeiner Schuld, wie ohne Urtheil und Recht, im Gefängniſſe enthauptet, — eine übereilte That,

welche nicht geeignet war, in den übrigen Vertriebenen Zutrauen zu ihrem Landesherrn zu erwecken, und deren ſpäter ſtets mit bitterer Reue der Biſchof gedachte.

Inzwiſchen machte das Revolutionsweſen in Münſter immer ſtärkere Fortſchritte zu einer förmlichen Herrſchaft des Schreckens. Wenn der menſchliche Geiſt den Urgeſetzen des Rechts und der Sitte ihre innere, unbedingte Gültigkeit abſpricht, und entweder der Willkür des vernünftelnden Verſtandes oder einer höhern, aber regelloſen und unbeglaubigten Erleuchtung über dieſelben zu ſchalten geſtattet, dann verliert das Daſeyn ſeine Grundlage und Haltung, und die Gräuel der Verwüſtung treten an die Stelle der natürlichen Ordnung, in welcher ſich das Leben im Wechſel dunkler und heller Stunden zu ſeiner höhern Beſtimmung entwickelt. Aber wenige derer, welche mit Entſetzen vor dem grauſen Anblicke zurückſchaudern, wollen begreifen, daß ſehr nahe Wege zum Abgrunde in Vorſtellungen und Geſinnungen liegen, mit welchen ſie ſelbſt auf das innigſte befreundet ſind, von denen ſie Heil und Licht für die Menſchheit erwarten. Die Raſerei der falſchen Verſtandesweisheit, die gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts Frankreich mit Trümmern und Blutſtrömen bedeckte, und die von einem trügeriſchen Glaubenswahn getragene Selbſtvermeſſenheit der Münſterſchen Schwärmer, zeigen in ihren Wirkungen überraſchende Aehnlichkeiten, welche, wie verſchieden auch die nächſten Entſtehungsarten des Unweſens waren, doch auf die gemeinſame Quelle zurückweiſen, daß die Willkür des eigenen Geiſtes untrüglich, die geheiligte Form des göttlichen Geſetzes und die geſchichtliche des menſchlichen, nur aus Wahn und Trug entſprungen ſeyn ſoll.

Die Münſter'ſchen Fanatiker machten es zu einem ihrer Hauptgeſchäfte, den Krieg gegen die andersgläubige Vergangenheit zu erneuern und zu Ende zu führen. Das große Stadtſiegel mit dem Bilde des Apoſtels Paulus wurde zerſchlagen, die Wappen, welche man bei Ausplünderung der biſchöflichen Reſidenz fand, in den Koth getreten, die ſchriftlichen Urkunden und Denkmäler in den Kirchen und Klöſtern zerriſſen, alle gedruckte Bücher, welche aufgefunden werden konnten, mit Ausnahme der Bibeln, auf öffentlichem Markte verbrannt. Nichts ſollte übrig bleiben, was an den vorigen Zuſtand erinnern konnte. Auch erheiternde Künſte und zeitkürzende Spiele waren ihnen verhaßt; daher die Werkzeuge derſelbe, Flöten, Cythern und Geigen, nebſt Würfelbechern und Karten, welche ſich in den Häuſern vorfanden, vernichtet wurden. Bürger des himmliſchen Reichs, hieß es, ſollten ſich nicht durch eilte Spielwerke zerſtreuen, ſondern alle ihre Gedanken auf Erbauung ihrer Seelen und auf Vertheidigung der heiligen Stadt gegen die Widerſacher richten. Die Anſtalten, welche damals vom Biſchofe und den benachbarten Fürſten getroffen wurden, die Aufrührer zum Gehorſam zu bringen, gaben den Machthabern in Münſter Anlaß, ihre wüthigen Maaßregeln zu ſteigern; eine ernſthafte Gefahr war jedoch nach der Unzulänglichkeit und Langſamkeit dieſer Maaßregeln, bei welchen ſo uneinige Kräfte, wie die der Kreisſtände, zuſammenwirken ſollten, noch lange nicht zu fürchten. Matthieſen, der Prophet aus Harlem, welcher in den Verſammlungen dunkle Reden führte und mehr als der neu-

gewählte Stadtrath galt, gebot eines Tages, das Eigenthum der ausgewanderten Bürger in beſtimmte Häuſer zuſammen zu bringen, und beſtellte ſieben Männer zu deſſen Verwaltung. Als einer der Anweſenden widerſprach, und zwei andere, unter denen der Bürgermeiſter Tilbeck war, dem Widerſprechenden beitraten, tödtete er den letztern vor den Augen der Verſammlung mit eigener Hand, und ließ die beiden andern feſtnehmen. Seitdem gehorchte ihm Jedermann ohne Widerrede, und ſelbſt der Befehl, daß alles Gold und Silber, geprägtes und ungeprägtes, nebſt allem Weiberſchmuck, auf das Rathhaus gebracht werden ſollte, wurde vollzogen. Hierauf vermaß ſich der Prophet, die Ungläubigen, welche die Stadt bedrängten, von den Mauern zu treiben, und zog mit einer kleinen Schaar hinaus, um dieſes Verſprechen ins Werk zu ſetzen. Aber der neue Gideon fand bei dieſem Wagniß den Tod. Nach ihm ward ſein Zögling, der Schneider Johann von Leyden, Führer der unſinnigen Rotte, die er mit leichter Mühe über die verunglückte Unternehmung ſeines Vorgängers zu beruhigen wußte. Damals machte Knipperdolling, vielleicht in der Meinung, daß das größere Maaß von Tollheit das größere Anſehen verleihe, den Vorſchlag, da geſchrieben ſtehe, daß alles Hohe erniedrigt werden müſſe, die Spitzen der Thürme abzutragen, brachte auch dieſe Arbeit mit großer Gefahr und Mühe zur Ausführung; dennoch mußte er es ſich gefallen laſſen, daß ihn Johann von Leyden vom höchſten Amte der Stadt, dem des Bürgermeiſters, zum geringſten, dem des Scharfrichters, erniedrigte. Dieß war aber nur das Vorſpiel der Entſetzung des ganzen Raths, welche Johann von Leyden nach einem an ihn ergangenen himmliſchen Befehle gebot. An die Stelle deſſelben ernannte er 12 Aelteſte, bekleidete ſie mit unumſchränkter Gewalt, und ließ eine auf lauter Bibelſtellen begründete Verordnung bekannt machen, nach welcher alle Uebertretungen des göttlichen Gebots, als Gotteslaͤſterung, Ungehorſam, Ehebruch, Hurerei, Raub, Diebſtahl, Betrug, Verläumdung, hinfüro mit dem Tode beſtraft werden ſollten.

Einige Wochen ſpäter, im Anfange des Juli 1534, trat der Prophet mit dem Vorſchlage auf, daß die Heiligen Gottes in Münſter, nach dem Beiſpiele der Patriarchen und Könige des alten Bundes, mehrere Frauen nehmen ſollten. Rothmann und die andern Prediger äußerten anfangs einige Bedenklichkeiten. Da zog der Prophet ſeinen Rock aus und warf ihn nebſt dem Neuen Teſtamente zur Erde, indem er bei dieſem Zeichen ſchwur, daß ſeine Meinung von der Ehe die rechte ſei, und daß alle Gegner derſelben Gottes Ungnade treffen werde. Alsbald beugten ſich die, welche ſo oft wider den Pabſt und deſſen Herrſchaft geeifert hatten, vor den Schrecken des gegenwärtigen Machthabers, und predigten ſeitdem an drei Tagen hinter einander auf dem Domhofe, um dem Volke die neue Lehre zu empfehlen. Aber nur die eingewanderten Fremdlinge zeigten ſich derſelben hold, dagegen wurde ein Ueberreſt verſtändiger Bürger durch dieſe Neuerung zu dem Entſchluſſe beſtimmt, dem heilloſen Weſen ein Ende zu machen, und den Propheten mit ſeinen Predigern und vornehmſten Anhängern gefangen zu nehmen. Unglücklicherweiſe gelang nur der Anfang des Anſchlages. Die 200 kühnen Männer,

welche das nächtliche Wagſtück unternommen und ausgeführt hatten, wurden am Morgen durch die größere Menge der Wiedertäufer überwältigt, und die Gefangenen befreit. Dieſe nahmen nun ſchreckliche Rache an ihren Gegnern. Einige wurden an Bäume gebunden und mit Hackenbüchſen, deren 10 oder 12 Stück aufgefahren ſtanden, erſchoſſen, indem der Prophet rief: „Wer Gott einen Dienſt thun will, der thue den erſten Schuß!" Einigen hieb Knipperdolling den Kopf ab; einige hieb er mitten durch; einige hoben beide Arme auf und ließen ſich die Büchſe auf die Bruſt ſetzen; einige wurden an einander gebunden und als Zielſcheiben zwiſchen den Pfeilern des Domes durchſchoſſen. Erhitzt durch dieſe Frevel, legte hierauf Johann von Leyden ſich mehrere Weiber bei, und die andern thaten es ihm nach. Einige Wochen ſpäter, um Johannis 1534, ließ er ſich durch einen andern Propheten, Johann Duſentſchur, einen Goldſchmied aus Warendorf, in Folge einer demſelben gewordenen göttlichen Offenbarung zu einem Könige erklären, welcher herrſchen ſolle über den ganzen Erdkreis, über alle Kaiſer, Könige, Fürſten, Herren und Gewaltige, und den Stuhl Davids, ſeines Vaters behaupten ſolle, bis Gott das Reich wieder von ihm fordern werde. Der ehemalige Schneider errichtete nun nicht nur eine prächtige Hofhaltung, ſondern auch ein Harem von 17 Weibern, unter welchen eine, die Wittwe ſeines Vorgängers Matthieſen, den Rang einer Königin einnahm. Wolluſt, Prunkſucht und Grauſamkeit waren die Götzen dieſes neuen, aus dem Staube emporgeſtiegenen Herrſchers, der ſich einen gerechten König des neuen Tempels und einen Diener des allerhöchſten Gottes nannte.

Dieſes abenteuerliche Königreich, in welchem eine Tollheit und Schändlichkeit die andere überbot, dauerte noch ein volles Jahr, ſo kläglich waren die Anſtalten der Einſchließung und Belagerung, ſo ſtark der begeiſterte Kriegsmuth der Schwärmer. Dabei hatten ſie Verbindungen mit ihren auswärtigen Freunden, von denen ſie mit nicht geringer Wahrſcheinlichkeit, wenn nicht einen vollſtändigen Sieg über die ihnen wiederſtrebende Welt, doch wenigſtens die Herrſchaft über Weſtphalen und Niederland erwarteten. Beſonders Holland und Friesland, die alten Sitze der unruhigen Köpfe, mit denen ſich Kaiſer Maximilian und Herzog Albrecht von Sachſen ſo viele Jahre herumgeſchlagen hatten, waren voll Wiedertäufer, und nur mit der höchſten Wachſamkeit und Strenge gelang es den Obrigkeiten, die von den Boten des Münſterſchen Königs erregten Aufſtände zu unterdrücken. In Amſterdam hatten ſie ſich in der Nacht am 13. Mai 1535, während eines Feſtes, bei welchem ſich der Rath und die vornehmſten Einwohner befanden, ſogar ſchon des Stadthauſes bemächtigt; es gelang aber den Bürgern, unter Anführung tapferer Magiſtrate, ſie zu übermannen und die Stadt vor dem Regimente dieſer Erwählten des Herrn zu erretten, deren König in Münſter ſeine Geſellen ſchon zu Herzogen ernannt und das ganze Rhein- und Weſerland unter dieſelben vertheilt hatte. Unerſchüttert durch das Mißglücken ſeiner auswärtigen Plane und unbewegt durch das fürchterliche unter den Bewohnern einreißende Elend, welches der Stadt in der That Aehnlichkeit mit Jeruſalem, aber mit dem von den Römern

belagerten, gab, fuhr Johann fort, mit ſeinen Kebsweibern und Hofleuten wollüſtige Gelage zu halten, in prunkhafter Art auf dem Markte wie ein zweiter Salomo zu Gericht (vornehmlich über ſchandbare Ehehändel) zu ſitzen, und gelegentlich ſeine Urtheile mit dem Henkerſchwerdt ſelbſt zu vollziehen. Er that dieß ſogar an einer ſeiner Frauen, die ſich gegen die Göttlichkeit ſeiner Sendung geäußert hatte. Rothmann war nun ſein Redner, der, nebſt Knipperdolling, zunächſt hinter ihm zog, wenn er, mit einer goldenen Krone und ſchweren Halskette geſchmückt, auf muthigem Roſſe durch die Stadt ritt. Gepredigt ward auf dem Markte von einer neben den Thronen des Königs und der Königin errichteten Kanzel, und nach der Predigt zuweilen getanzt, wenn der Herrſcher bei Laune war. An den Landgrafen von Heſſen, der durch die Marburg'ſchen Theologen die Schwärmer eines Beſſern zu belehren verſuchte, und natürlich nichts ausrichtete, ſchrieben ſie mit der Anrede: „Lever Lips" (Lieber Philipp) und gaben ihm die Vorwürfe, die er ihnen wegen ihrer Gewaltthaten machte, mit der Bemerkung zurück, daß er ja auch gegen die Biſchöfe gezogen, das Herzogthum Würtemberg eingenommen und Klöſter und Kirchen geplündert habe.

Endlich, nachdem auch der Landgraf in Folge des Kadan'ſchen Vertrages ſeine Truppen zu den Belagerern hatte ſtoßen laſſen, wurde in der Nacht zum 25. Juni 1535 die Stadt unter Anführung eines geflüchteten Wiedertäufers, welcher ſich dadurch ſeine Begnadigung erkaufte, von einer erleſenen Schaar von 400 Mann an einem unbewachten Orte erſtiegen und nach heftiger Gegenwehr überwältigt. Eine große Menge Wiedertäufer fiel im Kampfe, der König, der ſich in einem Mauerthurme verſteckt hatte, wurde nebſt Knipperdolling und zwei andern ſeiner Hauptgehilfen gefangen. Rothmann ſoll, nach den meiſten Angaben, im erſten Gedränge erſchlagen worden, nach andern aber entronnen ſeyn, und ſein Leben in der Dunkelheit beſchloſſen haben. Ein Theil der Gefangenen, unter ihnen die anmaßliche Königin und die Ehefrau Knipperdollings, beide ſehr eifrige Wiedertäuferinnen, wurden in den erſten Tagen enthauptet; Johann von Leyden, Knipperdolling und Krechting, der ehemalige Kanzler, blieben einem ſchweren Tode aufgeſpart. Erſt führte man ſie an mehrern Orten herum, und ließ ſie theils peinlich befragen, theils mit evangeliſchen Theologen über weſentliche Punkte ihres Glaubens disputiren, wobei der geweſene König ſich ſehr bibelfeſt zeigte, und ſeine Anſichten über die Kindertaufe, das Abendmahl, die Rechtfertigung, die menſchliche Natur Chriſti und die Vielweiberei hartnäckig vertheidigte, obwohl er erklärte, daß er, wenn ihm das Leben geſchenkt würde, alle Wiedertäufer zum Schweigen und Gehorſam bringen wolle. Aber dieſes Anerbieten ward nicht angenommen. Am Tage vor ſeiner Hinrichtung verlangte er den Kapellan des Biſchofs zum Beichtiger, und bekannte ihm Reue über ſeine Irrthümer und Uebelthaten, jedoch mit Vorbehalt der Lehre von Verwerflichkeit der Kindertaufe, bei welcher er beharrte. Als er aber am folgenden Morgen (am 22. Januar 1536) mit ſeinen Genoſſen Knipperdolling und Krechting auf der vor dem Rathhauſe errichteten Blutbühne, in der Nähe des Ortes ſeiner vormaligen Herr-

lichkeit ſtand, und das Urtheil gehört hatte, welches ihnen den Tod durch glühende Zangen zuerkannte, rief er laut: „Wenn er auch gegen den Fürſten geſündigt habe, ſo ſei er doch unſchuldig vor Gott, da er nichts gethan, als was der Geiſt Gottes in ihm geredet.“ Eben dieß betheuerten die beiden andern. Nach ſtundenlanger Qual wurden die Unglücklichen mit einem glühenden Dolche vollends getödtet: ihre Leichname aber in drei eiſernen Käfigen am St. Lambertsthurme aufgehängt, zum Schreckbilde für alle, welche auf ähnlichen Wegen zu wandeln Luſt haben könnten.

4. Thomas Münzer.

Während in Schwaben und Franken der Bauernkrieg wüthete, war Thüringen und Sachſen Schauplatz einer Bewegung, die noch weit mehr, als der Aufruhr in Oberdeutſchland in bedenklicher Verwandtſchaft mit den Neuerungen der Wittenberger Reformatoren zu ſtehen ſchien. Thomas Münzer, einer der kühnſten und beredteſten derer, die anfangs mit ihnen befreundet, nachher aber die Grundſätze derſelben in einer andern, von Luther abweichenden Richtung ausgebildet hatten, war, nach Luthers Rückkehr von der Wartburg, mit ſeinen Meinungsgenoſſen aus Wittenberg gewichen, und eine Zeit nachher zu Altſtädt in Thüringen als Prediger aufgenommen worden. Hier legte er es darauf an, die Lehre und Wirkſamkeit des Wittenberg'ſchen Reformators durch eine vollkommene Verbeſſerung der Kirche und des Staats zu verdunkeln, die nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben, ſondern die wahre Kirche, wie ſie zur Zeit der Apoſtel beſtanden, herſtellen, und die in der Schrift verheißene evangeliſche Freiheit der Kinder Gottes ins volle Leben ſetzen ſollte. Einſtimmig mit Luther in Verwerfung des Anſehens der Kirche und ihrer Auslegung, andererſeits aber gedrückt durch die Schwierigkeit und Unzulänglichkeit des Glaubensgrundes, den Luther im Buchſtaben der Schrift aufgeſtellt hatte, nahm Münzer ſeiner Zuflucht zu einer höhern, unmittelbar durch den Geiſt Gottes im Menſchengeiſte zu wirkenden Gabe der Auslegung, die allerdings aus mancherlei Dunkelheiten und Widerſprüchen der Lutheriſchen Anſicht einen Ausweg eröffnet, aber auch ſehr leicht zur gröbſten Schwärmerei und Selbſttäuſchung führen kann, wenn das überirdiſche Element alles Religionsglaubens, jeder Vermittelung und beſonnenen Aufſicht entledigt, dem wilden Sturme der Leidenſchaften und des Dünkels der Einzelnen, die ſich für berufen und erleuchtet halten, überlaſſen wird. Der Geiſt Chriſti, lehrte Münzer, nach deſſen Unterweiſung die Schrift ausgelegt werden müſſe, werde durch den Glauben empfangen, und gebe ſich den Gläubigen, wie Marien bei der Empfängniß des Herrn, durch Furcht und Zittern zu erkennen. Wer die Schrift leſen und verſtehen wolle, ohne dieſen göttlichen Geiſt, gehe gänzlich irre; wer ihn empfangen habe, beſitze den wahren Glauben, wenn er auch ſein ganzes Leben hindurch die Schrift nicht zu ſehen bekomme. Heiden, Türken und Juden ſeien weit fähiger, über dieſe Beiwohnung Gottes belehrt zu werden, als manche Chriſten (Lutheraner), von denen die Lehrer

der Wahrheit Schwarmgeiſter genannt würden. Um aber ſolcher Empfängniß gewürdigt zu werden und am Reiche Gottes Theil zu erlangen, ſei es nicht hinreichend, die groben Laſter zu meiden; man müſſe auch den Leib kaſteien und martern mit Faſten, ſchlechte Kleidung anlegen, den Bart nicht ſcheeren, ſich fröhlicher Gedanken entſchlagen und ernſtes Stillſchweigen beobachten. Oft ſolle man in der Einſamkeit gedenken an Gott, was er ſei, und ob er auch unſer ſich annehme? ob er nach uns frage? ob Chriſtus um unſertwillen gelitten und uns erlöſet habe, da wir doch in ſo großer Noth und Elend noch ſeien? ob unſer Glaube oder der der Türken recht ſei? Darauf ſolle man ein Zeichen fordern von Gott, ſich uns zu bezeugen, daß er ſich unſer annehme, und daß unſer Glaube recht und wahr ſei. Wenn Gott ſolche Zeichen nicht bald geben würde, ſolle man nicht ablaſſen, ſondern fortfahren, kühnlich mit großem Ernſt ſolche fordern, ſich auch über Gott erzürnen, ihm fluchen und ihm ſeine Gerechtigkeit vorwerfen, daß er Unrecht thue, einem Herzen, das von ihm wahre Erkenntniß begehre, ein Zeichen zu verweigern, da doch (1. Timoth. 4, 2.) von ihm geſchrieben ſtehe, er wolle Jedermann ſelig machen, die Wahrheit lehren, und geben um was man ihn bitte. An ſolchem Zorn habe Gott großes Wohlgefallen, denn daraus ſpüre er, wie ſehr man ſein begehre, und werde thun wie ein Vater, und dieſen Durſt der Seelen löſchen, wie Jeſ. 55, 1. von ihm ſage, daß er die Durſtigen tränke. Dann werde Gott kommen und ernſtlich mit ihnen reden, wie er mit Abraham, Iſaak und Jakob geredet habe. Wenn Gott dieß nicht thue, verdiene er gar nicht, daß der Menſch ſich um ihn bekümmere. Welche aber wider dieſe Lehren ſprachen, die nannte er Phariſäer, die Gott nicht recht und wahrhaft erkenneten, ſondern in die Schrift wie Blinde ſähen und Gott nicht darin fänden. Um aber ſich und ſeine Anhänger auf dergleichen Zeichen nicht allzu lange warten zu laſſen, ſetzte er dieſelben in Träume, und erklärte die, welche einen deutungsfähigen Traum gehabt hatten, für wahre Chriſten und Propheten, denen ſich Gott durch Geſichte offenbare. Er ſelbſt behauptete, auf dieſe Weiſe einen beſondern Auftrag erhalten zu haben, die Auserwählten zu einem Bunde zu vereinigen und durch denſelben das Reich Gottes auf Erden zur Erfüllung zu bringen. In demſelben ſei für abgöttiſche Kirchengebräuche und ſündhafte, unerleuchtete Geiſtliche ſo wenig, als für tyranniſche Fürſten und Obrigkeiten Raum.

Dieſe Grundſätze trug er nicht blos in ſeinen Predigten, ſondern auch in Schriften vor, die ihm ein in Altſtädt befindlicher Buchdrucker druckte. Nachdem er nun den größern Theil der Gemeinde für ſich gewonnen hatte, ſchaffte er die Ceremonien, den Geſang, die geiſtliche Kleidung und alle andern, ſeiner Partei mißfälligen Formen des Gottesdienſtes ab. Schon damals wurde bei dem Kurfürſten Klage über dieſes Gebahren geführt; Luther aber, welcher glaubte, daß einer Gemeinde die äußere, ihrer Ueberzeugung angemeſſene Einrichtung des Gottesdienſtes nicht gewehrt werden könne, legte ein gutes Wort für ihn ein. Bald aber ging Münzer weiter, und fing an, für größere Plane zu arbeiten, indem er gegen die weltliche Obrigkeit loszog. „Diejenigen ſeien verrückt, welche behaupteten,

man müſſe unvernünftigen Fürſten gehorchen und dergeſtalt zween Herren, Gott und Belial, dienen. Der ganzen Welt ſtehe ein großer Stoß bevor; es werde jetzt geſchehen, was Maria in ihrem Lobgeſange verkündigt habe, daß die Stolzen von ihren Stühlen geſtoßen und die Niedrigen erhöht werden ſollten. Das Volk bedürfe eines neuen Johannes, eines Predigers der Gnade, der ſelbſt den Glauben erfahren habe; denn der Glaube ohne eigene innere Erfahrung ſei ſchlimmer als die Läſterung des Teufels in der Hölle wider Gott." Auf Luthern, der von dem Altſtädter Geiſte verächtlich geſprochen hatte, ſchalt er noch viel heftiger als auf den Pabſt, und belegte ihn mit den gröbſten Schmähwörtern. Derſelbe habe das Geſetz und Gebot des Pabſtes blos darum gebrochen, um ſich ſelbſt zum Pabſte zu machen; er gebrauche die Schrift zum Schanddeckel, ſchmeichle den Fürſten, und würde auch zu Worms gern widerrufen haben, wäre er nicht durch die Edelleute gezwungen worden, ſtandhaft zu bleiben, während er, Münzer, in einer öffentlichen Predigt den Fürſten zu Sachſen geſagt habe: die ganze Gemeinde habe die Gewalt des Schwerdts, und die Grundſuppe der Tyrannei ſeien die Fürſten. Begreiflicher Weiſe eignete er ſich nicht weniger als jener das Recht zu, ſeine Ueberzeugungen in alle Welt geltend zu machen. Da ihm nun das Wallfahrtsweſen in dem benachbarten Mellersbach höchſt ſündhaft vorkam, ließ er ſeine Altſtädter ausziehen, und die daſige Kapelle zerſtören, was natürlich ohne Unfug nicht abging. Die Gemeindevorſteher wurden deßhalb zur Verantwortung nach Weimar, wo des Kurfürſten Bruder, Herzog Johannes, Hof hielt, gefordert; ſie erſchienen aber nicht, ſondern ſchickten einen Brief, worin ſie das, was ſie gegen den Teufel, der zu Mellersbach unter dem Namen Mariä angebetet werde, gethan, als ein frommes Werk rechtfertigten, und mit Anführung vom 2. Buch Moſis 23, 1. den Herzog baten, falſcher Anklage nicht zu glauben, noch dem Gottloſen Beiſtand zu thun. Sie ſeien bereit, an ihrem Leibe und Vermögen zu leiden, was ihnen auferlegt werde. Den Teufel wollten ſie eben ſo wenig anbeten, als die, welche ihn abgethan hätten, ausliefern.

Hierauf wurde Münzer ſelbſt nach Weimar geholt. Bei ſeiner großen Bibelfeſtigkeit war es ihm leicht, ſich durch angemeſſene Schriftſtellen zu vertheidigen; auch wurde er nach ſeinem Wohnorte entlaſſen. Da ſich aber bald darauf Herzog Georg bei dem Kurfürſten zuerſt über Luthern, der ihn einen Feind und Tyrannen ſchelte, dann über das Betragen der Geiſtlichen in Schneeberg und der Mönche in Buchholz, endlich auch über den Münzer und deſſen aufrühreriſches Treiben beſchwerte, und für den Fall, daß dem Unfuge nicht geſteuert werde, ernſte Drohungen beifügte, ſo erging, um den Herzog wenigſtens in einem Punkte zufrieden zu ſtellen, Befehl an die Altſtädter, ihren Prediger fortzuſchaffen. Münzer kam der Vollziehung zuvor und begab ſich nach Nürnberg, wo aber der Magiſtrat, vorſichtig und furchtſam nach Weiſe ariſtokratiſcher Regierungen, ihn bei Zeiten fortwies. Deſto beſſer gelang es ihm in einer andern Reichsſtadt, zu Mühlhauſen in Thüringen. Einige daſige Bürger, die mit ihm ſchon zu Altſtädt in Verbindung geweſen waren, beredeten die Gemeinde ihn zum Prediger zu beſtellen. Der

Magiſtrat war dawider, Münzer trug aber den Sieg davon und ſah ſich bald im Stande, an ſeinen Gegnern Rache zu nehmen.

Mit den Künſten eines glücklichen Volksführers bewirkte er, daß der alte Magiſtrat, der ihm das Predigen hatte wehren wollen, als unchriſtlich abgeſetzt und ein neuer aus ſeinen Anhängern gewählt ward, in deſſen Sitzungen er ſelbſt zugegen war, und alles durch ſeine Ausſprüche entſchied, da das Recht aus der Bibel nach Offenbarung Gottes geſchöpft werden müſſe. Dieſe Ausſprüche waren ganz geeignet, dem großen Haufen zu gefallen. Er ging nämlich von dem Grundſatze aus, daß alle Güter gemeinſchaftlich ſeyn müßten, weil nach der Apoſtelgeſchichte 4, 32. die erſten Chriſten alle ihre Habe zuſammengethan und in völliger Gemeinſchaft derſelben gelebt hätten. Daher arbeiteten die Armen nicht mehr, ſondern wenn einer Tuch oder Getreide nöthig hatte, ging er zu einem Reichen und forderte es aus chriſtlichem Rechte; wurde es verweigert, nahm er es entweder mit Gewalt, oder er erhielt es durch den Ausſpruch des Thomas. Dieſes Haupt der chriſtlichen Gemeinde reſidirte im Hofe der, mit den übrigen Mönchen und Stiftsherren vertriebenen Johanniter, deren Eigenthum und reiche Einkünfte er ſich zugeeignet hatte. Da Mühlhauſen als freie Reichsſtadt keinem Fürſten unterworfen war, und der ſchwache Arm des in Süddeutſchland ſitzenden kaiſerlichen Regiments in ſo weite Ferne nicht reichte, trieb er ſein Weſen ganz ungeſtört wohl ein Jahr lang, bis die anfänglichen Fortſchritte des Bauernaufruhrs in Schwaben und Franken ihm den Gedanken eingaben, in der allgemeinen Gährung des Volks und bei der Beſtürzung der Fürſten ſein neues Gottesreich über die Grenzen des Mühlhauſer Gebiets auszudehnen. Daher ließ er ſich jetzt in ſeinen Predigten vernehmen, daß die Zeit der Erfüllung nahe herbei gekommen ſei. Im Franziskaner-Kloſter wurden Büchſen gegoſſen und das Landvolk ſtrömte in Haufen herbei, um unter Theilnahme am großen Heereszuge gegen die ſündige Welt reiche Beute zu machen. Indeß fand Münzers Hilfsprediger, ein ausgetretener Mönch, Namens Pfeifer, die Anſtalten ſeines Meiſters zu langſam. Er behauptete, daß eilig auf die benachbarten Fürſten eingeſchlagen werden müſſe, und bewies es durch einen von ihm gehabten Traum, in welchem er eine große Menge Mäuſe geſehen, die bei ſeinem Anblicke die Flucht ergriffen hätten. Münzer, welcher Bedenken trug, ſeine Lage im Johanniterhofe auf's Spiel zu ſetzen, widerſtrebte anfangs; er mußte aber, um die Volksgunſt nicht einzubüßen, nachgeben und die Erlaubniß zum Auszuge ertheilen.

Während Pfeifer denſelben nach dem Eichsfelde führte, blieb Münzer in Mühlhauſen zurück, und wirkte in ſeiner Weiſe auf die benachbarten Landſchaften. Beſonders lag ihm daran, die handfeſten Bergleute der Grafſchaft Mannsfeld an ſich zu ziehen. Schon waren in dieſem Ländchen Unruhen ausgebrochen, die aber für die Urheber keine glückliche Wendung zu nehmen ſchienen. Da erließ Münzer, um die Trägen zu ermuntern und die Gebeugten wieder aufzurichten, folgendes Sendſchreiben: „Die reine Furcht Gottes zuvor. Lieben Brüder, wie lange ſchlaft ihr? Wie lange ſeid ihr Gott ſeines Willens nicht geſtändig, darum, daß er euch

nach eurem Anſehen verlaſſen hat? Wie oft habe ich euch geſagt, daß es das muß ſeyn. Gott kann ſich nicht länger offenbaren. Ihr müſſet ſtehen; thut ihrs nicht, ſo iſt das Opfer, ein herzbetrübtes Herzeleid umſonſt. Ihr müſſet darnach wieder in Leide kommen. Das ſage ich euch, wollt ihr nicht um Gottes willen leiden, ſo müßt ihr des Teufels Märtyrer ſeyn. Darum hütet euch. Seid nicht verzagt, nachläſſig; ſchmeichelt nicht länger den verkehrten Phantaſten, den gottloſen Böſewichtern. Fahet an, und ſtreitet den Streit des Herrn. Es iſt hohe Zeit. Haltet eure Brüder all' dazu, daß ſie göttliches Zeugniß nicht verſpotten, ſonſt müſſen ſie alle verderben. Das ganze Deutſch-, Franzöſiſch- und Welſchland iſt erreget. Der Meiſter will ein Spiel machen, die Böſewichter müſſen dran. Zu Fulda ſind in der Oſterwoche vier Stiftskirchen verwüſtet. Die Bauern zu Klegen in Hegau und Schwarzwald ſind auf, als dreimal hunderttauſend ſtark, und wird der Hauf je länger, je größer. Allein iſt das meine Sorge, daß die närriſchen Menſchen ſich verwilligen in einen falſchen Vertrag, darum, daß ſie den Schaden noch nicht erkennen. Wo eurer nur drei ſind, die in Gott gelaſſen, allein ſeinen Namen und ſeine Ehre ſuchen, werdet ihr hunderttauſende nicht fürchten. Nu dran, dran, dran! Es iſt Zeit. Die Böſewichter ſind verzagt wie die Hunde. Reget die Brüder an, daß ſie zu Fried' kommen. — Laſſet euch nicht erbarmen, ob euch der Eſau gute Worte vorſchlägt. Sehet nicht an den Jammer der Gottloſen. Sie werden euch ſo freundlich bitten, greinen, flehen wie die Kinder. Laßt euch nicht erbarmen, wie Gott durch Moſen befohlen hat Deuteromonium (5. Buch Moſis) 7. Und uns hat er auch offenbaret daſſelbe. Reget an in den Dörfern und Städten, und ſonderlich die Berggeſellen mit andern guten Burſchen. Wir müſſen nicht länger ſchlafen. Siehe, da ich die Worte ſchreib, kam mir Botſchaft von Salza, wie das Volk den Amtmann Herzog Georgens vom Schloß langen wollen, um deßwillen, daß er drei habe wollen heimlich umbringen. Die Bauern vom Eichsfeld ſind über ihre Junkern fröhlich worden, kurz, ſie wollen ihrer keine Gnade haben. Es iſt des Weſens viel, euch zum Ebenbilde. Ihr müſſet dran. Es iſt Zeit, Balthaſar und Barthel, Krumpf, Valten und Biſchof, gehet feine an. Dieſen Brief laſſet den Berggeſellen werden. Mein Drucker wird kommen in kurzen Tagen, ich hab' die Botſchaft krieget; ich kann es jetzund nicht anders machen. Selbſt wollte ich den Brüdern Unterricht ganz geben, daß ihnen das Herz viel größer ſollte werden, denn alle Schlöſſer und Rüſtung der gottloſen Böſewichter auf Erden. Dran, dran, dran, weil das Feuer heiß iſt. Laſſet euer Schwert nicht kalt werden von Blut; ſchmiedet pink-pank auf dem Ambos Nimrod, werfet den Thurm zu Boden. Es iſt nicht möglich, weil ſie leben, daß ihr der menſchlichen Furcht ſollt los werden. Man kann euch von Gott nicht ſagen, dieweil ſie über euch regieren. Dran, dran, dran, dieweil ihr Tag habet. Gott gehet euch für, folget. Die Geſchichte ſtehet beſchrieben Matthäi 25. Darum laſſet euch nicht abſchrecken. Gott iſt mit euch, wie geſchrieben ſtehet 2. Chron. 2. Dieß ſagt Gott: Ihr ſollt euch nicht fürchten, ihr ſollt dieſe große Menge nicht ſcheuen. Es iſt nicht euer, ſondern des Herrn Streit; ihr ſeid's nicht, die ihr ſtreitet.

Stellet euch fürwahr männlich. Ihr werdet ſehen die Hilfe des Herrn über euch. Da Joſaphat dieſe Worte hörte, da fiel er nieder. Alſo thut auch durch Gott, der euch ſtärke ohne Furcht der Menſchen im rechten Glauben. Amen. Gegeben Mühlhauſen im Jahre 1525. Thomas Münzer, ein Knecht Gottes wider die Gottloſen."

Inzwiſchen hatte der Kreuzzug Pfeifers glücklichen Erfolg; eine Menge Kirchen, Klöſter und Schlöſſer wurden geplündert, und mit reicher Beute kehrte die Horde nach Mühlhauſen zurück. Zu derſelben Zeit verbreitete ſich der Aufſtand mit reißender Schnelle über ganz Thüringen und die benachbarten Länder. Im Mansfeldiſchen, Stollbergiſchen, Schwarzburgiſchen, im Eichsfeld, in Heſſen, in Braunſchweig, im Vogtlande, im Meißnerlande, überall erhob ſich die Bauerſchaft, und wollte nach dem Beiſpiele derer von Mühlhauſen thun. Da glaubte Münzer ſelbſt, die Zeit ſei gekommen, das Panier über die Fürſten zu ſchwingen, und rückte in den erſten Tagen des Maimonats aus. Zu Frankenhauſen, im Schwarzburgiſchen, traf er eine große Anzahl Mannsfelder, die ſich vor den überlegenen Waffen ihres Landesherrn, des Grafen Albrecht, nach dieſem Orte gewendet hatten, und eben im Begriffe waren, mit dem Grafen eine friedliche Unterhandlung zu pflegen, auch ihm zu dem Ende einen Geleitsbrief ausgeſtellt hatten, kraft deſſen er ſich mit dreißig Pferden in ihre Mitte begeben ſollte. Der Graf war aber durch ein dringendes Geſchäft genöthigt worden, dieſe Verhandlung um zwei Tage zu verſchieben, und gerade in dieſen Tagen war es, wo Münzer in Frankenhauſen erſchien. Er brach ſogleich alle Unterhandlungen ab, indem er dem Grafen, der ſich wahrſcheinlich auf den Spruch Pauli, daß Jedermann der Obrigkeit unterthan ſeyn ſolle, berufen hatte, dieſen Brief ſandte:

„Furcht und Zittern ſei einem jeden, der Uebel thut. Römer 2, 9. Daß du die Epiſtel Pauli alſo übel mißbraucheſt, erbarmet mich. Du willſt die böswichtige Oberkeit dadurch beſtätigen in aller Maaße, wie der Pabſt Paulum und Petrum zu Stockmeiſtern gemacht. Meinſt du, daß Gott der Herr ſein unverſtändig Volk nicht erregen könne, die Tyrannen abzuſetzen in ſeinem Grimm? Hoſea 13, 11. und 8, 4. Hat nicht die Mutter Chriſti aus dem heiligen Geiſte geredet, von dir und deines Gleichen weiſſagende, Lucä 1, 57. Die Gewaltigen hat er vom Stuhle geſtoßen, und die Niedrigen, die du verachteſt, erhoben. Haſt du in deinem Lutheriſchen Grütz und deiner Wittenberger Suppen nicht mögen finden, was Ezechiel in ſeinem 37 Kap. Vers 4 geweiſſaget? Auch haſt du in deinem Martiniſchen Bauerndreck nicht mögen ſchmecken, wie derſelbe Prophet weiter ſagt 39, 4. Unterſcheid, wie Gott alle Vögel des Himmels fodert, daß ſie ſollen freſſen das Fleiſch der Fürſten, und die unvernünftigen Thiere ſollen ſaufen das Blut der großen Hanſen, wie in der heimlichen Offenbarung im 18, und 19, 18. beſchrieben iſt. Meinſt du, daß Gott nicht mehr an uns, als an euch Tyrannen gelegen? Du willſt unter dem Namen Chriſti ein Heide ſeyn, und dich mit Paulo zudecken. Man wird dir aber die Bahne verlaufen. Da wiſſe dich nachzuhalten. Wilt du erkennen Daniel 7, 27. wie Gott die Gewalt der Gemeine gegeben hat,

und vor uns erſcheinen, und deinen Glauben brechen, wollen wir dir das geſtändig ſeyn, und dich für einen gemeinen Bruder haben; wo aber nicht, werden wir uns an deine lahme, ſchale Fratzen nicht kehren, und wider dich fechten, wie gegen einen Erzfeind des Chriſtenglaubens; da wiſſe dich nach zu halten. Gegeben zu Frankenhauſen. Freitag nach Jubilate, Anno 1525. Thomas Münzer, mit dem Schwerte Gideonis. Bruder Albrechten von Mannsfeld zur Bekehrung geſchrieben."

An demſelben Tage ſchrieb er auch dem andern Grafen von Mannsfeld, zu Heldrungen, der überhaupt ein Gegner der Kirchenneuerung war:

„Siehe an, du elender dürftiger Madenſack, wer hat dich zum Fürſten des Volkes gemacht, welches Gott mit ſeinem theuren Blute erworben hat? Du mußt und ſollſt beweiſen, ob du ein Chriſt biſt. Du ſollſt in wahrhaftiger Wahrheit gut, ſicher Geleit haben, deinen Glauben an den Tag zu bringen. Das hat dir eine ganze Gemeine im Ringe zugeſagt, und ſollſt dich auch entſchuldigen deiner offenbarlichen Tyrannei, auch anſagen, wer dich ſo dürſtiglich gemacht, daß du, allen Chriſten zu Nachtheil, unter einem chriſtlichen Namen willſt ein ſolcher heidniſcher Böſewicht ſeyn. Würdeſt du auſſen bleiben, und dich aufgelegter Sache nicht entledigen, ſo will ich ausſchreien für aller Welt, daß alle Brüder getroſt ihr Blut ſollen wagen, wie etwa wider die Türken; da ſollſt du verfolgt und ausgereutet werden. — Daß du auch wiſſeſt, daß wir geſtrackten Befehl haben, ſage ich, der ewige lebendige Gott hat es geheißen, dich vom Stuhl mit der Gewalt, ſo uns gegeben, zu ſtoßen. Denn du biſt der Chriſtenheit nichts nütz, ein ſchändlicher Staubbeſen der Freunde Gottes. — Wir wollen deine Antwort noch heute haben, oder dich im Namen Gottes der Heerſchaaren heimſuchen, da wiſſe dich nach zu richten. Wir werden unverzüglich thun, was uns Gott befohlen hat, thu du auch dein Beſtes. Ich fahre daher."

Als Münzer dieſe wüthigen Schreiben ausgehen ließ, war ihm das Verderben ſchon nahe. Landgraf Philipp von Heſſen, ein junger, thatkräftiger Fürſt, hatte die Rebellion in ſeinem Lande durch Waffengewalt bezwungen, und ſich darauf mit dem Herzoge Heinrich von Braunſchweig, mit Georg von Sachſen und einigen andern benachbarten kleinen Fürſten vereinigt, um auch dem Münzer'ſchen Weſen ein Ende zu machen. Das Heer dieſer Verbündeten beſtand aus 5—6000 Mann, meiſt Reiſigen und Adel. Auf die Kunde von dieſem Heereszuge ließ Münzer ſeine Leute auf einem benachbarten Berge eine Wagenburg ſchlagen, um den Angriff der Reiterei zu erſchweren; aber aus Mangel an Geſchütz und anderer Kriegsrüſtung geriethen die Anſtalten ſehr unvollkommen, ſo daß einem großen Theile des Haufens der Muth entfiel.

In dieſer Verzagtheit ſandten ſie an die Fürſten einen Zettel folgenden Inhalts: „Wir bekennen Jeſum Chriſtum. Wir ſind nicht hie, Jemand etwas zu thun, Johannis am andern, ſondern von wegen göttlicher Gerechtigkeit zu erhalten. Wir ſind auch nicht hie von wegen Blutvergießung. Wollt ihr das auch thun, ſo wollen wir euch nichts thun. Darnach hat ſich ein Jeder zu halten."

Die Antwort lautete: „Dieweil ihr euch aus angenommener Untugend und verführeriſcher Lehre eures Fälſchers des Evangeliums, vielfältig wider unſern Erlöſer Jeſum Chriſtum mit Mord, Brand und mancherlei Mißbietung Gottes und ſonder dem heiligen hochwürdigen Sakrament und ander Läſterung erzeuget, darum ſeind wir als diejenigen, denen von Gott das Schwert befohlen, hie verſammelt, euch darum, als die Läſterer Gottes zu ſtrafen. Aber nichts deſto weniger aus chriſtlicher Lieb' und ſonderlich, daß wir dafür halten, daß manch' armer böslich dazu verführet, ſo haben wir bei uns beſchloſſen, wo ihr uns den falſchen Propheten Thomas Münzer, ſammt ſeinem Anhange, lebendig heraus antwortet, und ihr euch in unſere Gnade und Ungnade ergebet, ſo wollen wir euch dermaſſen annehmen, daß ihr dennoch nach Gelegenheit der Sachen unſere Gnad' befinden ſollet. Begehren deß euer eilende Antwort."

Als dieſer Brief in der Bauern-Verſammlung öffentlich vorgeleſen ward, merkte Münzer an den Blicken und Reden vieler, daß ſie nicht übel Luſt hatten, dem Verlangen der Fürſten zu willfahren. Wiewohl er aber von der Kriegführung nichts verſtand, und früher ſelbſt Bedenken getragen hatte, die Sache auf des Schwertes Spitze zu ſtellen, ſo blieb ihm doch nun nichts übrig, als das Aeußerſte zu wagen, und zu verſuchen, ob die wilde Begeiſterung des an Zahl überlegenen Haufens im Stande ſeyn würde, den Sieg zu erringen. Alſo trat er hervor, und wandte ſeine gewöhnliche Beredtſamkeit an, die Verzagten zum Widerſtande zu ermuntern und mit Siegeszuverſicht zu erfüllen. Er ſchalt von Neuem gewaltiglich auf die Fürſten als auf Tyrannen und Volksverzehrer; ſtellte es als Beweis ihrer Furchtſamkeit dar, daß ſie die Auslieferung der Häupter gefordert hätten, ohne einen Angriff thun zu wollen, und verhieß den Seinen gewiſſen Sieg nach dem Beiſpiele Gideons, Jonathans und Davids, die auch mit wenigen Erleſenen viele Tauſende von Heiden überwunden. „Laſſet euch nicht erſchrecken das ſchwache Fleiſch," ſchloß er, „und greift die Feinde kühnlich an. Ihr dürft das Geſchütz nicht fürchten, denn ihr ſollt ſehen, daß ich alle Büchſenſteine, die ſie gegen uns ſchießen, im Aermel auffangen will. Ihr ſehet, daß Gott auf unſerer Seite iſt, denn er gibt uns jetzo ein Zeichen: Sehet den Regenbogen, der eben am Himmel ſteht; er bedeutet, daß Gott uns, die wir den Regenbogen im Panier führen, helfen will, und dräuet den mörderiſchen Fürſten Gericht und Strafe. Darum ſeid unerſchrocken und tröſtet euch göttlicher Hilfe und ſtellt euch zur Wehre, es will Gott nicht, daß ihr Friede mit den gottloſen Fürſten machen ſollt!"

Dieſe Rede und die Erſcheinung des Regenbogens, gab denen, welche zu ſchlagen begehrten, das Uebergewicht über die friedlich Geſinnten. Um die Kriegswuth noch mehr zu ſteigern und jede Ausſicht auf Gnade abzuſchneiden, ließ Münzer einen jungen Ritter, Martinus von Gehofen, der mit andern, der Botſchaft wegen, ins Lager der Bauern geſchickt worden war, den einzigen Sohn

eines alten Mannes, niederſtechen. Darauf ſtimmten die Anführer das Lied: „Komm heiliger Geiſt“ an, die Menge fiel mit vollen Kehlen ein; aber die Hoffnung, daß ſie in dieſem Begeiſterungsrauſche ſiegen würde, ſchlug durch verkehrte Anordnung fehl.

Münzer, der auf der Kanzel und allenfalls am Rathstiſche das Volk zu führen verſtand, war kein Ziska, um daſſelbe auf erfolgreiche Weiſe ins Schlachtfeld zu treiben. Anſtatt mit ihrer ſtärkern Maſſe auf die an Zahl ſchwächern Fürſtlichen den Angriff zu thun, blieben daher die Bauern hinter der Wagenburg ſtehen, und blickten im Vertrauen auf die Verheißung ihres Propheten gen Himmel, nach den Engeln, welche herabſteigen und für ſie ſtreiten ſollten. Inzwiſchen waren die Fürſtlichen aufgeſeſſen, und erwarteten das Zeichen zum Angriff. Die Kunde von der verübten Unthat hatte alle zur Rache entflammt, doch hielt es Landgraf Philipp von Heſſen für nothwendig, ihnen vorher noch die Gerechtigkeit des Kampfes, der gehalten werden ſollte, einleuchtend zu machen. Wie Münzer aus der Bibel bewieſen hatte, daß man die Hohen und Gewaltigen von ihren Stühlen werfen müſſe, ſo bewies der junge Fürſt eben daher, daß, wer das Schwert nehme, durchs Schwert umkommen ſolle, und wer ſich der Obrigkeit widerſetze, Gottes Ordnung widerſtrebe. Wenn auch eine Obrigkeit einmal gefehlt haben ſollte, ſo ſei es Pflicht der Unterthanen, die Schmach derſelben tragen zu helfen und zu decken, wie Sem die Blöße Noah’s gedeckt habe, auf daß man in Frieden und Einigkeit bei einander bleiben und leben möge. Als er ausgeredet hatte, rückte das Heer auf die Bauern und ſchoß ab. Die Unglücklichen ſtanden da und ſangen mit lauter Stimme, ohne ſich weder zur Wehre noch zur Flucht anzuſchicken.

Da von den ſchlecht gerichteten Schüſſen wenige oder gar keine trafen, glaubten ſie, die Verheißung Münzers, daß er alle Kugeln im Aermel auffangen werde, gehe in Erfüllung. Sie wurden aber bald aus ihrer Täuſchung geriſſen. Die Reiterei brach in ihre Wagenburg ein, und ſtach die Vorderſten nieder, worauf ſich alsbald die übrigen in die Flucht gegen die Stadt wandten. Nur ein kleiner Haufe that ſich in einem Thale zuſammen, und erſchlug einige Reiter, die beim Nachſetzen von dem reiſigen Zeuge abgekommen waren. Dieß ſetzte die Sieger in noch größern Zorn, ſo daß ſie nicht allein dieſen Haufen, ſondern alle, welche ſie im Verfolgen ereilten, niederhieben. Dergeſtalt fielen der Bauern bei 5000; in Frankenhauſen, welches ſich ohne Widerſtand ergab, wurden der dort Ergriffenen ſogleich 300 enthauptet. Dieſes Treffen geſchah am 15. Mai 1525, drei Tage nach Erlaſſung der gewaltigen Drohbriefe.

Münzer ward, auf dem Boden eines Hauſes am Thore in Betten liegend, von dem Knechte eines Edelmannes gefunden, und indem er ſich für einen armen Fieberkranken ausgab, durch ſeine Brieftaſche verrathen, welche er unvorſichtig auf dem Bette neben ſich hatte; ſie enthielt ein an ihn gerichtetes Schreiben des Grafen von Mannsfeld, worin er ermahnt ward, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen. Der Erkannte ward ſogleich feſtgenommen und zu den Fürſten geführt.

Dieſe empfingen ihn mit der Frage, warum er ſo viele Menſchen verführt und unglücklich gemacht habe, worauf er erwiederte: Er habe ganz recht gethan, die Fürſten zu ſtrafen, da dieſelben dem Evangelio entgegen ſeien. Der Landgraf ſuchte ihn durch die Bibelſprüche zum Schweigen zu bringen, welche Gehorſam gegen die Obrigkeit predigen, und glaubte auch, ſeinen Zweck erreicht zu haben, da Münzer nicht weiter ſprach. Aber es war wohl das Schweigen verachtenden Trotzes. Als ihm die Daumſchrauben angelegt wurden und Herzog Georg ihm auf ſein Wehgeſchrei zurief: Thomas, das thut weh; aber den armen Leuten, die du in's Unglück geſtürzt haſt, hat es noch weher gethan; lachte er laut auf, und ſagte: „Sie haben es nicht anders haben wollen." Luther glaubte hieraus deutlich abnehmen zu können, daß der Teufel ihn gänzlich geblendet habe. Gehofens Ermordung ſchob Münzer auf das Urtheil der Gemeinde, in deren Namen er den Ausſpruch gethan. Hierauf wurde er auf einen Wagen gebunden, und nach eben dem Orte Heldrungen gefahren, an deſſen Grafen er vor wenigen Tagen geſchrieben hatte: Ich fahre daher ꝛc. Daſelbſt wurde die peinliche Frage gegen ihn fortgeſetzt. Er bekannte, daß er ſchon als Schullehrer zu Halle (mehrere Jahre vor dem Ausbruche der Wittenbergiſchen Händel) einen Bund zur Verbeſſerung der Chriſtenheit zu ſtiften angefangen, und daß er denſelben in Altſtädt und Mühlhauſen fortgeſetzt habe. Eine eigentliche Verbindung mit den Schwäbiſchen Aufrührern läugnete er ab, ohwohl er zugab, daß er den daſigen Lärm habe benutzen wollen, für ſich Raum zu gewinnen, und auch eingeſtand, nach Schwaben gezogen zu ſeyn, um ihr Vornehmen kennen zu lernen; es habe ihm aber nicht gefallen und ſie ihn nicht hören wollen. Weiter bekannte er, daß es Zweck ſeines Unternehmens geweſen, die Chriſtenheit gleich zu machen, und die Fürſten und Herren, welche dem Bunde beizutreten ſich weigern würden, zu vertreiben oder todt zu ſchlagen. Die Hauptartikel des Bundes haben auf Gemeinſchaft der Güter gelautet, und alles nach Gelegenheit und Nothdurft, an alle vertheilt werden ſollen. Zunächſt habe das Land auf zehn Meilen Wegs um Mühlhauſen, desgleichen das Land Heſſen eingenommen, und mit allen Fürſten, Grafen und Herren in obengedachter Art verfahren werden ſollen. Den Grafen zu Heldrungen habe er geſcholten, würde ihm auch den Kopf haben abſchlagen laſſen, weil derſelbe ſich als Feind des Evangeliums bewieſen und ſeinen Unterthanen das Wort Gottes entzogen habe. Zu Weimar, wohin er auf Befehl des Herzogs Johannes gefordert worden, habe er zu den Brüdern geſagt: „Wenn die Lutheriſchen nichts anders ausrichten wollten, denn daß ſie Mönche und Pfaffen verirten, hätten ſie es gleich beſſer unterwegs gelaſſen." Die Reformatoren bedauerten nachmals ſehr, daß man ihn nicht weiter gefragt, ob er ſeine Offenbarung erdichtet, oder ob ihn der Teufel wirklich mit Geſichten getäuſcht habe.

Unterdeß war der neue Kurfürſt Johann von Sachſen, der nach dem am 5. Mai erfolgten Tode ſeines Bruders Friedrich die Regierung angetreten hatte, zu den verbündeten Fürſten geſtoßen und mit denſelben vor Mühlhauſen gezogen.

Pfeifer, der daſelbſt das Regiment führte, wollte Gegenwehr leiſten; da aber die Mehrzahl der Einwohner muthlos und zur Ergebung geneigt war, wurden Unterhandlungen angeknüpft, während deren er mit 400 ſeiner Anhänger zur Nachtzeit die Stadt verließ. Hierauf ſandten die Bürger ihre Weiber und Töchter mit bloßen Füßen und fliegenden Haaren ins Lager, um die Fürſten durch ihr Flehen zu rühren; die Fürbitterinnen kamen aber mit der Antwort wieder, daß die Stadt ſich auf Gnade und Ungnade ergeben müſſe. Dieß ward jedoch am Ende dahin verglichen, daß ſie eine ſtarke Summe für die Kriegskoſten bezahlen, alle ihre Waffen und Vorräthe ausliefern, und, mit Vorbehalt der Rechte des Kaiſers und Reichs, dem Kurfürſten, dem Herzoge Georg und dem Landgrafen ſich unterwerfen ſollte. Außerdem mußte ſie verſprechen, einen jährlichen Tribut zu erlegen, die Thürme, Mauern und Feſtungswerke niederzureißen, und der Geiſtlichkeit alle ihre Zinſen und Beſitzthümer wieder herzuſtellen. Hierauf kam die Bürgerſchaft in einem feierlichen Zuge in's Lager, und übergab den Fürſten kniefällig die Stadtſchlüſſel. Zu derſelben Stunde ward kund, daß Pfeifer mit 112 ſeiner Anhänger bei Eiſenach ergriffen worden ſei. Dieſe Gefangenen wurden am folgenden Tage eingebracht, und, mit Ausnahme der ganz jungen Leute, ſämmtlich enthauptet. Pfeifer bezeigte ſich ſehr trotzig, und ſtarb, ohne von Vorbereitung zum Tode durch Beichte und Abendmahl etwas wiſſen zu wollen. Darauf ward auch Münzer in das Lager gebracht, um ſeine Strafe zu leiden.

Er hatte aus dem Gefängniß zu Heldrungen an die Mühlhäuſer geſchrieben, und ſie zur Unterwerfung unter die Obrigkeit ermahnt, ihnen auch bemerkbar gemacht, daß das Unglück, welches ſie getroffen, Folge der Strafe der Eigennützigkeit ſei, welche viele in dieſer Sache bewieſen hätten. Nachdem es nun Gott alſo gefalle, daß er von hinnen ſcheiden müſſe, gleichſam als Opfer für die Thorheiten und Sünden, ſei er es herzlich zufrieden, daß Gott es alſo verfügt habe mit ſeinen vollzogenen Werken, welche nicht nach äußerlichem Anſehen, ſondern in Wahrheit beurtheilt werden müßten. Darum ſollten ſie ſich auch ſeines Todes nicht ärgern, da derſelbe zur Beſſerung der Unverſtändigen geſchehe. Er bat ſie dringend und wiederholentlich, ſeinem Weibe beizuſtehen, und ihr die Güter, welche ſie habe, folgen, ſie auch nichts entgelten zu laſſen. „Das will ich jetzt in meinem Abſchiede," ſchloß er, „womit ich die Bürde und Laſt von meiner Seele abwende, vermeldet haben, keiner Empörung weiter Statt zu geben, damit das unſchuldige Blut nicht weiter vergoſſen werde." Später, (denn in dieſem Brief findet ſich davon noch keine Spur) widerrief er nicht nur ſeine Irrthümer, ſondern bekannte ſich auf's Neue zum Glauben der Römiſchen Kirche, und genoß das Sakrament unter Einer Geſtalt.

Bei der Hinrichtung ſoll er kleinmüthig und verzagt geweſen ſeyn, ſo daß er den Glauben, der damaligen Sitte gemäß, nicht allein herzuſagen vermocht, ſondern Herzog Heinrich von Braunſchweig ihm denſelben vorgebetet habe; die-

ſelbe Erzählung berichtet aber auch, daß er im Kreiſe, ehe er den tödtlichen Streich empfangen, laut und zuſammenhängend geſprochen, zwar ſein eigenes Unrecht bekannt, aber auch die umſtehenden Fürſten ermahnt habe, milder und gerechter gegen das arme Volk zu ſeyn, um ſolches Unheils in der Zukunft überhoben zu bleiben. Sie möchten in der Schrift die Bücher der Könige leſen, und die darin enthaltenen Exempel von dem Ausgange der Tyrannen beherzigen. Nach dieſer Rede wurde er enthauptet, und der Kopf auf einer Stange im Felde aufgeſteckt; die Fürſten aber zogen ein Jeder in ſein Land, um die Ueberreſte des Aufſtandes zu bezwingen oder zu ſtrafen.

Fünfte Abtheilung.

Vermiſchte Beiſpiele religiöſer Schwärmerei.

1. Matheo von Caſale.

Der „neue Pitaval,“ eine Sammlung der intereſſanteſten Criminalgeſchichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit, enthält im ſechsten Theile einige merkwürdige Fälle aus dem Gebiete des religiöſen Fanatismus, unter Andern die Verirrungsgeſchichte des Selbſtmärtyrers Matheo von Caſale, entnommen aus einer in Deutſchland wohl nicht bekannt gewordenen, in Venedig erſchienenen Schrift eines Arztes, der dieſen gekreuzigten Chriſtus behandelte. Dieſe merkwürdige Selbſtkreuzigung, die in das Jahr 1805 fällt, iſt folgende:

Matheo Cobet war der Sohn ſehr armer Taglöhner zu Caſale im Gebiet von Belluno, wo er im Jahre 1759 geboren wurde. Er ward daher ſpäter in Venedig nur der Matheo von Caſale genannt. Das Dörfchen lag fern von jeder Straße, abgeſchieden eigentlich von allem Verkehr. Er ſah nur Leute eben ſo arm wie ſeine Eltern, die alle im Schweiß ihres Angeſichtes ihr Brod ſich verdienen mußten. Die Einzigen, welche nicht hinter dem Pfluge gingen und mit dem Karſt auf die Berge mußten, waren der Pfarrer und ſein Kaplan. Es waren die einzigen Glücklichen in ſeiner jugendlichen Vorſtellung. Sie beſaßen Alles von Reichthum, Macht und Einfluß, wovon er Kunde hatte in ſeiner kleinen Welt.

Der Gedanke, dieſen Erwählten ähnlich, alſo auch Prieſter zu werden, war ſehr natürlich. Er ging bei dem Kaplan in Unterricht und lernte von ihm leſen und nothdürftig ſchreiben. Aber die Familie war zu arm, um den armen Studenten nur einigermaſſen zu unterſtützen. Er mußte ſeine Hoffnung aufgeben und erwählte das Schuhmacher-Handwerk, vielleicht weil es ſeiner Neigung doch näher kam, als der ſaure, anſtrengende Landbau.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß das gezwungene Verlaſſen eines Lebensberufes und die unfreiwillige Wahl eines andern oft auch ſonſt geſunde Geiſter aus ihrer Seelenharmonie gebracht und nicht ſelten traurige Zerrüttungen zur

Folge gehabt hat. Matheo wurde kein Genie in ſeinem Fache. Er arbeitete weder ſehr elegant, noch förderte er ſein Tagewerk, ohne jedoch deßhalb faul oder träge zu ſeyn. Er war im Gegentheil fleißig, aber er arbeitete ohne innern Trieb.

Die ſitzende Lebensart, das beſtändige Schweigen, wie es die Meiſter von ihren Lehrlingen und Geſellen in der engen Werkſtube fodern, machten ihn zu einem Grübler. Er ward einſylbig und verdroſſen. Ein Krankheitszuſtand mag hinzugekommen ſeyn, ſeinem Geiſte die eigenthümliche Richtung zu geben, indem er, beſonders zur Frühjahrszeit, an einem flechtenartigen Ausſchlag litt. Seine beſchränkte Erziehung, die ihn außer dem Dienſte, zu welchem der Prieſter berufen iſt, nichts Schönes und Edles kennen lehrte, war in ſeinem Handwerksdienſt nicht fortgeſchritten. Der grübelnde Schuſter ſann nur den Werken und Satzungen nach, wie er ſie von ſeinem Kaplan und Pfarrer gehört hatte, ohne ſie im Geiſte des ganzen kirchlichen Lehrſyſtems zu faſſen, und ſein beſchränkter Geiſt fixirte ſich immer mehr, nicht in der Freudigkeit und dem Troſte des Chriſtenglaubens, ſondern in trüben Vorſtellungen des Martyriums.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach hätte man nichts von Matheo Caſale gehört, außer ſeinen Tod. Bis zum Juli 1802 verſtrich ſein Leben ſo ruhig, wie das irgend eines an ſeine Bank gefeſſelten Schuhmachergeſellen. Nur durch ſeine außerordentliche Frömmigkeit zeichnete er ſich aus. Er ſprach in der Unterhaltung nur von Predigten, Faſten, Heiligen und Kirchenfeſten. Da verſchloß er ſich eines Tages in ſeine Kammer, ohne daß Jemand an ihm irgend etwas Beſonderes vorher bemerkt hätte, was einen ſo außerordentlichen Entſchluß motivirte. Hier ergriff er das erſte beſte ſchlechte Schuhmachermeſſer und vollzog an ſeinem Leibe die bekannte Handlung des Origenes auf das Vollſtändigſte.

So wenig als man ihn ſchreien und wimmern oder ſpäter ſich über die raſche That beklagen hörte, weiß man, was ihn zu der grauſamen That bewogen hatte. Es iſt wahrſcheinlich, daß er ſchon damals in einem Anfalle von Schwärmerei, erſchreckt über die Verſuchungen des Fleiſches, ſich mit einem Male und auf immer des gefährlichſten Feindes, der ihm ſtets wieder drohen und ſeiner Heiligkeit ſchaden könnte, entledigte. Uebrigens hatte er mit vollem Vorbedacht gehandelt. Bevor er an die That ging, hatte er verſchiedene Kräuter, welche bei den Landleuten ſeiner Gegend für blutſtillend galten, ſich zuſammengelegt und kleingehackt, auch alte Leinwand zum Verbande. Dieſe ſchwachen Mittel erprobten ſich in der That auch dermaßen, daß er in kurzer Zeit vollkommen wieder hergeſtellt war. Ja er ſpürte nach ſeiner Heilung nicht die geringſte Unbequemlichkeit und Unbehaglichkeit, und ward durch den Verluſt in ſeinen natürlichen Verrichtungen nicht im Mindeſten behindert. Ein halbes Wunder für die Aerzte; für ihn ſelbſt wahrſcheinlich eine Aufmunterung im Martyrium fortzufahren.

Die That konnte nicht verborgen bleiben. Das ganze Dorf ſprach von Matheo. Man wußte nicht, worüber man ſich mehr wundern ſolle, über ſeine Thorheit, ſeine Herzhaftigkeit oder das Wunder ſeiner Heilung.

Matheo hatte die That nicht für die Welt, nicht aus eitler Ruhmbegier

vollbracht, ſondern um ſich ſelbſt zu genügen. Das Aufſehen, welches ſie machte, lag ganz außer ſeiner Berechnung und ſeinem Wunſche. Ueberall begegneten ihm ſpöttiſche Mienen und die Dorfjugend zog mit lautem Spotte hinter ihm her, wo er ſich zeigte. Dieß allein war ihm ſchmerzhaft; er ſchloß ſich deßhalb mehre Tage hindurch ein, und ging ſelbſt nicht zur Meſſe aus.

Da es nicht beſſer ward, ging er im Monate November nach Venedig, wo ein jüngerer Bruder von ihm in einer Goldſpinnerei als Arbeiter diente. Angelo Covet hatte keinen Platz in ſeinem Quartier, er miethete den ältern Bruder bei einer Witwe Osgualda ein, wo er ſich faſt ein Jahr lang anſcheinend vernünftig verhielt, und ruhig und fleißig bei einem Schuhmacher arbeitete.

Aber am 21. September des Morgens ſahen ihn Leute, welche durch die calle della croce di Biri gingen, wie er im Begriff war, mitten in der Straße auf einem hölzernen Kreuze, das er aus den Brettern ſeiner Bettſtelle gezimmert hatte, ſich ſelbſt feſt zu nageln. Natürlicher Weiſe verhinderten ſie es; doch auf alle ihre Fragen, was er thun wolle, ob er bei Sinnen ſei, wer ihn dazu getrieben, wußte er keine Antwort zu geben. Nur gegen ſeinen Bruder, der aufs Aeußerſte in ihn drang, ſich gegen ihn zu erklären, äußerte er im Vertrauen: es ſei ja heute das Feſt des heiligen Matthäus, ſeines Patrons; mehr könne er ihm aber nicht ſagen.

Der Witwe Osgualda ward nun der ſtille Menſch unheimlich; ſie wollte ihn nicht mehr in ihrem Hauſe dulden, und kündigte ihm die Wohnung. So ſah er ſich genöthigt, als auch dieſe ſeine zweite That ruchbar wurde, ebenfalls Venedig zu verlaſſen. Er kehrte in ſeinen Geburtsort zurück, wo er längere Zeit blieb.

Doch finden wir ihn bald darauf wieder in Venedig. Nachdem er bei mehrern Meiſtern gearbeitet und ſich überall ruhig und zu deren Zufriedenheit betragen, miethete er ſich, um ſeinem Meiſter Lorenzo della Mora näher zu ſeyn, in der Straße della Monacha eine Kammer in der dritten Etage. Kaum aber war er hier eingemiethet und durch ſein ſtilles, verſtändiges Weſen ſeinem Wirthe lieb geworden, als man ihn oben in ſeiner verſchloſſenen Kammer hämmern, ſägen und nageln hörte. Er war abermals auf ſeine Kreuzigungsgedanken zurückgekommen und arbeitete Tag und Nacht daran, ſich ein Kreuz zu ſeinem Martyrium zu bereiten.

Nicht ohne Mühe hatte er ſich alle Dinge, welche dazu gehören, verſchafft, und nicht ohne erfinderiſchen Scharfſinn ging er dabei zu Werke. Schon beſaß er Alles, was nothwendig war, die Stricke, Nägel und die Dornenkrone. Das Kreuz war aus zwei mäßigen Baumſtämmen zuſammengepflockt. Die doppelten Querhölzer wurden, um ihnen mehr Halt zu geben, noch durch zwei ſpitzige Querhölzer an den Stamm befeſtigt. Aber da er an die Möglichkeit dachte, daß er ſich nicht feſt genug an das Kreuz nageln und der Gefahr ausgeſetzt ſeyn könne, herunter zu fallen, ſo webte er ſich vorſorglich ein großes Netz, welches, um das Kreuz geſpannt, ihn aufhalten ſollte. Er ſchnürte es unten an der horizontalen Kreuzſtange feſt zuſammen, unterhalb der Knagge, auf der ſeine Füße ruhen ſollten;

dann ging es allmählig auseinander, und war oben — das ganze etwa in Geſtalt einer geöffneten Börſe — an die beiden Ende der Querſtange befeſtigt.

Das Kreuz, an dem er hing, ſollte dießmal ſelbſt frei in der Straße hängen. Es koſtete dieſe Operation die größten Vorbereitungen und Berechnungen. Denn an das ſchon hinausgehängte Kreuz konnte er ſich nicht nageln; wenn er ſich aber an das in ſeiner Kammer fertig liegende Kreuz ſo genagelt hätte, wie er beabſichtigte, war die Schwierigkeit nicht gering, ſich und das Kreuz ohne Beihilfe eines Dritten zum Fenſter hinauszuhängen.

Ein Querbalken, der frei durch ſeine Kammer ging, und das ſehr niedrige Fenſter derſelben, halfen ihm über dieſe Schwierigkeit hinweg. Mit einem ſtarken Stricke, der auf der einen Seite um die Querhölzer und den Stamm des Kreuzes feſt geſchlungen war, befeſtigte er das Kreuz ſelbſt oben an den Querbalken. Der Strick blieb aber ſo lang und frei, daß das Kreuz, welches jetzt auf dem Boden lag, nachher, wenn es zum Fenſter hinausgelaſſen war, frei an der äußern Mauer ſchweben konnte. Ein anderer Strick von derſelben Stärke, gleichfalls oben an den Balken geknüpft, diente dazu, das Netz noch beſonders feſt zu halten; ein dritter Strick, ſeinen Leib an den Maſt des Kreuzes feſt zu binden.

Alle dieſe Veranſtaltungen verriethen keinen geringen Aufwand von Erfindungskraft für den Verſtand des armen Schuſters. Und nicht, um einer kranken Eitelkeit zu fröhnen geſchah dieß Alles; es galt ihm einzig und allein dieſelben Schmerzen wie der Heiland zu empfinden, und in derſelben Lage, wie der Letztere, vor ſich ſelbſt zu erſcheinen. Da das Kreuz, an dem er litt, auf der H ö h e und im F r e i e n geſtanden, da Jeſus daran geſchwebt und nicht darauf gelegen, verdoppelte der Arme ſeine Qual, indem er Mittel ausſann, ſtatt ſich einfach auf das Kreuz zu nageln, was immer ſchon ſeine Schwierigkeiten hatte, von einer Höhe herab und im Freien daran herab zu hängen.

Am 19. Juli 1805 in der Morgenſtunde waren alle Vorbereitungen fertig. Matheo ſetzte ſich die Dornenkrone auf, von der drei oder vier Stacheln in die Stirnhaut drangen. Ein weißes Taſchentuch befeſtigte er um die Lenden und kroch alsdann, faſt ganz nackend, in das Netz hinein, dergeſtalt, daß er auf dem Kreuze vorerſt ſaß. Hier war ſeine erſte Operation, daß er einen der für die Hände beſtimmten Nägel, der glatt zugeſpitzt war, ſich in die Fläche der rechten Hand hinein drückte, und dann ſo ſtark mit der verwundeten Hand den Nagelkopf gegen den Fußboden ſchlug, bis der Nagel zur Hälfte durch den Rücken der Hand hindurch war.

Dann legte er ſeine Füße auf die zu dieſem Behufe an den Kreuzmaſt angebrachte Knagge, den rechten über den linken, und bohrte ſich einen 15 Zoll langen Nagel, eben ſo glatt zugeſpitzt als den vorigen, in beide Füße. Während ſeine linke Hand den Nagel hielt, daß er in Richtung blieb, hämmerte er darauf mit einem Hammer mit derſelben rechten Hand, welche ſchon von dem Nagel durchbohrt war. Das Eiſen durchſchnitt und durchfuhr beide Füße, und ſo richtig hatte Matheo gehämmert, daß die Spitze des Nagels, als ſie an der untern Fußſohle

herauskam, gerade das Loch traf, welches er vorſorglich vorher in die Holzknagge gebohrt hatte. Die Füße ſaßen nun feſt am Kreuze.

Auch dieſe furchtbare Operation hatte weder ſeine phyſiſchen noch ſeine moraliſchen Kräfte erſchöpft. Er ſank in keine Ohnmacht, er zögerte auch nicht einen Augenblick, in dem furchtbaren Werke fortzufahren, vielmehr ſtieß oder ſchlug er ſich den bereit gehaltenen dritten Nagel in die linke Hand mit derſelben Ruhe und Sicherheit, wie vorher in die rechte. Dann ſchnürte er ſich — und dieß ſcheint in Anbetracht der beiden durch die Nägel zerriſſenen und gelähmten Hände das Merkwürdigſte — den dritten Strick, den er ſchon vorher zweimal um den Kreuzesſtamm geſchlungen, feſt um den Leib und knotete ihn auf der Bruſt zu.

Noch blieb, um dem ſterbenden Heilande gleich zu ſeyn, eine mörderiſche Operation übrig — der Lanzenſtich in die Seite. Zu dieſem Behufe lag ſchon ein Schuſtermeſſer bereit. Hier irrte er zum erſten Male, inſofern man annimmt, daß er ſich alle Wundmale des Heilandes beibringen wollte. Er ſtieß ſich in die linke Seite und nicht in die rechte; auch da nicht an der Stelle, welche die Evangeliſten angeben, ſondern tiefer nach unten. Zwar ging der Stich tief, aber nicht todesgefährlich. Aus verſchiedenen Ritzungen und Anſätzen muß man ſchließen, daß er bei dieſer Operation länger zauderte. Er wollte ſich entweder nicht tödten, oder, zum erſten Mal von Schmerz übermannt, ſuchte er eine Stelle, wo der Stahl minderen Widerſtand fand.

Damit war zwar das blutige Geſchäft zu Ende, die That ſelbſt aber noch nicht vollbracht. Matheo mußte ſich gekreuzigt dem Volke zeigen. Blutend aus fünf Wunden, mit drei Nägeln in ſeinem Fleiſche, übte er die letzte Anſtrengung, die nach unſern Begriffen in ſolchem Zuſtande die außerordentlichſte iſt.

Die Fenſterbrüſtung ſeiner Kammer war, wie geſagt, ſehr niedrig. Den Fuß des Kreuzes hatte er ſchon vorher darauf gelegt; es galt jetzt nun, daß er ſich mit demſelben hinausſchob. Seine Füße waren angenagelt, ſein Körper feſt an den Baum geſchnürt, ihm blieben nur beide Arme frei, aber mit zwei mit Nägeln durchbohrten Händen. Dieſe konnte er jedoch nicht frei gebrauchen, da ihn die Eiſen hinderten, die ganze flache Hand auf den Fußboden zu ſtemmen. Somit ſetzte er die Maus beider Hände auf die Erde, und mit der letzten Anſtrengung ſchob er ſich und das Kreuz weiter zum Fenſter hinaus. Es gelang nur mit verſchiedenen Anſätzen. Glücklich, als die Kräfte ihn ſchon verließen, brachte er das Kreuz durch einen letzten Ruck ſo weit über die Fenſterbrüſtung, daß der Schwerpunkt draußen war. Es ſchoß über, und er flog hinaus und hing in der Stellung, die er erſtrebte. Noch hatte Matheo ſeine Beſinnungskraft. Es fehlte noch etwas zum vollkommenen Heiland; auch ſeine beiden durchbohrten Hände mußten an die Querſtangen angenagelt ſeyn. Die Löcher waren zu beiden Seiten angebracht. Er hob ſeine Arme, aber es gelang ihm nur den Nagel der linken Hand in das Loch zu bringen und ſie feſt zu machen. Als er mit der rechten Hand den Verſuch machte, ſchwanden ſeine Kräfte; er vermochte die Stange nicht mehr zu erreichen.

Der Arm fiel über das Netz, und der obere Körper und der Kopf ſenkten ſich mit hinüber.

In dieſem Zuſtande bemerkten ihn die zuerſt Vorübergehenden; es war gegen 8 Uhr des Morgens. Man ſtürzte augenblicklich ins Haus hinauf, erbrach ſeine Thür, hob das Kreuz herein, band ihn los, zog die Nägel aus Füßen und Händen und legte ihn in ſein Bett. Glücklicherweiſe waren die erſten, welche ſich Matheo's annahmen, Mediciner. Unter ihnen der venetianiſche Arzt Cäſar Ruggieri, dem wir einen authentiſchen Bericht über dieſen unerhörten Vorfall verdanken, und der ſich die körperliche und geiſtige Sorge für den Kranken beſonders angelegen ſeyn ließ.

Ruggieri fand ihn mit geſchloſſenen Augen und einem fieberhaft gehenden Pulſe. Er antwortete auf keine Frage. Erſt auf dem Waſſertransport nach dem kaiſerlichen Klinikum ſeufzte er, als er ſeinen Bruder Angelo neben ſich in der Barke gewahrte: „Ach, ich bin ſehr unglücklich." Unter der wundärztlichen Behandlung verhielt er ſich ruhig, und that willig Alles, was man von ihm verlangte. Aber während ſeine Wunden heilten, ſprach er mit Niemand. Düſter und in ſich gekehrt, hielt er die Augen faſt immer geſchloſſen. Nur mit Mühe brachte Ruggieri allmählig ſo viel von ihm über das, was der That vorangegangen, heraus, daß man über die Operation des Selbſtkreuzigens, die Vielen unbegreiflich ſchien, das erfuhr, was oben darüber zuſammengeſtellt iſt. Auch zu dieſen Mittheilungen ſchien er nur durch die Furcht bewogen zu werden, daß Unſchuldige der Verdacht treffen könne, ſie hätten die That an ihm verübt. Mehrmals betheuerte er, er allein habe ſie vollbracht und kein Anderer ihm geholfen. Ueber ſeinen Beweggrund gab er keine Antwort, als, der Stolz der Menſchen müſſe gedemüthigt werden, und er müſſe am Kreuze ſterben. Ja er war ſo überzeugt, daß der höchſte Wille ihm gerade dieſe Verpflichtung auferlege, daß er es der Juſtiz anzeigen wollte, damit ſie das vollbringe, was ihm mißlungen war.

Matheo klagte nur in den Augenblicken über Schmerzen, wenn er aus ſeinem dumpfen Hinbrüten erwachte. Während dieſes letztern Zuſtandes verrieth nichts, daß er ſie überhaupt empfände. Sobald ſeine Hände ſo weit geheilt waren, daß er ein Buch halten konnte, bat er um ein Gebetbuch und las eifrig darin. Schon zu Anfang Auguſt war er ganz geheilt, er konnte Arme und Hände vollkommen frei bewegen, ohne daß er Schmerzen oder nur Unbehaglichkeit empfand. Nun wollte er das Hoſpital verlaſſen, weil er nicht Anderer Brod, wie er ſagte, um nichts eſſen wollte. Als man es ihm abſchlug, und um ſeine Flucht zu verhüten, ſeine Kleider inne hielt, entſprang er im bloßen Hemde. Aber die Wächter des Hoſpitals holten ihn wieder.

Dorthin gehörte er nicht mehr, denn er war geſund. Aber wohin? — — Man brachte ihn in das Irrenhaus von San Servolo.

Hier war Matheo die erſten acht Tage hindurch ruhig und anſtändig. Von da ab verfiel er wieder in ſein dumpfes Schweigen und weigerte ſich Nahrung und Trank zu nehmen. Keine Vorſtellungen und Drohungen hatten Macht über

ihn. Einmal faſtete er ſo, ohne einen Biſſen oder Tropfen einzunehmen, ſechs, ein andermal vierzehn Tage. Man mußte ihn durch Nahrſtoff enthaltende Klyſtire beim Leben erhalten. Da er ſich keine andern Martern anthun konnte, ſtellte er ſich wenigſtens in die heiße Sonne hin, bis das Blut unter ſeiner Haut kochte. Man mußte ihn oft mit Gewalt in den Schatten reißen.

Endlich war ſeine phyſiſche Kraft erſchöpft, ein Bruſtübel machte ſich bemerkbar, und er ſtarb nach einem kurzen Todeskampfe am 2. April 1806.

Selbſtmörder wollen ihre Qualen durch den Tod enden. Matheo von Caſale war kein Selbſtmörder, denn er ſuchte Qualen, nicht den Tod. Auch ſolche Schwärmer hat die letztere Zeit einige hervorgebracht, keinen aber, der mit gleichem Vorbedacht, ſo nüchtern, ohne Beihilfe und Aufmunterung ähnlich fanatiſirter Glaubensgenoſſen, und mit ſolcher Ausdauer das Attentat gegen ſein eigen Fleiſch und Blut ins Werk ſetzte. Der italieniſche Märtyrer, der nur unter denen Indiens ſeines Gleichen ſucht, war den Aerzten ſeines Vaterlandes ein Problem, für das ſie eine Erklärung nur in der Beobachtung fanden, daß Wahnſinnige in der Regel ſchwer zu reizen und gegen den Schmerz unempfindlich ſind. Ihr immer auf einen Gedanken gerichteter Geiſt wird von den Eindrücken, den andere Dinge hervorbringen können, weniger berührt, und ihr Nervenſyſtem iſt ein mangelhaftes. So ertrugen die Märtyrer der Vorzeit die entſetzlichſten Folterqualen, weil ihr ganzes Empfindungsvermögen aufging in der Ahnung und Vorwonne der himmliſchen Seligkeit. Ruggieri wollte in Matheo's krankhafter Leibesbeſchaffenheit beſondere Symptome entdecken, welche nicht allein die Haut, ſondern auch den ganzen Körper unempfindlich machen.

Matheo von Caſale fand in Venedig keinen Nachfolger; er hat auch durch ſeinen Tod keine Secte geſtiftet. Zur Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft über Italien war die Atmoſphäre nicht dafür geeignet. Um ſo auffallender bleibt die Einzelerſcheinung gerade dieſes Verbrechens gegen ſich ſelbſt.

So weit der Berichterſtatter im neuen Pitaval, dem wir übrigens nicht immer wörtlich folgen konnten, da er an einzelnen Stellen eine nicht zu billigende Geſinnung durchblicken läßt. Er hält es für ein Glück, daß die Unterſuchung dieſes Vorfalls den Aerzten allein (mit Ausſchluß der Geiſtlichen) überlaſſen blieb, und meint, dreißig Jahre ſpäter hätte man wahrſcheinlich einen Canoniſationsproceß begonnen; „denn,“ fügt er ſpöttiſch hinzu, „ohne Wunder war ſeine That und ſeine Rettung nicht; wunderbarer vielleicht, als die mancher wirklich heilig geſprochener Märtyrer.“ Indeß zum Troſte der Herausgeber des neuen Pitaval hatte Italien unter der franzöſiſchen Herrſchaft kein Verlangen und Bedürfniß nach neuen Heiligen; man erklärte den Matheo von Caſale nicht für einen Heiligen, ſondern — für einen Narren.

Mit welchem Rechte dieß geſchehen ſei, laſſen wir dahingeſtellt; zum Dank für die Unterſuchung der Aerzte, ſo weit wir ſie aus dem neuen Pitaval kennen lernen, kann ſich übrigens Niemand verpflichtet fühlen. Daß Matheo ein grübelnder trübſinniger Menſch, und ſein Nervenſyſtem ein mangelhaftes geweſen, iſt doch

wohl das Gewöhnlichſte, was von ihm geſagt werden konnte. Wenn aber zugegeben wird, daß er den Aerzten ſeines Vaterlandes ein Problem war, das ſie nur einigermaſſen durch Einreihung desſelben in die Klaſſe der Wahnſinnigen zu löſen wußten, ſo ſind wir berechtigt daran zu zweifeln, ob es ein ſo großes Glück geweſen, „daß die Unterſuchung den Aerzten allein überlaſſen blieb."

Matheo wurde bei ſeiner Schwärmerei von keiner falſchen Nebenabſicht geleitet; es genügt ihm, in gänzlicher Abgeſchiedenheit, ſich in das Bild des Gekreuzigten verwandelt zu ſehen. Anders verhält es ſich mit dem Berliner Meſſias aus der Zeit Friedrich des Großen, deſſen Geſchichte nun erzählt werden ſoll, der, von einem unſaubern Geiſte geleitet, nicht bloß als Verbreiter ſchwärmeriſcher Ideen, ſondern zugleich als verſchmitzter Betrüger ein warnendes Beiſpiel für Solche iſt, die, ohne die Geiſter zu prüfen, ſich fremdem Einfluſſe hingeben.

2. Roſenfeld.

Zu Anfang der Sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ſah man in Uckermark, Priegnitz und auch im benachbarten Mecklenburgiſchen einen Mann herumſtreifen, deſſen Kleidung und Weſen nicht viel von einem Bettler verſchieden war. Er bat aber nie um eine Gabe, nur um einen Trunk Waſſer, höchſtens, wenn man ihm nicht mit der Einladung dazu entgegenkam, um ein Nachtquartier. Ihm ſchien es nur darum zu thun, mit Denen, die er beſuchte, ſich in ein Geſpräch einzulaſſen, und es waren meiſtens Schäferknechte, die er auf dem Felde traf; doch ging er auch in einſam gelegene Häuſer, wo Taglöhner, Weber oder ſonſt arme Handwerker wohnten.

Früher trug der Mann einen grünen Jägerrock; als derſelbe verſchoſſen und zerriſſen war, näherte ſich ſeine Erſcheinung immer mehr der eines Bettlers und hatte etwas Unheimliches; ja man konnte ſie erſchreckend nennen. Sein Geſicht war blaß und erdfarben, die Augen lagen tief im Kopfe und der Körper hatte eine ſchlaffe Haltung. Doch durfte man keine Furcht wie vor einem gewöhnlichen Abenteurer hegen, der Abends um eine Herberge bittet und Morgens als Dieb verſchwunden iſt. Man kannte ſeinen Namen, er hieß Roſenfeld, und ſein grüner Jägerrock war ein Ueberbleibſel aus einem frühern Jägerdienſt beim Markgrafen von Schwedt.

Zwar führte er kein Geld in der Taſche, aber am Kinn einen langen Bart, der nicht den Räuber, ſondern den Propheten verkündete. Hier trat er an einen Hirten mit einem bibliſchen Gruß, ſchlug dann plötzlich, nachdem derſelbe geantwortet, die Augen auf gen Himmel und wandte ihm den Rücken mit einem Seufzer. Der Hirt ſah ihn vielleicht erſt nach einem Jahre wieder. Doch ging er nur von Denen ſo ſchnell fort, welche den Gruß nicht erwiderten, wie er es wünſchte. Wo er empfänglichen Stoff für den Samen, Zunder für die Funken fand, die er ausſtreuen wollte, ließ er ſich in längere Religionsgeſpräche ein. Einſt, im Dorfe Stendal bei Schwedt (im Jahre 1762) glaubte er eine andächtige Verſammlung

gefunden zu haben, die gern auf ſeine Predigten hörte und ſich in religiöſe Geſpräche mit ihm einließ; als er aber, erwärmt von ihrer Aufmerkſamkeit, die Arme erhob und zu prophezeien anfing, ſagten ſie, er ſei nicht geſcheit.

Roſenfeld erſcheint nirgend, auch in ſeiner ſpätern ſieggekrönten Laufbahn nicht, als Fanatiker, der mit eiſerner Stirn Mauern einrennen will und mit der Begeiſterung die Welt in Brand ſtecken. Sein Feuer war ein ſtill brennendes, er wartete auf Zeit und Gelegenheit und verſtand, wie die Folge ergibt, die Kunſt der Berechnung. Er ſchwieg, als er bei den Leuten im Dorfe keinen Glauben ſah, blieb aber auf ihre Einladung in der Gemeinde eine Zeit lang, auch ließ er ſich die gute Aufnahme gefallen. Später ergab ſich, daß die Tochter eines Hauſes, wo er gaſtlich gepflegt worden, von ihm ſchwanger geworden. Er hatte jedoch, um ſie zu ſeinem Willen zu bringen, keine Prophezeiungen, keine frommen Sprüche angewandt. Der Religionseifer ſchien eine Zeit lang in ihm zu ruhen, um ſich in der Stille zu neuen Offenbarungen zu ſtärken.

Nach den Akten — es wurde ihm ſpäter der Prozeß gemacht — findet man ihn erſt wieder um 1765 in der Gegend von Prenzlow ſchwärmend. Seine Erſcheinung war hier ſchon viel armſeliger, ſein Blick war irrer. Er war der Prophet, der in langer Beſchaulichkeit zur Gabe gelangt war, nach der die Seele dürſtete. So trat er zu Dedelow in das Haus eines Schäfers, bat um einen Trunk Waſſer, und ſprach dann, die Schale aufhebend, mit bedeutungsvollem Tone zu Mann und Frau: „Kinder, ſo Ihr nur wüßtet, wer ich bin!“ Als ſie ihn fragten, wer er ſei, fuhr er fort: „Ich bin der Bote Gottes, ausgegangen, ſeine Schafe zu ſuchen. Von mir iſt im Propheten Micha 4, 8 geweiſſagt: „Du Thurm Eder, eine Veſte der Tochter Zion, es wird deine goldene Roſe kommen, die vorige Herrſchaft, das Königreich der Tochter Jeruſalem.“

Da er gläubige Zuhörer fand, führte er noch ein langes bibliſches Geſpräch mit ihnen, wie die Bekehrung Noth thue gerade in dieſer Zeit; es werde aber alsbald die kommen, daß die Gerechten das Land beherrſchen würden, das verheißene Reich, das Hauptthema ſeiner Verkündigungen, über das ſeine Vorſtellungen ſich erſt ſpäter vollſtändiger ausbildeten. —

In dieſem Hauſe hatten die Funken gezündet. Mann und Frau baten dringend den gottſeligen Mann, daß er länger bei ihnen weile; und er blieb mehre Tage und kam öfters wieder. Dieſe ſeine Anhänger in Dedelow blieben ihm gläubig und getreu auch nach ſeinem Sturze; ſie hielten ihn noch für einen Mann Gottes, obwohl ſeine große Prophezeiung nicht eingetroffen war. Zu Beiden nämlich hatte er geſagt, ſie möchten wohl auf das Jahr 1770 Acht haben, es werde da eine große Wandlung eintreten. Sie hatten von Tag zu Tag genau Acht, die Frau aber mußte ſpäter vor Gericht eingeſtehen, es ſei doch gar nichts Merkwürdiges in dem Jahr geſchehen, der heilige Mann muß ſich alſo wohl im Jahre verrechnet haben.

Bald war Roſenfeld nicht mehr der herumirrende Vagabund, den man hier auslachte, dort aus Mitleid und Neugier aufnahm. Sein Name war auf dem

flachen Lande weit verbreitet; er kannte ſeine Anhänger, aus denen bald eine ſtille Gemeinde ſich herausbildete. Wo er anklopfte, ward er freudig empfangen, man drang in ihn zu bleiben, man ſchätzte es für ein Glück, wo der Mann Gottes verweilte. Und mit ſeinem Anhange wuchs auch ſeine Lehre in ihm ſelbſt zu einem Syſteme an, wie er es zur Zeit für gerathen fand, vor ſeiner Gemeinde keck hervorzutreten.

Gewöhnlich hub er damit an, mit vielen Bibelſtellen von der jetzigen Verderbtheit des Menſchengeſchlechts zu reden; die Welt liege im Argen, Recht und Gerechtigkeit ſeien verdreht. Das war ja das ewige Thema, was die Leute von den Kanzeln aller Zeloten herab zu hören gewohnt waren. Die Verderbtheit der Welt legt ſich jeder aus, wie er Luſt hat. Jeder hat über Unrecht, das ihm widerfahren, zu klagen, und was hätten die uckermärkiſchen Landleute nicht auch zu klagen gehabt? Der ſiebenjährige Krieg war kaum vorüber; ſchwere Abgaben, die harte Acciſe, drückten ſie außer andern allgemeinen Leiden.

Wenn der Prediger auf dieſe Weiſe leichten Eingang bei ihnen gefunden, folgten zuerſt allerlei allgemeine Verſprechungen von einem Erretter aus dieſen Trübſalen, einem Wiederherſteller des gekränkten Rechts, einem Heiland und Erlöſer. Zwar war ein ſolcher ſchon da geweſen. Er ſprach ſich über dieſen wichtigen Moment zuerſt zweifelhaft aus, und behielt ſich in vaguen Ausdrücken eine Thür offen, um ſpäterhin mit einem andern Glauben vorzutreten, wenn er ſeine Zuhörer dafür reifer fände. Dazwiſchen citirte er Bibelſtellen, welche er von einem zweiten, noch künftigen Heilande verſtand, wie Matth. 3, 11. Röm. 11, 26. „Und er hat ſeine Wurfſchaufel in ſeiner Hand; er wird ſeine Tenne fegen und den Waizen ſammeln in ſeine Scheunen, aber die Spreu wird er verbrennen mit ewigem Feuer.“ — „Es wird kommen aus Zion, der da erlöſe und abwende das gottloſe Weſen von Jakob.“ Dann andere, wo von einer zweiten Ankunft Jeſus, um die Welt zu richten, die Rede war. Dreiſter geworden, ſprach er ſchon aus: Der Jeſus, welcher geweſen, ſei nur ein prophetiſches Luftbild, eine Art Fata Morgana des Jeſus, welcher noch kommen müſſe und werde. Ja, vor einzelnen Zuhörerkreiſen, deren Glaube ihn zu erwärmen ſchien, überkam es ihn wie ein heiliges Feuer der Erkenntniß, und er rief aus: Das ſei ein falſcher Meſſias geweſen! Der rechte ſollte doch gekommen ſeyn, um die Welt von der Sünde, dem Tod und des Teufels Gewalt zu erretten, und alle dieſe drei Dinge ſeien nach wie vor in der Welt. Er ſei ein verfluchter Chriſtus geweſen, der gen Himmel gefahren wäre und ſeine Jünger im Stich gelaſſen hätte. Endlich ging er noch weiter und erklärte die ganze heilige Geſchichte für unwahr. Das neue Teſtament ſei als Erdichtung zu verwerfen.

Nun er ſo weit gegangen, ergab ſich die praktiſche Folge von ſelbſt. Er ſchalt auf die Prediger, als Propheten der Unwahrheit, er eiferte gegen das Kirchengehen, gegen die Taufe, gegen den Genuß des Abendmahls, gegen alle geiſtlichen Bücher, mit Ausnahme der Bibel. Endlich zog er auch gegen alle weltlichen

Obrigkeiten zu Felde, vom Dorfſchulzen an bis zum Könige, und das in den härteſten Ausdrücken.

Es ſpricht für den wunderbaren Einfluß, welchen er ſchon auf die Gemüther dieſer Einfältigen erlangt haben mußte, daß wir von keinerlei Art Widerſpruch hören. Das Landvolk in jenen Gegenden betrachtete ſeine Obrigkeiten als von Gott eingeſetzte. Wer mußte der Mann ſeyn, welcher ſich ſogar gegen einen König wie Friedrich der Große, ſolche Angriffe erlauben durfte? Und was mehr iſt als gegen den König und ſeine Diener, auch gegen die geiſtlichen Bücher, die als Heiligthümer von Kind zu Kindeskind in jenen Bauerfamilien vererben, und gegen den递ptheil der Bibel, gegen das neue Teſtament ſelbſt? Gegen die Prediger war es leichter, die Menge aufzubringen. In jenen Gegenden, wo auch neuerdings die religiöſe Schwärmerei ſo bedeutend Wurzel gefaßt, finden ſich unter den Landleuten die allerſtrengſten Kritiker nicht ſowohl des Lebenswandels, als der Dogmen ihrer Geiſtlichen, und die geringſte Abweichung — freilich von alt überkommenen Vorſtellungen — macht ſie zu den ſtrengſten Richtern, Gegnern und Anklägern ihrer Pfarrer. Dießmal, vermuthlich nach langer Dürre, ſchlug der Gewitterregen einer religiöſen Begeiſterung ſo tief in den durſtenden Boden, daß er mit dem Prediger auch die Poſtillen, Geſangbücher, jetzt gar das neue Teſtament fortſchwemmte. Einer der Neubekehrten, der Schloſſer Zimmermann aus Berlin, warf nach einem Conventikel, in welchem Roſenfeld ſeine ganze Feuergluth wider die falſchen Bücher entladen, ſeinen ganzen Vorrath davon ins Feuer.

Bei der ſpätern, gerichtlichen Vernehmung ſeiner Jünger über Roſenfeld's Lehre kamen zwar die verſchiedenſten Zeugniſſe, je nach den verſchiedenen Auffaſſungsgaben der Einzelnen zu Tage, in mehren Punkten ſtimmten ſie aber vollkommen überein; ja brauchten faſt dieſelben Worte, woraus erkennbar, daß es die eigenen echten des Meiſters waren. So hieß es: „Der auf Golgatha gekreuzigte Meſſias ſei nur die Verheißung des künftigen; Chriſtus ſei verflucht, weil er am Holz gehangen, und wer an ihn glaube, ſei verdammt (ein Punkt, worin man eine Annäherung an die Grundſätze der Gnoſtiker zu entdecken glaubte); die ganze Lehre von ſeiner Kreuzigung ſei eine heidniſche Fabel; der Chriſtus, der zu Jeruſalem eingeritten, ſei ein Hurenſohn, ein Dieb, ein Courtiſan. Durch das Abendmahl genöſſen die Menſchen den Teufel; es ſei ein Götzenopfer vom Drachen geſetzt; des Königs Bild, der Drachenkopf, wäre ja darauf gedrückt. Nach der Meinung der Chriſten heiße das ja nichts Anderes, als Gott verſchlingen. In der Taufe würden die Kinder dem Könige verkauft, der der Teufel wäre. Durch dieſelbe ſolle der unreine Geiſt ausgetrieben werden; demnach alſo müſſe Gott denſelben den Menſchen eingegeben haben. Die Taufe ſei ein Bund mit dem Tode." Nach Röm. 6, 3: „Wiſſet ihr nicht, daß wir Alle, die wir in Chriſto Jeſu getauft ſind, in ſeinem Tode getauft worden ſind?" Und 1 Kor. 15, 29: „Was thäten ſonſt, die ſich taufen laſſen um der Todten willen, ſo es gewiß iſt, daß die Todten nicht auferſtehen? Was laſſen ſie ſich taufen für dieſelben?" Und Hebr. 9, 10: „Die Obrigkeiten ſeien krumme Schlangen; und der König ihr Oberſter,

nämlich der Belzebub, der den Mammon mehr liebe als Gott. Der König ſei der ägyptiſche Pharao, der rothe Meerdrache, der große Drache.“

Letzteres ward von Roſenfeld nicht allgemein figürlich und von den Königen im Allgemeinen, ſondern von dem damals regierenden Könige von Preußen, von Friedrich dem Zweiten, ganz ſpeciell geſagt. Denn er führte den ſtaunenden Landleuten als beſtimmtes Factum folgendes an. Als er einſt in ſeiner Eigenſchaft als Jäger und Unterförſter des Markgrafen von Schwedt von demſelben auf der Jagd vertraulich gefragt worden, wer er, der Markgraf, eigentlich ſei, habe er ihm geantwortet: „Der Drache!“ Der verſtorbene Markgraf ſei darauf nicht zornig geworden, ſondern habe geantwortet: „Da haſt du Recht; der bin ich auch.“ Damit ſprach aber der Markgraf, als von königlichem Geblüt, das Urtheil über ſeine ganze Familie aus.

Von Roſenfeld ſelbſt ſcheint man nichts Schriftliches über ſeine Lehre zu beſitzen. Entweder hütete er ſich aus einer weltklugen Vorſicht, oder er ahmte größern Vorbildern nach. Von zweien ſeiner eifrigſten Anhänger und Apoſtel hat man dagegen einen Hirtenbrief, der in Abſchrift dem Prediger Fehland zu Bieſenthal (eine Domaine unfern Berlin) zugeſchickt wurde. In demſelben, ganz im Styl der Apoſtelbriefe, heißt es unter Anderm über die Prediger: „Im alten Teſtament hat Gott zwar Prieſter verordnet, im neuen Teſtament aber wieder aufgehoben.“ Jeremias 31, 33. 34 ſagt: „Ich will mein Geſetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn ſchreiben; und wird Keiner den Andern, noch ein Bruder den andern lehren, und ſagen: erkenne den Herrn! ſondern ſie werden mich alle kennen, beide klein und groß, ſpricht der Herr (Hebr. 13, 11.). Die Prieſter ſollten auch keine Platten tragen, und den Bart nicht abſcheeren, und ohne Fehl ſeyn, welches ich bei den jetzigen Prieſtern nicht finde; ſondern ſie ſind geſtaffirt, ſo wie Baruch die Götzenprieſter beſchreibt. Und Pharao hatte auch Prieſter, und Pharao war doch der Drache; alſo waren die Prieſter im Lohn. Die jetzigen Prieſter treiben Kaufmannſchaft, thun nichts um Chriſti willen, ſondern um Geld, weil ſie es um Geld empfangen haben. Welches ich ihm auf göttlichen Befehl zuſchreibe, und ihm alſo verkündige, daß ſeine Uhr ausgelaufen iſt, und ſeine Verführung wird ein Ende haben.“

Dieſe letzte Drohung galt dem ſchon genannten Prediger Fehland in Bieſenthal und der Verfaſſer des Briefes geſtand auch, daß er in der Abſicht geſchrieben, damit der Fehland ſich vertheidige; die letzte Stelle aber bedeute die bald einbrechenden Gerichte Gottes gegen ſolche Irrlehrer. Derſelbe Verfaſſer des genannten Briefes, Richter, einer der eifrigſten Roſenfeldianer, geſtand auch, auf das Vorderblatt eines Geſangbuches geſchrieben zu haben: „Fehland iſt ein Hurenmeiſter; denn er verführt ja die Leute zur geiſtlichen Hurerei. Die Bilder in der lutheriſchen Kirche ſind Bilderdienſt und Abgötterei, die geiſtliche Hurerei. Das Geſangbuch iſt ein Zauberbuch, denn es iſt von menſchlichen Händen gemacht, und Salomo ſagt: Viel Predigen macht den Geiſt müde, und des Büchermachens ſei kein Ende. Die Kirche iſt in vielen Stellen der Bibel ein Hurenhaus genannt. Man braucht

nicht in die Kirche zu gehen, wo noch dazu ſo viel Gotteslaͤſterliches gepredigt wird; ſondern man braucht nur fromm und in Gerechtigkeit und Rechtſchaffenheit zu wandeln."

Die Gemüther ſeiner Anhänger ſchienen ihm endlich ſo weit verarbeitet und vorbereitet, um mit dem großen Satze vorzutreten, den freilich auch jetzt noch nur die Geweihteſten unter den Eingeweihten klar und deutlich ausgeſprochen hörten: der Heiland Jeſus war nicht der wahre Heiland, alſo muß der wahre Heiland noch erſcheinen, und dieſer zweite Heiland bin ich ſelbſt, von Gott zur Erlöſung der Welt geſandt. Roſenfeld nahm nur Einen nach dem Andern in die Weihe dieſer letzten Erkenntniß auf. Später auf die Frage vor Gericht, weßhalb er dieſe Vorſicht beobachtet, antwortete er: „Es wäre ja thöricht geweſen, gleich einem Jeden zu ſagen: „Ich bin der."

Denen aber, welchen er ſich zu erkennen gab, verſprach er ſogleich, wenn ſie ihm treu nachfolgten, ewiges Leben hier auf Erden. Er war in dieſer Verſicherung ſo feſt, und half ſich nicht durch eine zweideutige, dunkle Verheißung, daß er im Gegentheil gegen die Prediger vorzugsweiſe nur deßhalb zu Felde zog, weil ſie den Tod verkündeten. Wenn Jemand von ſeinem Anhange ſtarb, ſagte er zu den Zweiflern: Der Geſtorbene hätte es noch nicht treu genug gemeint. Selbſt vor Gericht wiederholte er dieſe Antwort; nur in dieſem Punkte blieb er ſich ſelbſt bis zuletzt getreu.

Ueber dieſe ſeltſamſte, und, wie es erſcheint, für ihn gefährlichſte Lehre hatte er ſich eine eigene Beweistheorie gebildet. Gott hat die Menſchen geſchaffen zum ewigen Leben. Als aber der Menſch Gottes Gebot übertrat, fiel Gottes Zorn auf ihn und übergab ihn dem Tode. So herrſchte der Tod von Adam bis auf Moſes (Röm. 5, 14.). Moſes führte die Kinder Iſrael aus Aegypten, legte ihnen Leben und Tod vor und gab ihnen die Wahl (5 Moſ. 30, 15—19.). „Siehe, ich habe dir heute vorgelegt das Leben und das Gute, den Tod und das Böſe." — — — „Ich habe euch Leben und Tod, Segen und Fluch vorgelegt, daß du das Leben erwähleſt, und du und dein Name leben mögeſt." Das Leben war nämlich die Verheißung, die Gott an Abraham gegeben zu ewiger Beſitzung. Aber Alle waren ungehorſam. Da kam ſtatt der Verheißung das Geſetz. Die Gnade kann nicht durch das Geſetz erworben werden. So kam der Zorn Gottes über uns und wir müſſen ſterben, bis der Zorn Gottes ein Ende haben wird; das iſt, bis Chriſtus kommt, der der verheißne Same iſt und des Geſetzes Ende. Der wird den Tod verſchlingen und den Bund mit dem Tode losmachen. Dann ſollen wir wieder im Lande wohnen, das Gott Abraham, Iſaak und Jakob geſchworen hat. Gott will nicht das Leben wegnehmen. Auferſtehen iſt Ablaſſen von der Sünde; und Gott ſagt: „Ich will ihnen heraushelfen von allen Arten, da ſie Unrecht gethan haben."

Es verſteht ſich, daß jeder dieſer Sätze, ja auch jedes Wort in denſelben, durch Bibelſtellen belegt war, welche aufzuführen hier zu weitläufig wäre. Es bewährte

ſich jenes alte Wort, daß aus den Buchſtaben der Bibel ſich Alles beweiſen läßt, und noch beſſer aus denen ihrer Ueberſetzung.

Roſenfeld war ſicherer geworden und ſein Anhang größer. Er trat nunmehr vor Allen mit der Erklärung hervor, daß er der wahre Meſſias ſei, Gott der Sohn, der wahre, einzige, allmächtige Gott, der Herr aller Herren und der König aller Könige.

Seine Gemeinde glaubte Alles. Solche Verheißungen, wie er, hatte noch kein Religionsſtifter ſeinen Anhängern gemacht. Wer ihm glaubte, wie ſollte der nicht Alles für ihn opfern? Willig brachte man ihm, wovon man meinte, daß er es bedürfe, und was die armen Leute nur erſchwingen konnten. Aber er ſelbſt foderte nie etwas, noch äußerte er ſeine Unzufriedenheit, wenn das Geſchenk ihm zu unbeträchtlich ſchien, wenigſtens niemals in Gegenwart des Gebers. Er nahm alle Geſchenke mit den Worten an: Was ſie ihrem Heilande Gutes thäten, thäten ſie ſich ſelbſt zu gut. — Später übte der neue Heiland eine andere Taktik; er nahm faſt gar nichts mehr von ſeiner Gemeinde an, und ſelbſt von dem, was er ſchon erhalten, gab er Mehres zurück. Wie er dieſe Taktik möglich machte, wird ſich aus der folgenden Geſchichte ergeben; es braucht aber kaum angedeutet zu werden, wie dadurch der ſchon erſtaunliche Glaube ſeiner Anhänger noch mehr ſteigen mußte.

Sein Lebensunterhalt war durch jene ziemlich regelmäßigen Spenden geſichert. Der Heiland war aber auch ein Menſch, mit einem von Jugend auf, wie er ſelbſt ſpäter verſicherte, ſehr ſtarken Geſchlechtstrieb. Plötzlich trat er vor ſeinen vertrauteſten Anhängern mit dem Satze hervor: er habe die Schlüſſel zum verſchloſſenen Paradieſe, er habe das Buch des Lebens, das, nach der Beſchreibung in der Offenbarung Johannis, mit ſieben Siegeln verſiegelt ſei. Um das Erlöſungswerk zu vollenden, müſſe er die Siegel öffnen, und dazu müſſe er ſieben Jungfrauen haben.

Mit dieſer wunderbaren Eröffnung und merkwürdigen Forderung trat er ſchon bei ſeinem Aufenthalt in Prenzlow vor. So blind war der Glaube ſeiner Anhänger, daß ſie, höchſt ehrbare Leute im bürgerlichen Sinne, vor der Forderung nicht erſchracken; auch würden ſie ihrem Heilande gern gewillfahrt haben, aber ſieben Jungfrauen waren in Prenzlow, wenigſtens unter der Gemeinde damals, nicht aufzutreiben, und die Erfüllung ſeines Begehrens blieb bis auf eine ſpätere Zeit ausgeſetzt.

Unter ſeinen Anhängern erſcheint als einer der bedeutendſten der Schäfer Gumto, gebürtig aus dem Mecklenburg Schweriniſchen, der, um das Jahr 1765 in Prenzlow in Dienſten, ſeine Bekanntſchaft gemacht hatte. Der Ruf des Wundermannes war aus den umliegenden Dörfern ſchon zu ihm gedrungen, als Roſenfeld eines Abends an ſeine Thür klopfte und um ein Nachtlager bat. Beide waren bald in einem eifrigen Geſpräche, welches Bibelſprüche zum Gegenſtand hatte. Als beim Abendtiſchgebet der Name Jeſus genannt wurde, ſagte Roſenfeld: „Jeſus mag wohl bei Euch am Tiſche ſeyn, und Ihr kennt ihn nur nicht.“ Als

er von der Familie Abſchied nahm, ſchrieb er verſchiedene Sprüche auf, und empfahl Gumto darüber nachzudenken. Wenn er wiederkam, ſtellte er alsdann ein Examen mit ihm an. Nach vielfach wiederholten Beſuchen entdeckte ſich Roſenfeld dem erſtaunten Gumto und ſeinem Weibe als den Heiland der Welt, durch den Alle erlöſt und gerettet werden ſollten. Zwar ſei ſchon einer vor ihm geweſen, der ſich dafür ausgegeben, aber der ſei nicht der rechte geweſen. Er ſei der erſte Held, der die Menſchen, ohne daß ſie ſtürben, in's Himmelreich bringen könne. Die Prediger, die vom Tode redeten, ſeien Lügner. Er habe die Schlüſſel des Paradieſes und das Buch des Lebens. Letzteres ſei mit ſieben Siegeln verſchloſſen, und um es zu öffnen, brauche er ſieben Jungfrauen. Dieſe wären ſchon von Anbeginn der Welt dazu auserſehen, und darunter auch die drei Töchter des Gumto, welche dieſer ihm überliefern müſſe. Thäte er es nicht, ſo würden alle Seelen über ihn Ach ſchreien. Wenn er ſelbſt aber nicht der Rechte ſei, ſo ſollten alle Strafgerichte und Flüche ihn treffen, welche ſonſt auf Gumto fallen würden.

Gumto war ein äußerſt ehrlicher Charakter, deſſen Frömmigkeit aber in Einfalt überging. Er war bereits ſo in Roſenfeld's Netzen, daß er Alles glaubte, was dieſer vorbrachte. Er erſchrack über den Gedanken, daß alle Seelen verloren gehen und über ihn Ach ſchreien ſollten. Aus wahrhafter Gewiſſensangſt, durch ſeine Weigerung ſeine Mitmenſchen in's Verderben zu ſtoßen, willigte Gumto in Alles. Seine Töchter waren indeſſen damals zu jung; die Eröffnung der ſieben Siegel des Buches des Lebens wurde alſo um deswillen noch verſchoben.

Gumto ſollte übrigens der erſte Märtyrer ſeiner Secte werden. Nachdem er aus Prenzlow als Schäfer nach Lichen ſich verdungen hatte, ward ſeine Verbindung mit Roſenfeld ruchbar. Man wollte hier keine Sektirer zu irdiſchen Schäfern haben, und entließ ihn aus dem Dienſt. Er ging nach Berlin und nährte ſich hier als Taglöhner, bis er auf's Neue mit Roſenfeld in nähere Verbindung trat, Alles ihm opferte zur Glorie des neuen Heilandes und zur Errettung des Menſchengeſchlechts, endlich aber, noch im vollen, ehrlichen Glauben an ihn, zum Verräther an ihm wurde und ſein Ende herbeiführte.

Eine Hauptſtation in Roſenfeld's Wirkſamkeit ward bald darauf das Städtchen Bieſenthal, vier Meilen von Berlin entfernt, früher abgelegen von allen Hauptſtraßen, während es jetzt durch die ſtettiner Eiſenbahn in einer halben Stunde von der Reſidenz erreicht wird. Dieſe iſolirte Lage hat dort auch zu andern Zeiten Impulſe eigenthümlichen Lebens hervorgerufen. Der neue Heiland fand hier außerordentlichen Zulauf. Sein Anhang ward ſo zahlreich und trat zugleich ſo laut auf, daß man jetzt von ſeiner Perſon und ſeinem Treiben auch in Berlin hörte.

Ein erſtes officielles Document über ihn iſt der Bericht des Amtes Bieſenthal an die Regierung, vom 19. Auguſt 1768, des Inhalts, daß das ganze dortige Städtchen voll Unruhe ſei; ein gewiſſer Roſenfeld gebe ſich für den Meſſias aus, und lebe davon. Sein Anhang beſtehe aus 25 Perſonen, mit denen Polizei und Juſtiz nicht mehr auskommen könne. Alles ſei voll Tumult, weil die Gläubigen ergrimmt wären über die Ungläubigen. Die Roſenfeldianer nämlich ſuchten die

Andern zu bekehren, und, in ihrem Eifer gegen die Unbekehrten, trennten ſie den Frieden zwiſchen den Eheleuten und wiegelten die Kinder gegen ihre Aeltern auf. Niemand ſei in dieſem Werke eifriger als der Garnweber Glanz, welcher den neuen Meſſias in ſeinem Hauſe aufgenommen habe. Diejenigen, welche ſich nicht von ihm bekehren laſſen wollen, ſeien nun auf der andern Seite eben ſo ergrimmt über ſeinen Bekehrungseifer und hätten ihm die Fenſter eingeworfen. Ja ſie drohten ſogar ſein Haus in einen Steinhaufen zu verwandeln, wenn er nicht von Roſenfeld ließe, ihn fortjage und die Conventikel einſtelle. Glanz aber ſei ſo eifrig für den neuen Heiland, daß er dem Allen trotze, und es ſtehe das Aeußerſte zu beſorgen.

Zu dieſem, wie es gefürchtet wurde, kam es nicht. Roſenfeld ward mitten in einem Conventikel aufgehoben und arretirt. Der Weber Glanz, ſein Wirth, wollte durchaus zum Märtyrer für ihn werden, und bat, ihn mitzuverhaften. Es ward ihm dießmal noch nicht gewährt. Dagegen trat unerwartet ein anderer ſeiner Anhänger als ſein Kläger auf, Richter. Dieſer, bis da eifrig ihm ergeben, ja ſelbſt uns ſchon bekannt als der Verfaſſer (oder Mitverfaſſer) des angeführten Hirtenbriefes — auch ſoll der Beweis für das ewige Leben auf Erden von ihm herrühren — alſo jedenfalls einer der bedeutendſten und thätigſten Geiſter ſeiner Sekte, gab Folgendes zu Protokoll: Er halte ſich verbunden, des Böſewichts Roſenfeld Irrlehren anzugeben. Dieſer behaupte nämlich, der Heiden Zeit ſei um, er ſei als Jeſus und Gott gekommen; wenn er nur erſt die 24 Aelteſten zuſammengebracht, würde er den königlichen Stuhl umſtoßen, dem Könige das Schwert abfordern, und mit dieſen 24 Königen den ganzen Kreis des Erdbodens richten. Seine Anhänger brauchten nicht mehr zu arbeiten. Er ſelbſt müſſe jetzt gefangen werden; dieß aber ſei ſein ſechstes und letztes Mal (er war wirklich ſchon fünf Mal, wahrſcheinlich nur Vagabundirens willen arretirt geweſen); wenn er herauskomme, gehe ſein königlicher Stand an. Uebrigens treibe Roſenfeld mit den Töchtern ſeiner Anhänger Unzucht.

Derſelbe Richter, welcher ſeinen Meiſter hier ſo hart anklagte, erſcheint aber bald darauf wieder als ſein getreueſter Anhänger. Welche Macht wohnte dem Manne bei, dieſe Wunder zu bewirken! Es iſt dieß eine Frage, nach deren Beantwortung wir uns in den actenmäßigen Darſtellungen vergebens umſehen. Richter ſchlug übrigens ſpäter noch ein Mal um, indem ſeine geſunde Vernunft die Oberhand behielt.

Unerſchüttert ging dagegen Weber Glanz am andern Tage auf's Amt, um ſeinen gefangenen Meiſter zu beſuchen, indem er laut erklärte, Roſenfeld ſei der Geſalbte des Herrn; er wiſſe von keinem andern und laſſe von ihm nicht ab. Er tobte ſo lange, bis man es für gerathen fand, auch ihn feſtzunehmen. Dem 51jährigen Manne, der als ein höchſt fleißiger, ordentlicher Arbeiter bekannt, aber, bei beſchränktem Verſtande und brütender Gemüthsart, enthuſiaſtiſcher war als irgend ein Anderer der Sekte, ja als deren Meiſter ſelbſt; ihm konnte nichts will-

kommener ſeyn, und er drängte ſich ordentlich zu dem Verhör, um ſeinem Bekenntniß, das ihn drückte, Luft zu machen.

Zur Beichte war er ſeit zwei Jahren nicht gegangen, aber nur, weil er den Beichtgroſchen nicht erſchwingen konnte. Dagegen antwortete er auf die Frage, ob er nicht wiſſe, daß Zuſammenkünfte, wie ſie in ſeinem Hauſe gehalten werden, verboten wären: man käme ja auch ganze Nächte zuſammen, um Karten zu ſpielen. Feierlich und feſt erklärte er, daß er Roſenfeld für den Meſſias halte, denn die Schrift lehre es ihn, wobei er wieder auf den Spruch Micha (4, 8.): „Du Thurm Eder, eine Tochter der Feſte Zion u. ſ. w.“ ſich berief. Auch ſage es ihm der Geiſt Gottes, denn er ſeufze täglich um den rechten Weg zu Gott, und im Gewiſſen ſei er überzeugt, daß Roſenfeld ſelbſt Gott ſei. Roſenfeld verſpreche ihnen das Gnadenreich, welches auch der alte Gott ihnen verſprochen. Auf Erden werde es ſeyn, wo ja auch das Paradies geweſen; und in der heiligen Schrift ſtände: Die Gerechten ſollen das Erdreich beſitzen ewiglich.

Gefragt, ob Roſenfeld nicht geſagt, daß nach ſeinem Gefängniß ſeine königliche Herrſchaft angehen würde, erklärte er, das nicht zu wiſſen; nur wiſſe er, daß in der Schrift ſtände: Aus ſechs Trübſal will ich dich erretten, und in der ſiebenten ſoll dir kein Leid widerfahren. Ob Roſenfeld mit ſeinen Töchtern Unzucht geübt, habe er nicht geſehen, noch ſonſt gemerkt; auf die allgemeine Frage aber, ob er es denn für etwas Unrechtes halte, rief er aus: „Nein, Roſenfeld hat einen geſalbten Geiſt, er iſt ein Geſalbter des Herrn. Mit Andern iſt es freilich etwas Böſes.“

Noch entſchiedener und heftiger ſprachen einige andere im Bieſenthal eingezogene Sectirer, einer Namens Beck und ſeine Frau, ein Seifart und ſein Weib. Dieſe Vier erklärten, wie der Weber Glanz, Roſenfeld für den wahren Meſſias und ihren Gott, und proteſtirten mit Heftigkeit gegen Jeſus und ſeine Göttlichkeit. Ihr Vertrauen ging indeß noch weiter. Einſtimmig erklärten ſie: „wenn ihr Herr und Meiſter, Roſenfeld, nur erſt Stärke genug hätte, würde er die königliche Majeſtät ſelbſt vom Throne ſchmeißen und nöthigen, ihm die Schuhe nachzutragen. Ein Roſenfeldianer könne mit ſeines Glaubensgenoſſen Frau und Tochter zuhalten; nur nicht mit Chriſten, das ſei als mit Vieh. Wenn man bis 1770 wartete, würde man das über Chriſtus erfahren, das ſie jetzt nicht ſagen dürften.“

Jene facultative Macht, mit den Frauen ihrer Glaubensgenoſſen nach Belieben umzugehen, deren ſich dieſe Roſenfeldianer rühmten, war indeß in den Lehrſätzen ihres Meiſters nicht ausgeſprochen. Ebenſowenig mochte Friedrich der Große, der auf den Lorbern des ſiebenjährigen Krieges ruhte, damals ahnen, daß in ſeinem eigenen Reiche ein Feind laure, ihn vom Throne zu ſtürzen und zu demüthigen.

Die Unterſuchung zog ſich ſehr in die Länge, da man von Gerichts wegen nach allen Orten ſchrieb, wo eine Vorunterſuchung gegen Roſenfeld ſtattgefunden. Inzwiſchen erfolgte im Dezember 1769 ein Urtheil, deſſen weſentlicher Inhalt der

war, daß Roſenfeld im berliner Irrenhauſe bis zur Probe ſeiner Beſſerung einzuſperren; jeder ſeiner Anhänger aber zur Strafe ein Jahr in Spandau ſitzen ſolle.

Dadurch ward das Uebel nur ärger. In Bieſenthal verbreitete ſich die Gemeinde, die ſo viele Märtyrer aufzuweiſen hatte, ungemein. Beſonders thätig waren die zurückgebliebenen Glieder der Glanz'ſchen Familie. Sie wollten ſich des Märtyrers, ihres Stammhauptes, würdig zeigen. Dem Verbote und der Strafe zum Trotz, verſammelten ſie ſich wieder im ſelben Hauſe, nur in noch größerer Zahl, und verkündeten laut Jedem, der es hören wollte, der neue Meſſias werde wiederkommen mit Feuer und Schwert, und der Prediger Fehland würde das erſte Schlachtopfer ſeyn.

Es entſtand ein förmlicher Tumult in dem genannten Jahre 1770, welches aber doch nichts Außerordentliches bringen wollte. Einige drangen zum Prediger Fehland ſelbſt in's Haus, und betrugen ſich gegen ihn auf die unanſtändigſte, tumultuariſchſte Weiſe. Es waren Zeichen da, als ob ſie noch Schlimmeres gegen ihn beabſichtigten. Man warf zerriſſene Blätter eines Geſangbuches aus dem Fenſter und rief den Kindern zu, ſie möchten damit Karten ſpielen.

Eine beſonders thätige Rolle ſpielte dabei jener abtrünnige Gläubige, der vorhin eine Art Judasrolle gegen Roſenfeld geſpielt. Spandau und das Irrenhaus hatten eine andere als die erwartete Wirkung hervorgebracht. Er empfand ſein ganzes Unrecht, einen ſolchen Mann verlaſſen zu haben, der nun im hellen Glorienſchein des Märtyrerthums leuchtete. Richter, welcher vorhin ſeinen Meiſter bei den Gerichten als Böſewicht angegeben, bekannte ſich in raſchem Umſchlag wieder zu ſeiner Lehre, und verſäumte nichts, um ſeine Reue und ſeinen wiedergewonnenen Glauben vor den Leuten leuchten zu laſſen. Es war jetzt, daß er den oben citirten Hirtenbrief an die Gemeinde und die anklagenden Stellen vorn in das Geſangbuch ſchrieb; und ſo laut und ſo ungeſtüm ſchrie er ſeinen Glauben durch die Straßen aus, daß man genöthigt war, jetzt auch ihn zu verhaften, und, nach erfolgtem Urtheil, auf ein Jahr nach Spandau zu ſchicken.

Befragt über den Grund ſeiner frühern Angaben und wie er ſein Urtheil ändern könne, wenn er die Thatſachen noch für richtig halte, welche ihn zu dem Vorigen bewogen, erklärte Richter: „dazu habe ihn das Gerede der Leute von der getriebenen Unzucht und die Schwängerung des Mädchens in Stendal gebracht; jenes aber beruhe auf Unwahrheit, zu dieſem aber werde Roſenfeld gewiß ſeine guten Gründe gehabt haben, da er nie etwas Unrechtes thun können. Im Uebrigen müſſe er den Roſenfeld'ſchen Sätzen beipflichten, weil er ſie in der heiligen Schrift gegründet finde. Den Prediger Fehland aber könne er nur für den Teufel halten, denn er predige vom Tode, und nur durch des Teufels Neid ſei der Tod in die Welt gekommen."

Roſenfeld befand ſich inzwiſchen in Berlin in nicht zu ſtrenger Haft. Das Irrenhaus trug nur dazu bei, ſeine Glorie in den Augen ſeiner Anhänger zu vermehren. Sein treuer Gumto und deſſen Familie beſchloſſen Alles zu thun, was in ihren Kräften ſtehe, um den Heiland, der für ſie litt, für ſeine Leiden zu entſchä-

digen, und Roſenfeld nahm dieſe Unterthanentreue gnädig hin. Hierauf forderte er etwas, und es geſchah etwas, was des Ortes werth war, eine ſo empörende Handlung, daß es der Autorität der Acten bedarf, um ihr vollen Glauben zu ſchenken.

Gumto's Frau mußte, auf ihres Mannes Befehl, ihre jetzt fünfzehnjährige Tochter, die ſich bei Verwandten in der Nähe von Templin befand, abholen. Auf dem Wege nach Berlin ſagte ſie ihr, ſie ſollte Roſenfeld vorgeſtellt werden. Sie ſolle nur genau Acht haben auf deſſen Worte und Vermahnungen und ihnen folgen. Was Roſenfeld ſage, ſei recht, ihr bisheriger Glaube aber irrig, und ſie wäre ewig verflucht, wenn ſie Roſenfeld's Lehre nicht annehme. — Unterweges nahm man, in Bieſenthal, noch einen Mann und eine Frau aus der Gemeinde, um der Pilgerfahrt die rechte Weihe zu geben, mit, und kurz vor Berlin ward der jungen Dirne eröffnet, ſie ſollte eine von den ſieben Jungfrauen werden, wozu ſie ſchon durch die Geburt beſtimmt ſei, und müſſe demzufolge Alles thun, was Roſenfeld ihr ſagen und verlangen würde.

In der Dämmerung kamen die vier Perſonen im Irrenhauſe an, und wurden vom Thürhüter in eine beſondere Stube gewieſen. Roſenfeld, von ihrer Ankunft benachrichtigt, erſchien. Er fragte das Mädchen, ob ſie eine Braut Chriſti werden wolle? Sie antwortete: Ja! Er fuhr fort: So müſſe ſie auch Alles thun, was er von ihr verlange. Ob ſie das aufrichtig wolle? Als das Kind auch hierauf ja antwortete, vollzog er mit ihr Angeſichts der gegenwärtigen Perſonen, nämlich der eigenen Mutter, ihres nachmaligen Schwagers Lüdemann, und einer Frau Naumann, eine vollſtändige Schändung.

Dann ſprach er: „Dieß iſt die Verſiegelung, wodurch wir Beide auf's Genaueſte mit einander verknüpft ſind, und wodurch ich überzeugt werden mußte, daß du noch vorher mit keiner Mannsperſon zu thun gehabt. Mache dir auch mit keiner andern dergleichen zu thun, wenn du nicht ewig verloren gehen willſt." Zugleich aber ermahnte er die Umſtehenden, ihm n i c h t h i e r i n nachzuahmen, denn was er gethan, ſtehe nur ihm frei, indem er der Chriſt ſei, von welchem geſagt worden, daß er kommen ſolle. Dann blieben die fünf Perſonen noch etwa eine Stunde beiſammen, das Mädchen aber ward zu ihren Verwandten gebracht, wo ſie gegen vier Jahre blieb.

Im März 1771 berichteten die Inſpektoren des berliniſchen Irrenhauſes: „Roſenfeld ſei ein wahrhaftes Exempel von Liebe und Mitleid; den Elenden in der Anſtalt ſei er aus eigenem Antriebe unverdroſſen und gern zur Hand gegangen, habe die Kranken fleißig abgewartet und ſich als ein getreuer Gehülfe der Irrenwärter gezeigt. Freilich möchten ſie ihn um deßhalb ungern miſſen, doch bitte er allzu dringend um ſeine Entlaſſung." Da auch der Arzt des Hauſes über ſein ſtilles und ordentliches Betragen berichtete, und daß ſeine Vernunft nichts weniger als zerrüttet ſei, ward ſeine Entlaſſung verfügt, jedoch unter der Bedingung, daß Roſenfeld ſich bei einem bekannten, guten Bürger einmiethe, welcher, falls ſich

abermals ſchwärmeriſche Religionsideen bei ihm einſtellten, darüber ſofort dem Magiſtrat berichten ſolle.

Dieſer bekannte gute Bürger fand ſich auch ſogleich in der Perſon des Schloſſermeiſters Zimmermann in Berlin, der ihn willig aufnahm, und ſich für ihn verbürgte, weil — er einer ſeiner eifrigſten Anhänger war. Doch zur Zeit noch ohne Wiſſen der Behörden. Zimmermann, ein rechtlicher, fleißiger Mann, hatte ſich im Zorne an dem Präfecten des Werder'ſchen Sängerchors vergriffen, und mußte deßhalb auf kurze Zeit in Spandau ſitzen. Hier hatte er die Roſenfeldianer kennen gelernt, und ward, noch ehe er Roſenfeld ſelbſt geſehen, eines der eifrigſten Glieder ihrer Gemeinde. Aus der Haft entlaſſen, ward der redliche Bürger, der fleißige Handwerker einer der fanatiſirteſten Schwärmer für den neuen Heiland. Seinen Beruf vernachläſſigend, brutal gegen ſeine vernünftige und gute Frau, die ſich von ihm nicht wollte bekehren laſſen, lag er nur im Irrenhauſe, um Roſenfeld's Lehren anzuhören, und war ſo ganz von ſeiner Gegenwart beſeligt, daß er es für das größte Glück hielt, als Roſenfeld ihm im Mai 1771 in's Haus gegeben ward.

Die Bedingung, daß Roſenfeld Berlin nicht verlaſſen ſolle, ward ſchlecht erfüllt. Zimmermann ſtarb bald darauf und Niemand kümmerte ſich um den neuen Meſſias. Er zog zu einem andern Wirth, und verſuchte auch in Charlottenburg ſeine Gemeinde zu vergrößern, wo aber ſchon eine andere, nun vergeſſene religiöſe Secte, die Muſefeldiſche, graſſirte, und ſein Anhang gering blieb.

Im Jahre 1775 ſchlug er ſeinen dauernden Wohnſitz in Berlin auf, und mit einer Frechheit, welche nur damals bei den ſehr laxen Sittengeſetzen möglich war. Er ſchrieb an ſeine Anhänger Befehle aus, ihm die ſieben Jungfrauen zu beſtellen, um mit denſelben an das große Erlöſungswerk zu gehen. Niemand machte Einwendungen. Der Schäfer Gumto lieferte drei Töchter, der Weber Glanz aus Bieſenthal deren zwei, und zwei ein anderer Anhänger Meyer. Alle betheuerten ſpäter als reine Jungfrauen zu Roſenfeld gekommen zu ſeyn, und, nach ihren naiven Ausſagen in den Protokollen, darf man ihrer Verſicherung Glauben beimeſſen.

Mancher Leſer erinnert ſich wohl noch eines Kupferſtiches von Chodowiecki aus dem vorigen Jahrhundert, welcher den Sultan Roſenfeld in ſeinem Serail vorſtellt. Als ein kaltherziger, grauſamer Wollüſtling verfuhr er gegen die armen, ihm im dummen Vertrauen hingegebenen Geſchöpfe. Nur eine von ihnen liebte er — wenn dieſes Wort hier paſſend iſt — ſie war ſeine Favoritin, ſeine nächtliche Bettgenoſſin; er erzeugte auch drei Kinder mit ihr, von denen jedoch nur das eine am Leben blieb. Die andern waren ſeine Sclavinnen, Sclavinnen ſeiner Luſt, die er zu ſich rief und wieder fortſchickte, je nach dem Kitzel ſeiner Sinne; aber auch Sclavinnen im buchſtäblichen Sinne. Sie mußten für ihn arbeiten, vom Morgen bis in die ſpäte Nacht Wolle ſpinnen. Sechs arme Mädchen, einige davon kaum über das Kindesalter, mußten den, ſeiner Wolluſt und ſeiner Faulheit bequem hinlebenden Mann allein ernähren! Jetzt erſt war es, wo Roſenfeld die

Geſchenke und Opfergaben ſeiner Anhänger abwies; er lebte vom Erlös der Arbeiten der armen geplagten Geſchöpfe; denn ihr Leben war ein geplagtes; er prügelte ſie und ließ ſie hungern. Sein ausgeſprochener Grundſatz war: ſie müßten ſich nicht ſatt eſſen, ſondern nüchtern bleiben, um das Himmelreich zu ſchauen und das Werk zu vollenden. Alles weltliche Fleiſch aber müſſe heruntergezehrt werden. So tyranniſch, und wie ſich bei der Tyrannei von ſelbſt verſteht, auch mißtrauiſch war ſein Regiment, daß er den armen Geſchöpfen nicht erlaubte, mit ihren Aeltern zu reden; ja er verhinderte ſogar, daß ſie auch nur unter einander ſich beſprachen.

Die Favoritin war die eine Tochter ſeines enthuſiaſtiſchen Anhängers Glanz. Je mehr er ſie auszeichnete, um ſo ſchnöder behandelte er ihre Schweſter, welche das Unglück hatte, von der Favoritin, trotz des nahen Verwandtſchaftsbundes, auf's Tödtlichſte gehaßt zu werden. Die Arme konnte es nicht mehr aushalten und entlief einſt, von Hunger und Kummer überwältigt, zu ihrer Mutter. Aber Roſenfeld erſchien vor der Thür und drohte, wenn ſie nicht wiederkäme, gehörte ſie nicht zu den ſieben glücklichen Jungfrauen, ſondern ſei ewig verdammt und verloren. In unglaublicher Befangenheit und Verblendung zwang die Mutter ihre Tochter zu dem furchtbaren Manne zurückzukehren. Das Mädchen klagte zu einer ihrer Leidensſchweſtern, einer Gumto'ſchen Tochter: „Meine Schweſter und Roſenfeld haben mir ſchon das Mark aus den Knochen geſogen; jetzt gehts auf's Herz los, das werden ſie auch bald abfreſſen.“ Sie hatte richtig prophezeit. Die Unglückliche ſtarb bald darauf.

Sie war nicht die Einzige, welche die Behandlung, den Druck und die Noth nicht aushalten konnte. Eine andere ſeiner gezwungenen Beiſchläferinnen, Namens Meyer, ging von ihm fort, und war kaum zu ihren Eltern zurückgekehrt, als der Tod ſie ereilte. Auch des frommen und gläubigen Gumto's Töchter entliefen. Alles das empörte weder die Eltern, noch öffnete es den Anhängern die Augen. Man hörte von keiner Beſchwerde oder Klage; vielmehr heiratheten (zwiſchen 1775 und 1777) zwei von Roſenfeld's älteſten und eifrigſten Anhängern, in Berlin zwei von den Gumto'ſchen Töchtern.

Dieſe beiden Anhänger, die ſich mit ſeinen Beiſchläferinnen verheiratheten, traten um deßhalb nicht aus ſeiner Gemeinde; vielmehr, feſt an ſeiner Lehre hangend, gerieth der eine, Richter, im Jahre 1778, und der andere, Lüdemann, 1779 mit den Predigern ihres Kirchſprengels in Streit, weil ſie ihre neugebornen Kinder nicht wollten taufen laſſen. Des Einen Kind ſtarb aber bald, das des Andern blieb wirklich ungetauft. Lüdemann erklärte bei den Verhandlungen deßhalb mit ernſter Miene, daß er nicht zu ſterben hoffe. Noch 1781 äußerte er, er wiſſe noch nicht, ob Roſenfeld Recht habe, oder nicht. Zwar ſei ihm ſein fleiſchlicher Umgang mit den ſieben Mädchen bedenklich; indeſſen er müſſe es dahingeſtellt ſeyn laſſen. Es müſſe ſich ja nun bald ausweiſen.

Erſt im Jahre 1780 kam die ärgerliche Sache wieder zur öffentlichen Kenntniß, und zwar durch die Denunciation eines der eifrigſten Anhänger der Secte; eine Denunciation, faſt ſo merkwürdig als die Secte ſelbſt. Der alte ehrliche

Schäfer Gumto reichte beim Könige Friedrich II. eine Klage gegen Roſenfeld ein, nicht darauf gerichtet, ihn für einen Betrüger zu erklären, nicht ihn zur Unterſuchung zu ziehen und zu beſtrafen, ſondern darüber, daß er nicht erfüllt habe, was er verſprochen. In rührender Einfalt klagte der Schäfer ſeinem Könige die Undankbarkeit des neuen Meſſias, dem er doch 15 Jahre treu geweſen, und ihm alle ſeine drei Töchter gegeben hätte, weßhalb er jetzt in Armuth, Spott und Verachtung gerathen ſei. Er wiſſe nun nicht mehr aus und ein, was er mit Roſenfeld's Lehre machen ſollte; alſo bäte er den König, daß er Roſenfeld prüfe, ob etwa ſeine Lehre nicht die rechte und er nicht der rechte Meſſias wäre, wovon er ſich jedoch noch nicht überzeugen könne! Wenn das aber wäre, dann möchte der König ihn beſtrafen.

Aber in derſelben Eingabe erklärte der ehrliche Mann, als gereue ihn ſchon, einen ſolchen Mann angeklagt zu haben, daß, was an ihm ſei, er ſich nach der Schrift und nach der Vernunft, völlig überzeugt halte, daß Roſenfeld wirklich der ſei, für den er ſich ausgegeben, nämlich — der gerechte und lebendige Gott.

Dieß war in der ganzen Weltgeſchichte wahrſcheinlich noch nicht vorgekommen. Der Anhänger einer neuen Lehre, noch im Glauben, daß ſein Meiſter ſein Gott ſei, verklagt dieſen ſeinen Gott bei der weltlichen Obrigkeit, bei demſelben Könige von Preußen, welcher, dieſer Lehre zufolge, der große Drache iſt, daß er ihm gegen ſeinen Gott Recht ſchaffe. Es ſpricht deutlicher als etwas ſonſt von Gumto's Begriffsvermögen, welches dem der Mehrzahl vieler der andern Anhänger wahrſcheinlich glich.

Durch dieſe Klage ward die Sache mit den ſieben Siegeln und den ſieben Jungfrauen zum erſten Mal bekannt. Friedrich der Große duldete Vieles, was unſere Sittlichkeitspolizei nicht duldet; dieß durfte er nicht dulden, und die gerichtliche Unterſuchung und der Criminalprozeß gegen Roſenfeld ward eingeleitet.

Aus den veröffentlichten Actenauszügen dieſes Prozeſſes erfahren wir weniger den äußern Hergang deſſelben, als die Lehrſätze und die innere Geſchichte der Secte. Auch mag jener ſehr einfach geweſen ſeyn, da Roſenfeld im Allgemeinen ſich nicht auf's Leugnen legte, ſondern im Thatſächlichen ein freies, unumwundenes Geſtändniß ablegte. Ueber die zarte Grenze, wo er als Betrüger und wo als ſelbſtbetrogener Schwärmer und Fanatiker erſcheint, werden auch die Acten ſchwerlich den Aufſchluß geben, welchen unſere Leſer und wir ſelbſt wünſchen müſſen. Es muß daher Jedem überlaſſen bleiben, aus den folgenden Mittheilungen ſich ſelbſt ein Reſultat zu ziehen.

Roſenfeld, mit Vornamen Johann Paul Philipp, war 1731 im Eiſenach'ſchen geboren. Er war von geſunder, feſter Leibesbeſchaffenheit, und erinnerte ſich nie krank geweſen zu ſeyn. Aber der Hang zum weiblichen Geſchlechte war ſchon von Jugend auf, wie er ſelbſt geſtand, in ihm vorherrſchend. Nach dem Gutachten der Aerzte fand ſich bei ihm keine Spur von Wildheit oder Verrücktheit, auch nicht von melancholiſcher Furchtſamkeit oder blödſinniger Verwirrung; vielmehr zeigte er

in allen Geſprächen viel Gegenwart des Geiſtes, Ueberlegung, ehe er antwortete, und ziemlich viel Verſtand; aber immer dabei ein ſcheinheiliges, kriechendes Weſen.

Roſenfeld ſtammte aus einer guten Familie. Sein Vater war Kriegs- und Kammerrath in Weimar geweſen, und als Landrath in Stuttgart geſtorben. Seines Vaters Bruders Frau, der Kammergerichtsrath in Berlin geweſen, lebte noch daſelbſt während ſeiner ſectirenden Umtriebe. Er hatte, durch die Gunſt dieſer Familienverhältniſſe, einigermaſſen eine gelehrte Erziehung genoſſen, aber keine ſittlichen Vorbilder in ſeinem elterlichen Hauſe geſehen. Der Vater lebte mit der Mutter entzweit, und der Sohn hielt ſich in dieſen Zwiſtigkeiten zum Vater, welcher mehrere Maitreſſen unterhielt. Später war Roſenfeld zu einem Landprediger in Penſion gegeben, auf den er aber übel zu ſprechen war. Einſt ſagte er vor Gericht: „Wenn ich die Prediger ſchimpfe, ſo meine ich ſolche, die wirklich falſche Lehren vorbringen, die ſo ſind, wie der Magiſter Schenk." Wenn ich mit ſeinem Pathen Chriſtian ſpielen mußte, und der gewann, ſo ſagte er: „Ach, der Chriſtian behält doch die Oberhand über den Johann. Der Chriſtian iſt nachher Apotheker geworden, und der Magiſter Schenk ohne Erben geſtorben." Er hielt es für das entſetzlichſte Schickſal, ohne Kinder zu hinterlaſſen, aus der Welt zu gehen.

Unſtät und locker, wie er war, wählte er das Jägerleben. Er ſchickte ſich aber ſchlecht zum Dienen, und hatte in 15 Monaten drei Herrſchaften. Endlich gelang es ihm doch, eine Unterförſterſtelle beim Markgrafen von Schwedt zu erlangen, wo er längere Zeit aushielt, ſich verheirathete und vier Kinder erzeugte. Aber auch hier hielt er es nicht aus. Er klagte bitter über das ihm durch die Oberförſter widerfahrene Unrecht. Gewiß iſt, daß er wegen einer falſchen Holzaſſignation zur Unterſuchung gezogen wurde, aber wieder freikam. Dieß habe, wie Einige verſichern, ſeinen Verſtand zerrüttet. Dazu machte ſeine Mutter ein Teſtament, worin ſie ihn, zum Beſten ſeiner Kinder, enterbte. Unfriede herrſchte zwiſchen ihm und ſeiner Frau; er beſchuldigte dieſe und deren Mutter ſchweren Unrechts gegen ihn, daß ſie es mit ſeinen Feinden gehalten, ihn verrathen, wozu ſie durch einen Prediger verleitet worden.

Genug, er verließ den Dienſt, tief ergrimmt über die Prediger, die Weiber, die Gerechtigkeit in dieſer Welt. Von ſeiner Frau betrachtete er ſich gänzlich geſchieden. Ueberall, wo er hinkam, ſprach er von der jetzt eingeführten Herrſchaft der Weiber über die Welt. Er erklärte den Leuten, er fühle ſich berufen, dieſes Uebel abzuſtellen, und das M ä n n e r r e ch t, wie er es nannte, wieder einzuführen.

Nun umherirrend, bildete ſich in dem zerſtörten Gemüthe des Mannes ein fixer Gedanke aus, der zu einem Syſtem wurde, an das er zum Theil ſelbſt geglaubt haben mag, von dem er aber, als er die Wirkungen ſah, auch mit voller Berechnung die Vortheile für ſich zog. Im Müßiggange, zu dem er von früh an Luſt gehabt, im Fröhnen ſeinen wollüſtigen Neigungen, brütete er an einem Lebensplan, welcher Beiden volle Nahrung verſprach, und ihm zugleich gerechtfertigt erſchien durch ſein Rachegefühl gegen Obrigkeit und Weiber, die ihm Unrecht gethan.

Mehr Blicke in den innern Prozeß ſeiner Verſtellungen und Machinationen

werden uns nicht geſtattet. Vom Jahre 1762 an zog er umher, ſeine Lehre zu predigen. Ohne Paß und Geld, zerlumpt, wie er war, griff man ihn mehrmals auf und ſteckte ihn ein, zwei Mal in Schwedt ſelbſt, in Frankfurt an der Oder, zu Magdeburg, zu Bedra zwiſchen Leipzig und Naumburg, immer aber nur auf kurze Zeit und als Bettler und Vagabunden. Für einen neuen Religionsſtifter fehlte der Polizei zu Ende des ſiebenjährigen Krieges die Rubrik.

Vor Gericht geſtellt, nach ſeiner erſten Verhaftung wegen Religionsunfug in Bieſenthal, trat er kühn auf und legte ſein Glaubensbekenntniß, anſcheinend in vollem Selbſtbewußtſeyn ſeiner göttlichen Sendung, ab. Es lautete im Weſentlichen dahin:

„Er gehe nicht in die Kirche, denn er fände in der Schrift keinen andern Glauben, als den, welchen Abraham, Iſaak und Jakob gehabt, welches fromme Männer geweſen. Unſer Herz ſei Gottes Tempel; Gott wolle nicht ſteinerne Tempel haben. In der Kirche geſchehen gottesläſterliche Sachen, weil man da ſage, es ſei ſchon Alles geſchehen, und in der Bibel ſtände doch, vorzüglich in der Offenbarung Johannis, es ſoll erſt geſchehen. Er könne dem nicht glauben, der ihm das Leben abſpräche. Nun ſagten aber die Prediger, wir würden ſterben, welches doch nicht geſchehe, wenn man nur fromm lebe. Er glaube das tauſendjährige Reich, das in Abſicht ſeiner ſchon angegangen ſei. Denn er habe Gottes Stimme gehört (Hebr. 4.). — Er gehe täglich zum Abendmahle; denn Gott hätte Brod und Wein gegeben; wer das unrecht gebrauche, ſei ſchuldig am Blute des Herrn. Chriſtus hätte es ſelbſt nur ſo gemeint; zuſammenzukommen, ordentlich zu eſſen, und dabei an Gott zu denken. — Die Taufe verwarf er nicht; doch käme es auf's Waſſertaufen nicht an; Gott ſage, wir würden auch mit Feuer getauft werden. Er glaube nur einen Gott, aber drei Eigenſchaften. Er habe ſich noch nicht für den Meſſias ausgegeben, ſo platterdings, ſondern nur geſagt: wer nach Gottes Geſetzen und Rechten einhergehe, der ſei mit dem heiligen Geiſte geſalbt, und ſolche werden Könige und Prieſter ſeyn. Seinen Anhängern habe er Königreiche verſprochen, nur in ſo weit uns die Schrift Geſalbte und Könige nennt. Er habe keine Soldaten, könne den König nicht abſetzen. Obad. 21 ſtände: Es würden Heilande heraufkommen, die würden die Welt richten. König ſei ein Jeder, wenn er nach Gottes Gerichten über ſich ſelbſt herrſche. — Der König ſei der große Drache, weil, wie der Drache Alles verſchlinge, der König ein Schwert habe, uns Alle zu tödten, wenn wir ſündigen. — Die Leute brauchten nicht mehr zu arbeiten, ſo wie im Zacharias ſtehe, wenn die Zeit komme, dürfe man nicht mehr arbeiten, nämlich auf eine ſo ſklaviſche Weiſe. — Er glaube, er ſei in der Wahrheit und im Rechte, und das ſei Jeſus Chriſtus. Jeſus Chriſtus wolle ja in uns wohnen und wandeln in der Wahrheit und im Rechte. — Mit der Richterin in Stendal habe er ſich abgegeben, weil ſeine Frau ihn verlaſſen habe, das hielte er nicht für Unrecht noch Hurerei, ſondern er habe ſeinen Namen und Geſchlecht nicht wollen untergehen laſſen, und das könne Gott und dem Könige nicht zuwider ſeyn."

Schon in dieſem erſten Geſtändniß ſieht man, daß er, was den Punkt der Obrigkeit betrifft, ausweichend und fein zu Werke ging. Er wiederholte auch öfters, er wäre gänzlich der Obrigkeit unterthan, und müſſe und könne nichts gegen ihren Willen thun. Seine Anhänger dagegen behaupteten, er habe zu ihnen geſagt, ſie müßten für jetzt gehorchen, ſo lange die Drachen noch die Gewalt hätten.

Weniger kühn und entſchieden benahm er ſich bei der zweiten Unterſuchung im Jahre 1781, nachdem ſo viel Thatſächliches gegen ihn vorlag. Seine Sprache war verwirrter, vielleicht aus Angſt, vielleicht in der Abſicht, um von ſeinen Richtern für geiſtesverrückt angeſehen zu werden. In einem der erſten Verhöre erklärte er wie in aufgeregter Stimmung: man gehe darauf aus, das Männer- und Weiberrecht zu verkehren; und dieß aufrecht zu erhalten, dahin ſei ſeine Abſicht von je an gegangen. Das Weib habe die Uebertretung angefangen und eingeführt, und er nichts Anderes gethan, als das menſchliche Geſchlecht erhalten wollen. Selbſt Eva habe gleich bei ihrer erſten Niederkunft geſagt: Ich habe den Mann, den Herrn; wo ſei da der Vater geblieben? — Er bejahte alle Fragen, auch auf die, ob er ſich nicht für Chriſtus und Gott ſelbſt ausgegeben, erwiederte er ohne Bedenken: „Ja, das habe ich gethan," und unterſtützte es nach ſeiner Art mit einer Menge ſchnell hercitirter Bibelſtellen, ob ſie nun zu der Frage paßten oder nicht paßten. Nur läugnete er, was ihm zur Laſt gelegt worden, daß er mit den andern ſechs ſeiner Beiſchläferinnen den fleiſchlichen Umgang in der Art gepflogen, daß ſie nicht ſchwanger werden können. Dieß ſei, erklärte er, nur die Folge davon geweſen, daß die ſechs allzuſehr mit Sünden behaftet geweſen und nicht den rechten Gehorſam gegen ihn gehabt hätten.

Daß Chriſtus nicht der rechte Meſſias ſei, habe er allerdings gelehrt, denn das ſtände ſchon Offenbarung 1, 8 geſchrieben: „Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, ſpricht der Herr, der da iſt, der da war und der da kommt, der Allmächtige!" Aus Schriftſtellern habe er behauptet, daß noch ein Zweiter kommen müſſe. Er habe ſich dafür ausgegeben, jedoch nach dem Glauben. Denn es ſei eines Jeden Sache, ſich davon zu überzeugen, und er hätte es eines Jeden Glauben überlaſſen. Der Glaube ſei von Gott und laſſe ſich nicht erzwingen. Auch habe er ſich den einzigen wahren Gott genannt; es ſtände aber bei Jedem, zu glauben, was er wolle. Uebrigens ſtehe geſchrieben: Unendlich groß iſt das Geheimniß, und das Reich Gottes müſſe wachſen und zunehmen, und ſei nicht gleich groß geweſen, und das Verwesliche ſolle anziehen das Unverwesliche. Man könne doch die Auferſtehung nicht läugnen. Es ſei nicht ſo zu verſtehen, als ob er ſich in der Welt hätte groß machen wollen, ſondern es ſei vom geiſtlichen Reiche zu verſtehen. Auf die Frage, ob er wiſſe, wer Gott ſei, antwortete er: „Ein Geiſt, allwiſſend, allmächtig, allgegenwärtig, allgütig." Als man ihn nun anging, wie er ſich denn dafür ausgeben könne, da er keine dieſer Eigenſchaften habe, hatte er keine andere Antwort, als: „Ich will den Herrn nicht verſuchen, er iſt von Zion weggewichen." Man ſtellte ihm vor, dieß ſei Gotteslästerung. Er erwiederte: Nein! denn es ſtände geſchrieben: „Er hielt es nicht

für einen Raub, Gott gleich zu ſeyn. Alles dieſes habe er nicht des Wohllebens wegen gelehrt, er habe ja elend und jämmerlich genug leben müſſen, ſondern um das Vaterrecht wieder herzuſtellen; denn wer kein Vaterrecht und kein Manns- und kein Frauenrecht glaube, der glaube auch keinen Gott. Auch nicht der Wolluſt wegen habe er die Mädchen gehalten, ſondern blos damit ſein Geſchlecht nicht ausgerottet werde, blos um Stamm und Namen zu erhalten. Der Mann müſſe doch herrſchen; darum habe er auch das Geld, das die Mädchen verdient, an ſich genommen. Die Mädchen hätten ſich ſelbſt auch prüfen ſollen, ob ſie zu dem großen Werke tüchtig wären; auf die Jungfrauſchaft käme es nicht an, ſondern auf die Geſinnung des Herzens. Der Gehorſam und das Bauen müßten wieder hergeſtellt werden. Aber die Mädchen wären voll Liſt und Ränke geweſen, hinter ſeinen Rücken hätten ſie gefreſſen und üppig gelebt. Er habe ihnen deutlich vorgeſtellt, daß in der Welt Alles zum Verderben und Untergang gerichtet ſei. Das Weib müſſe alſo wiederum den Mann ſuchen. Das Ehebett müſſe doch gehalten, und der Bund und die Verſöhnung zwiſchen Mann und Weib wieder hergeſtellt werden. Er hätte ſieben haben müſſen, weil er nicht wiſſen können, welche die Rechte ſei, die ihm beſtimmt geweſen, und die treu bleiben, und auf's Bauen, nicht auf das Verderben gehen würde. Die eine Glanzin allein hätte ſich darnach aufgeführt, und den Mann nicht zu verderben noch zu verſchlingen geſucht. Darum hätte er es auch beſonders mit ihr gehalten, wolle beſtändig bei ihr bleiben, und wünſche mit ihr ordentlich getraut zu werden."

Ein Wunſch, der natürlich nicht in Erfüllung ging. Seine Kenntniß der Bibel war außerordentlich groß. Er fand für jede Anführung einen Beleg in der Schrift, was freilich allen Schwärmern und Sektirern gelungen und zu allen Zeiten ihre Macht war, gegen die im Wege der Vernunft nicht zu kämpfen iſt. Noch weniger ſind gegen ſie die Waffen, welche die Philologie an die Hand gibt, zu brauchen. Nach den Büchern, welche man in ſeiner Bibliothek fand, zu ſchließen, hatte ſich Roſenfeld wenigſtens in letzter Zeit auch mit Studien beſchäftigt, die dahin einſchlagen. Man fand verſchiedene Grammatiken und Wörterbücher der hebräiſchen, griechiſchen, lateiniſchen, franzöſiſchen, engliſchen, italieniſchen Sprache, einige Anfangsbücher in derſelben, ein deutſches Compendium der Geſchichte und Geographie, Kalender, politiſche Broſchüren und Anderes. Vergebens ſuchte man nach Schriften von ältern Schwärmern und Fanatikern. Außer der Bibel fand ſich bis auf einige Predigten von der chriſtlichen Kinderliebe eigentlich kein religiöſes Buch vor; dagegen der Koran und eine Schrift über das ſchädliche Blut, welches über die Juden vier Mal des Jahres kommt. Außerdem ein Manuſcript von ſeiner Hand, eine höchſt mühſame und genaue Abſchrift der bei der lutheriſchen Bibelüberſetzung nicht befindlichen apokryphiſchen Bücher. Seine Ermahnungszettel an ſeine Gemeinde enthielten meiſtens Stellen aus dieſen Büchern, demnächſt aus der Offenbarung Johannis und dem Briefe an die Hebräer.

Auf den äußern Schein hat Roſenfeld wenig gegeben. Er verlangte von ſeinen Anhängern auch nicht einen Schatten von göttlicher Verehrung. Auch in

ſeinem Sultanleben in Berlin bewahrte er das dürftige Aeußere, welches er als wandelnder Prophet zur Schau getragen. Dagegen war er ſtreng und ſcharf in den Sittengeſetzen gegen ſeine Gemeinde. Er foderte ſie mit aller Strenge auf, fromm und rechtſchaffen zu wandeln, Niemand zu betrügen, ſondern gegen Jeden gerecht zu ſeyn. Doch führte er ſeltſamerweiſe bei dieſen Sectengeboten weder in ſeinen Reden noch Aufſätzen die dahin ſchlagenden moraliſchen Stellen der Bibel an.

Von den Geſchenken ſeiner Anhänger hatte er nichts erübrigt; er nahm nur ſo viel, um ſein müßiges Leben fortſetzen zu können. Auch der Erlös von den Arbeiten der Mädchen diente nur zu dieſem Zwecke. Habſucht und Geiz waren ihm daher in ſeinem Prophetengeſchäft nicht hinderlich. Das erklärten ſelbſt ſeine Ankläger. Wie feſt das Vertrauen derſelben noch nach allen Täuſchungen, ja ſelbſt nach allen Mißhandlungen war, geht aus vielen Zügen hervor. So verſicherte die eine Gumto'ſche Tochter, die ſo viel wie die andern von ihm gelitten, noch vor Gericht: ſie glaube doch, daß Roſenfeld der einzige, wahre Gott ſei, und gewiß der große Erlöſer. Darum habe ſie auch immer gebetet, Gott möge ihn doch das große Werk vollführen laſſen, wozu er ihn geſandt.

Der Criminalſenat des Kammergerichts verurtheilte nach geſchloſſener Unterſuchung Roſenfeld zum Staupenſchlag und lebenslänglicher Feſtungsſtrafe. Das oberſte Criminaldepartement nach dem damaligen Inſtanzengange änderte das Urtheil dahin: Zuchthaus nebſt tüchtigem Willkommen; und wenn er ſich mit Frauensperſonen würde abgeben wollen, nachdrückliche Züchtigung. Uebrigens ſei nach zwei Jahren von ſeiner Aufführung zu berichten.

Dieſes letzte Urtheil war ihm am 5. Dezember 1781 publizirt worden. Er appelirte dagegen. Inzwiſchen hatte ſich der König die Sache ſelbſt vortragen laſſen, und verordnete durch eine Kabinetsordre vom 12. Januar 1782, daß es bei der Entſcheidung des Criminalſenats verbleiben ſolle. Roſenfeld's weitere Vertheidigung ward zwar zugelaſſen, indeſſen blieb es bei der letzten (königlichen) Verordnung, wie die Worte lauten.

Am 8. November 1782 erlitt Johann Paul Philipp Roſenfeld, der neue Meſſias, öffentlich in Berlin den Staupenſchlag, ohne daß ein Wunder geſchah. Nachdem er ihn überſtanden, beſtieg er den bereit ſtehenden Wagen. Er rief zum verſammelten Volke: „Iſt Jemand, der mich beſchuldigen kann, hab' ich ihm Leides gethan, ihn betrogen oder beſtohlen? Der rede, hier bin ich!“ Es antwortete Niemand und der Wagen rollte nach Spandau fort. Vor der letzten Entſcheidung ſeines Prozeſſes hatte Roſenfeld um die Vergünſtigung gebeten, daß ſeine damals ſechstehalbjährige Tochter chriſtlich getauft werde. Es geſchah in ſeiner und der Gegenwart mehrer von Roſenfeld's Anhängern.

3. Die Secte in Jöllenbeck.

Eine wie außergewöhnliche Erſcheinung der neue Meſſias Roſenfeld im philoſophiſchen neunzehnten Jahrhundert war, ſtand er doch nicht allein da. Die acten-

mäſſige Mittheilung, welche der bekannte Criminaliſt Bieſter über ſein Thun und Treiben geliefert, erregte ihrer Zeit ſolche Aufmerkſamkeit, daß man von verſchiedenen Seiten bemüht war, ähnliche Beiſpiele religiöſer Verirrungen an's Tageslicht und vor den Richterſtuhl der Vernunft zu bringen. So berichtete ein Prediger aus der Grafſchaft Ravensberg über eine Secte, welche ſich in ſeiner Gemeinde gebildet, die freilich der der Roſenfeldianer an Conſequenz und Ausbildung nachſteht, aber an Tollheit ſie noch überbietet. Sein Bericht iſt folgender.

Der Prediger Schwager fand, als er ſein Predigtamt in der Gemeinde Jöllenbeck im Jahre 1768 antrat, einen großen Theil derſelben als Separatiſten. Es waren ſämmtlich Leute, welche eine ſitzende Lebensart führten: Leinweber, Schuhmacher, Schneider. Der Geiſtliche war jung und raſch. Er wollte dem Uebel durch Eifer ſteuern; aber ſtatt ſie durch ſeine Reden zu überzeugen, entfernte er ſie nur noch mehr von der kirchlichen Gemeinſchaft. Seine Separatiſten blickten mit demſelben Haß und derſelben Verachtung auf ihre von der Obrigkeit ihnen gegebenen Prediger, wie die Roſenfeldianer.

Als er erkannte, daß Eifer und Strenge hier nicht anwendbar ſeien, ſchlug er den entgegengeſetzten Weg ein, er ſchien ſich gar nicht um ſie zu bekümmern. Kamen ſie bei Begräbniſſen in die Kirche, ſo ſuchte er durch einen klaren und warmen Vortrag die Satzungen, welche ſie bezweifelten, in möglich helles Licht zu ſetzen; aber er richtete ſeine Rede ſo ein, daß Niemand bemerkte, er ſetze die Gegenwart von Zweiflern voraus. So auch benahm er ſich im täglichen Umgange mit ihnen. Er war ihnen dienſtwillig und freundlich, berührte im Geſpräch nie ihre Irrthümer und that, als nähme er von ihren Conventikeln gar keine Notiz.

Ein Hauptgrund, weßwegen die Secte ſich abſonderte, war ihr Vorgeben, daß die Gemeinſchaft und nahe Berührung in der Kirche mit ſo vielen Gottloſen beflecke. Der Geiſtliche richtete in der Predigt ſeine Strafreden häufig gegen die ſeiner Gemeinde, welche wirklich ein ruchloſes, ärgerliches Leben führten. Er ſagte, dieß ſei ein ſchweres Aergerniß, welches ſie der Gemeinde gäben, und ihr Irrthum ſündlicher als der Irrthum derer, welche ſich um deßwillen ganz aus der Kirche zurückzögen.*) Dieß verſchaffte ihm Vertrauen und Wohlwollen bei den Separatiſten. Die meiſten derſelben kehrten in der Stille zur Kirche zurück.

Nur zwei Schuſterfamilien blieben unerſchütterlich in ihrer Abſonderung. Das Haupt der einen, ein grübelnder Kopf, hatte ſich in die Offenbarung Johannes zu tief hineingeleſen. Bei immer größerer Erleuchtung hielt er ſich bald für beſſer, erwählter als die Andern ſeiner Gemeinde. Er ſonderte ſich auch von ihnen ab, ſprach nur mit Sätzen aus der Apokalypſe, und erklärte endlich, daß er Chriſtus ſelbſt ſei.

Er fand eine neue Dreifaltigkeit der Perſon des Heilands aus. Jeſus ſei er nicht; der ſei ſchon da geweſen, Immanuel werde erſt geboren werden; er ſelbſt aber ſei Chriſtus; „den Maria geboren, das Weib mit der Sonne be-

*) Die Kirche iſt hier die proteſtantiſche Gemeinſchaft.

kleidet". Dieſe Maria lebte aber noch, ſie war das Weib des andern Schuſters, ein ſchmutziges, häßliches Geſchöpf, welches jedoch für den neuen Chriſtus beſondere Reize haben mußte. Er lebte mit ihr in einer nichts weniger als kindlichen und heiligen Vertraulichkeit. Wie er in ſeinem Syſtem dieſe Verwechſelung der Mutter mit der Geliebten rechtfertigte, bleibt ungeſagt.

Neu und unerhört war der Glaube; aber Das, worauf der Schuſter gerechnet hatte, trat nicht ein; er machte kein Aufſehen. So offen er auch damit heraustrat, ſo laut er ihn von ſeiner Thürſchwelle aus den Leuten im Dorf verkündete es ſchien, als predige er vor Tauben. Der Schuſter hatte geweiſſagt, er werde in Ketten und Banden gelegt werden, und er wiſſe Den, der ſie im Geheimen ihm ſchmiede; er ſchilderte ihn vom Wirbel bis zur Zeh in dunkeln Bildern, aber jedes Kind erkannte den Prediger. Allein dieſer kümmerte ſich nicht darum. Wenn er am Hauſe des Schuſters vorüberging, grüßte er ihn ſo freundlich als ſonſt, und fragte ihn nach dem Wetter und den Kartoffeln. Der neue Heiland konnte das nicht ertragen. Er w o l l t e Flüche und Drohungen, er w o l l t e Ketten und Bande. Mit blutrothem Geſichte, mit aufgehobenen Armen, ſchrie er nun den Geiſtlichen an, wenn dieſer vorüberging, er ſei Chriſtus und ſchmetterte die entſetzlichſten Verwünſchungen und Flüche gegen ihn, wenn er länger ſich vermeſſe, daran zu zweifeln. Der Prediger zuckte die Achſeln und ging ſchweigend ſeines Weges.

Da der Schuſter ſelbſt ſo wenig vermochte, erhob ſich Maria als Prophetin. Sie erklärte einem Jeden, der ihr nahe kam: ſie und ihre Töchter wären unſterblich. Eine von den Offenbarungen, deren mehre ſie täglich überkamen, hatte es ihr verkündet. Nun verkaufte ſie ihr Todtenhemde, das ſorgfältig gehütete, als völlig unnütz. Um ſich der Ehre, welche Gott ihr anthun wollte, ganz würdig zu zeigen, trug ſie überhaupt kein Hemde mehr. Sie wuſch ſich nicht, ſie kämmte ſich nicht; ſie ſchlief unter freiem Himmel, ohne Kleidung, ohne irgend eine Bedeckung, außer einem Bettlaken. So hatte es ihr die innere Stimme anbefohlen. Ihr Anblick ſoll ſcheuslich geweſen ſeyn. Aber ſie blieb frohen Muthes. Das tauſendjährige Reich war ja vor der Thür; ſie ſollte alle Reiche dieſer Welt und deren Herrlichkeiten beſitzen und — die Kleider der Frau Paſtorin erben! So hatte auch die Offenbarung geſprochen. Der ungläubige Paſtor und all die andern Ungläubigen ſollten aus der Welt geſchafft werden, oder der Immanuel, mit dem ſie ſchwanger ſeyn wollte, würde ſie mit eiſernen Ruthen weiden.

Offenbar war durch dieſe Aeußerungen bereits ein ſo öffentliches Aergerniß gegeben, daß in jedem geordneten europäiſchen Staate die Polizei eingeſchritten wäre. Wir müſſen die Zurückhaltung der Polizei im Ravensbergiſchen bewundern; ſie ſchritt nicht ein, und eben ſo wenig klagte der denuncirte, der vernünftige Geiſtliche. Der Unſinn ſollte ſich ſelbſt verzehren, indem man dem Feuer kein Oel zutrug.

Die beiden Schuſterfamilien ſchwelgten in ihrer Gottſeligkeit. Sie arbeiteten wenig oder gar nicht, feierten dagegen ſehr oft die Hochzeit des Lammes mit Eſſen und Trinken. Als ſich auch jetzt gar Niemand um ſie kümmern wollte, verlautete

plötzlich ihr Entſchluß, ſie wollten aus dieſem ſündhaften Lande fortziehen und nach Jeruſalem pilgern. Auch dagegen proteſtirte Niemand. Sie zeigten es dem Prediger an. Er ließ ihnen wieder ſagen: gegen ihren Entſchluß habe er nichts zu erinnern; da ſie ihm aber noch gewiſſe Stolgebühren ſchuldeten, müßten ſie ihn vorher bezahlen. Sie zahlten trotzig, aber plötzlich kam Contreordre vom Himmel und die Reiſe unterblieb, entweder deßhalb oder weil ihnen nun das Reiſegeld fehlte.

Das Schmauſen hub von Neuem an. Beide Familienväter ließen ihre Bärte wachſen, und machten ſich ſteife Zöpfe mit Schweinsborſten garnirt, was ihnen aber nur in ihren eigenen Augen einen Heiligenſchein gab; die Leute im Dorfe konnten ſich des Gelächters nicht enthalten. Auch mußte der Geiſtliche ſich Gewalt anthun, als der Mann der Marie, der ſich um deßwillen Joſeph nannte, ihn in dieſem Anzuge aufſuchte, um in einer Unterredung ihm, ihrem Hauptfeinde, zu beweiſen, daß ihre beiden Familien die beiden Häuſer Iſraels wären.

Als Joſeph, im Namen der Andern, den Prediger vergeblich zu der Verfolgung aufzureizen geſucht, welche ſie noch ertragen müßten, nahmen ſie insgeſammt zu einem letzten Mittel ihre Zuflucht.

Sonntags ſtellten ſich Alle, Männer, Weiber und Kinder, in ihren Tollhäuslerauſzügen vor die Kirchthüre, um wenn die Leute herauskämen, ſich zur Ehre Gottes auslachen zu laſſen! So doch endlich ſollten die Leiden Jeſu ſie überkommen.

Das Aergerniß wurde ſo groß, der Spectakel Sonntags an der Kirche ſo laut und die Andacht der Kirchgänger geſtört, daß dann doch dem Prediger die Geduld riß, und er beim Conſiſtorium Anzeige machte. Auch bewog ihn dazu die gerechte Beſorgniß, daß zwei Familien, welche aus übergroßer Frömmigkeit gar nicht mehr arbeiteten, bald als Arme der Gemeinde zur Laſt fallen würden. Um dem Uebel zu ſteuern, trug er ſpeciell darauf an, daß die Familien von einander getrennt würden.

Die Obrigkeit war ſehr bereit zur Unterſuchung, und eine Commiſſion, eine gemiſcht geiſtliche, juriſtiſche und ärztliche, ward abgeordnet. Was ſie factiſch ermitteln konnte, war längſt bekannt, nur daß die Aerzte ausfanden, daß Maria mit keinem Immanuel, vielmehr gar nicht ſchwanger ſei.

Das war aber auch der ganze Erfolg. Es fehlte nicht an Zurechtweiſungen, Verordnungen und Androhungen, übrigens aber blieb Alles beim Alten; denn wie ſollte es möglich gemacht werden, daß zwei Familien, die man nicht einſperrte, in einem Dorfe ohne Communikation bleiben? In ſofern aber blieb es nicht beim Alten, als die Sektirer es erreicht hatten, wonach ſie ſo ſehnlich geſtrebt. Sie hatten öffentliches Aufſehen erregt, waren verklagt und verfolgt.

Das vorige Weſen hub ärger als vorher an. Der Chriſtus ließ ſeine Augen wilder als je in ſeinem Todtenkopfe rollen, ſie kreuzten ſich, ſangen und ſchrieen lauter denn je, und liefen in ihrer Blöße im Dorfe umher. Schmauſereien, ſo lange noch etwas aufzubringen war, und Tauſch mit den Weibern waren an der Tagesordnung. Ja ſie waren,

in Hoffnung noch ſtrengerer Verfolgungen, kecker geworden. Der ſogenannte Joſeph ließ es dem Prediger jedesmal vorher anſagen, wenn in der nächſten Nacht ein Siegel gelöſt werden ſolle. Man durfte annehmen, daß unter dieſem Siegellöſen Daſſelbe verſtanden werde, was die Roſenfeldianer darunter begriffen.

Ja am ſchmerzlichſten mußte es dem Geiſtlichen ſeyn, daß er von ſeinem vernünftigen Grundſatz des Gehenlaſſens gewichen war, als es den Fanatikern jetzt gelang, einen Schneider auf's Neue anzuwerben. Während ſeines ruhigen Verfahrens hatten ſie, wie geſagt, ihre Anhänger Einen um den Andern verloren und kein einziges Mitglied gewonnen.

Um einen weitern Abfall ſeiner Gemeinde zu verhüten, begnügte er ſich damit, gegen die Apokalypſe zu predigen. Ein göttliches Buch, welches der Herr zu unſerm Seelenheil ſchreiben laſſen, müſſe verſtändlich und für den Menſchenverſtand faßlich ſeyn; aus der Offenbarung Johannis leſe aber Jeder Das heraus, was er wolle, und aus tauſend Schwärmern ſeien tauſend Sinnverrückte geworden.

Zwar ſchien es ihm zu gelingen, den größern Theil ſeiner Gemeinde zu bekehren, ſie gaben ihre Hoffnung auf das tauſendjährige Reich auf und der Schneider blieb der einzige Proſelyt, aber der Wahnſinn der Andern flackerte in immer neuem Strohfeuer auf. Die Maria und ihre Töchter warfen plötzlich ihre ſchmuzigen Lumpen weg, ſie hatten ſich, man weiß nicht wie, Kleider über ihren Stand verſchafft, und zogen in lächerlichem Aufzug durch das Dorf. Die Prüfzeit der Maria war nämlich zu Ende. Nachdem ſie vier Mal irrthümlich angegeben, den Immanuel unter dem Herzen zu tragen, war ſie wirklich ſchwanger geworden und brachte einen Knaben zur Welt.

Der Prediger konnte nun befürchten, daß das Unweſen in immer ſtörenderer Weiſe um ſich greifen werde, und er ergriff endlich ein Auskunftsmittel, über deſſen Schicklichkeit, von einem Geiſtlichen angewandt, Zweifel bleiben; aber es erwies ſich in dieſem Falle als probat. Da er weder durch Reden noch durch Interdikte der Obrigkeit die aneinander geketteten Familien auseinander bringen können, verſuchte er die Mittel der Diplomatik, das divide et impera.

Die Ehefrau des erſten Schuſters, welcher Chriſtus ſeyn wollte, war in der ganzen Sippſchaft die vernünftigſte; wenigſtens erſchien ſie den Vorſtellungen zugänglich, welchen Weiber ſich ſelten verſchließen. Der Geiſtliche, ohne ihren Glauben angreifen zu wollen, ſtellte ihr doch in ihrem Weſen und ihren Folgen die greuelvolle Gemeinſchaft vor, welche unter den Sectirern herrſche; er wies ſie darauf hin, wie ihre eigenen Rechte durch das Zuſammenhalten ihres Mannes mit dem Weibe des Joſeph gekränkt würden. Hatte ſie denn nicht ſelbſt Anſprüche darauf, und die nächſten, eine Marie zu ſeyn? Es wirkte. Die Frau ward eiferſüchtig. Bald gerieth ſie mit der erwählten Maria, der Frau des Joſeph, in einen Streit. Aus bittern Stachelreden wurden Schläge. Die Weiber zauſten ſich in den Haaren, es floß Blut. Die Sippſchaft kam hinzu, die Kinder, Ehemänner, nahmen Partei; die gewünſchte Trennung der beiden heiligen Familien war durch die Entzweiung der Weiber zu Stande gebracht.

Geheilt in der Wurzel war die Schwärmerei dadurch nicht. Es war nur das erreicht, daß Stahl und Funke nicht mehr zuſammenkamen. Das einmal brennende Feuer ließ man ausglimmen. Jede der beiden Familien hielt ſich noch jetzt für auserwählt, aber ſie hatte keine Anhänger, keine Gläubige mehr als in ihrem eigenen, engen Kreiſe. Der Flammenſchein ward immer ſpärlicher. Man verſuchte zwar wieder eine Vereinigung, um ſich gegenſeitig anzufeuern, aber das Vertrauen war dahin und die Eiferſucht blieb rege.

Die gemeinſchaftlichen Schwelgereien und Ausſchweifungen fielen von ſelbſt hinweg, keine der beiden Familien fühlte ſich allein ſtark genug, um öffentliche Schauſtellungen ihrer Heiligkeit zu geben, oder gar Prozeſſionen anzuordnen. Sie trugen ſich nicht mehr aus ihrer gegenſeitigen Armuth zu, was der Eine oder der Andere fand, um ihren Müßiggang zu friſten. Beide wurden wieder gezwungen zu arbeiten, angeſtrengt zu arbeiten, um dem Hunger und der Kälte zu wehren.

Der Chriſtus hielt ſich, ſo weit man von ihm Nachricht hat, noch immer für den Chriſtus; ſeine eigene Familie wagte es jedoch kaum mehr laut auszuſprechen, daß ſie ihn dafür halte. Ein Chriſtus, der von Morgens bis Abends Schuh flickte, verlor ſelbſt unter ſeinen Nächſten von ſeinem Heiligenſchein. Gefährlich oder verführeriſch war er für Niemand.

So verlöſchte oder glimmte vielmehr nur ein Feuer, das, wenn man es mit Gewalt ausblaſen wollen, gefährlich hätte um ſich greifen können. Der einmal gewarnte Geiſtliche hütete ſich davor; aber mit Recht bemerkt er, daß, wenn ein Mann wie Roſenfeld in der Gegend gelebt und dieſer Schwärmer ſich zu ſeinem Zwecke bemächtigt hätte, der Brand eine Stärke und Ausbreitung gewinnen können, wo ein Einſchreiten von außen nothwendig geworden.

4. Die predigenden Mädchen in Schweden.

Im Jahre 1842 konnte man in öffentlichen Blättern von gewiſſen Mädchen in Schweden, namentlich der Provinz Småland, leſen, welche unter krankhaften Symptomen ſich unwiderſtehlich zum Predigen gedrungen fühlten. Die Sion brachte damals (Nr. 120 und 121) einen in der ſchwediſchen Staatszeitung erſchienenen Bericht des lutheriſchen Biſchofs Butſch über dieſe Predigtſucht, der um ſo weniger für übertrieben angeſehen werden kann, als er an die Regierung gerichtet iſt und von einem beſonnenen Augenzeugen herrührt. Der Berichterſtatter erzählt: „...So weit ich einſehe, rührt die fragliche Erſcheinung von gemiſchten geiſtigen und leiblichen Urſachen her, und kann keineswegs genügend damit erklärt werden, ſelbe als eine bloße Wirkung von Religionsſchwärmerei anzuſehen. So viele Kranke, als darüber befragt wurden, gaben an, daß der ungewöhnliche Zuſtand, in dem ſie ſich nun befänden, mit einer ſtarken Weckung zu Reue und Beſſerung angefangen, im Verein mit Uebelbefinden, Schwere im Kopf oder im Leibe überhaupt, Brennen in der Bruſt u. ſ. w. Auf die Anfrage, ob die körperliche Plage und die geiſtige Weckung zu ganz gleicher Zeit eingetroffen, oder ob

eines dem andern vorangegangen, antworteten zwar manche und vielleicht die meiſten, daß die Weckung vorangegangen; andere dagegen gaben an, daß das körperliche Leiden ſich vor der Erweckung eingeſtellt; und da dieſes geiſtige Vernehmen bei den Kranken als das wichtigſte Moment jener Veränderung, die mit ihnen vorging, überhaupt angeſehen wurde, ſo halte ich es für nicht unwahrſcheinlich, daß die Weckung bei viel mehreren, als ſich deſſen ſelbſt bewußt waren, vorangegangen, oder wenigſtens gleich im Anfange von einem körperlichen Leiden begleitet wurde, obgleich dieſes als etwas Untergeordnetes und Unbedeutendes im Vergleich mit dem geiſtigen Ergebniß meiſt ohne Aufmerkſamkeit gelaſſen wurde, bis es einen gewiſſen Grad von Stärke und Dauer erreicht hatte. Nach überſtandenen Convulſionen fingen ſie an, ſich wieder beſſer zu befinden und fröhlicheren Sinnes zu ſeyn, und verſicherten dann einſtimmig, daß ſie ſich leichter im Leibe fühlten, als jemals. Auch die, bei welchen die Krankheit ſo weit vorgerückt war, daß ſie Geſichte hatten und predigten, ſagten von ſich dasſelbe aus. Obſchon jedoch die Kranken überhaupt, und die Letztgenannten insbeſondere, meiſt ein fröhliches, heiteres und freundliches Ausſehen hatten, ſo ſchien mir doch, daß der Glanz und die Freude in ihren Augen und Mienen etwas ihnen ganz Eigenes wäre, und nicht undeutlich einen Krankheitszuſtand verrieth. Die Convulſionen, welche in ihrer gelindeſten Form darin beſtehen, daß die Achſeln, ein oder mehrere Male, heftig gegen die Bruſt vorgeſtoßen werden, in ihren größeren Graden aber ſich nicht nur in dieſen Stößen äußern, ſondern auch in einem gewaltſamern und anhaltendern Schütteln der Arme und des ganzen Leibes, ſcheinen, gleich den übrigen phyſiſchen Aeußerungen der Krankheit, ganz unfreiwillig zu ſeyn, welches auch die Kranken ſelbſt bezeugen, mit der einſtimmigen Verſicherung, daß ſie, wie ſie ſich ausdrücken, „es nicht laſſen können, ſondern dazu gezwungen wären,“ und in dieſer Hinſicht glaubten, unter dem unwiderſtehlichen Einfluß einer höhern Macht zu ſtehen. Im Allgemeinen wurde zwar anerkannt, daß die Schüttelungen keineswegs einen Beſtandtheil der Gottſeligkeit ausmachen, oder als irgend eine unerläßliche Bedingung dazu anzuſehen wären; man glaubte aber doch, daß ſie Wirkungen des Geiſtes Gottes wären und ein den Kranken verliehenes Gnadenzeichen, oder wie ſie es auch heißen, Wahrzeichen, wodurch allererſt die Kranken ſelbſt, dann alle, welche ſie ſahen, der Häßlichkeit und Verdammungswürdigkeit der Sünde erinnert und überführt werden ſollten. Es gehört nämlich zu den Eigenheiten dieſer convulſiven Bewegungen, daß ſie zwar zu jeder Zeit in geringeren Graden eintreten können, aber faſt niemals ausbleiben, und ſich oft in ihrer größten Heftigkeit zeigen, wenn der Kranke von ſelbſt oder durch andere an die Sünde, oder etwas in ſeiner Vorſtellung Sündhaftes erinnert wird. Ich ſah einzelne Kranke, und ganze Haufen dergleichen gelinder oder ſtärker geſchüttelt werden, wenn ſie die Wörter Sünde, Satan, Eid, Schwur, Kartenſpiel, Branntwein u. ſ. w. nennen hörten, wenn auch ohne Nachdruck, bloß geſprächsweiſe ausgeſprochen, oder ohne alle Bedeutung und meinungslos. Mit beſonderer Heftigkeit zeigten ſich die Schüttelungen, wenn Jemand, wie die Leute ſich ausdrückten, Widerrede that, d. h. etwas äußerte, was mit ihrer

eigenen Auffaſſung der Sache nicht übereinſtimmte. Als ich bei meinem Beſuch in Eck der Verſammlung meine Meinung äußerte, daß Schüttelungen (Convulſionen) Anzeichen eines körperlichen Krankheitszuſtandes ſeien, fielen alle anweſenden Kranken auf einmal in heftigere Schüttelungen, als ich früher bei ihnen wahrgenommen, und da ich im Anlaß deſſen fragte, ob ihnen mißfiele, was ich aus Ueberzeugung geäußert, verwandelte ſich der Angeſichtsausdruck aller von dem düſtern Schreckblicke, der die Schüttelungen begleitete, in eine lächelnde Freundlichkeit, und mehrere antworteten zugleich, daß ſie ſicherlich nicht übel nähmen, was ich geſagt, aber daß ſie, ob ſie wollen oder nicht, zur Schüttelung gezwungen wären, wenn Jemand „Widerrede thäte."

„Ein höheres Stadium, oder wenigſtens eine beſondere Aeußerung der Krankheit iſt es, wenn die Kranken nach den Schüttelungen rücklings fallen oder ohnmächtig werden, in welchem Zuſtand ſie, nach dem Erwachen, ausſagen, Geſichte gehabt zu haben. Stoff und Gehalt der Geſichte waren, ſo weit ich in Erfahrung bringen konnte, immer hauptſächlich einerlei. Zuvörderſt und wie zur Warnung ein vom Rande des Abgrundes vergönnter Anblick der Pein und Qual der Verdammten, und dann zu Troſt und Ermunterung ein von der Ferne durch die enge Pforte beſcheerter Anblick des unendlichen Abendmahlstiſches im Himmel, kam in allen Erzählungen vor, die ich von dieſen Geſichten vernahm. Mit Ausnahme eines alten Häuslers, über deſſen Glaubwürdigkeit die Meinungen getheilt waren, ſah ich keine ältere Perſon, ſondern nur jüngere Kinder, beſonders Mädchen, in dieſem Stadium der Krankheit begriffen. In Tangebo fanden ſich auf mein Begehren drei Kinder ein, zwei Mädchen und ein Knabe, von welchem geſagt wurde, daß ſie das Vermögen hätten, Geſichte zu ſehen und zu predigen. Als die Pflegemutter des einen Mädchens ſelbes aufforderte zu predigen und mich hören zu laſſen, was ſie dem Volke zu verkünden pflegte, antwortete das Mädchen, daß ſie dazu nun nicht Macht hätte, denn Keiner könne predigen, außer daß er von Innen dazu die Erlaubniß erhalten und die Weckung gefühlt. Als die Mutter beharrlich ihre Aufforderung erneuerte, hatte das nur zur Folge, daß das Mädchen unter ſchweren Schüttelungen rücklings fiel, worauf das andere Mädchen, gleichſam vom Anblick angeſteckt, gleichfalls in Convulſionen kam und fiel. Beide lagen mehrere Minuten ſtill, mit den Händen über der Bruſt, erhoben dann ihren Kopf und klatſchten mit den Händen unter einem convulſiviſchen Lachen und ſanken dann wieder in ihre vorige Lage zurück. Nachdem ſie ſo bewußtlos abermal einige Minuten gelegen, erwachten ſie, und gleichſam aus einem tiefen Schlafe aufgeweckt, rieben ſie ſich die Augen, ſtanden auf und ſagten, daß ſie den großen Abendmahlstiſch geſehen, deſſen Anblick, nach der Meinung der herumſtehenden Leute, ihnen eine ſo große Freude verurſacht, daß ſie darüber gelacht und in die Hände geklatſcht hätten. Auch ein anderes Mädchen, Suſanna Beckmann, wurde von ihrer Mutter aufgefordert, vor mir zu predigen, und als die Mutter, ungeachtet der Verſicherung des Mädchens, nun nicht predigen zu können, und ungeachtet meiner Bitte von dieſer Forderung abzuſtehen, doch fortfuhr, das Mädchen zum Predigen zu ermah-

nen, fiel auch dieſes Mädchen auf dieſelbe Art und unter gleichen Gebärden in Schlummer, wie die andern oben erwähnten Mädchen. Ungleich aber dieſen begann Suſanna, nachdem ſie eingeſchlafen, Hände und Finger zu bewegen, und äußerte dabei Worte, welche andeuteten, daß ſie meinte die Harfe zu ſpielen. Mit leiſer Stimme rechnete ſie dann die Namen ihrer geſtorbenen Geſchwiſter und antwortete auf die Frage, warum ſie ihre Namen herzähle, daß ſie dieſelben bei Gott am großen Abendmahlstiſche ſitzen ſähe. Sie antwortete ebenfalls auf einige Fragen der Herumſtehenden und hieß dabei alle „du," ſowohl ihre Eltern, als mich, ungeachtet ſie im wachenden Zuſtande uns nicht mit dieſem Worte anredete. Während dieſes vorging, war ein anderes wegen derſelben Krankheit bekanntes Mädchen, Lotta, in das Zimmer gekommen, ohne von der Suſanna geſehen oder auf eine andere gewöhnliche Art bemerkt zu werden; Suſanna aber fragte kurz darauf, ob nicht Lotta zugegen wäre, und als es bejaht wurde, rief ſie ihr, drückte ſie an ihre Bruſt, herzte ſie und überhäufte ſie mit Liebkoſungen. Endlich erwachte ſie auf dieſelbe Weiſe, wie die in Schlaf verſenkten Kinder zu Tangebo, hatte aber beim Erwachen ein verlegneres Ausſehen als dieſe, und wußte übrigens guten Beſcheid über das, was ſie geſehen, ſowie ſie auch ſich erinnerte, daß ſie die Lotta umarmt, daß ſie aber mit jemand Anderem geſprochen, konnte ſie ſich nicht erinnern. Ich ſah folglich beſtätiget, was der Magiſter Söderlund in Rangedala früher angemerkt, daß die predigenden Kinder in einem eigenen innigen Verhältniß zu einander ſtehen, zu einander hingezogen werden und niemals beiſammen ſind, ohne einander unaufhörlich wiederholte Beweiſe ihrer herzlichen Zuneigung zu geben."

„Eben ſo wenig als die Schüttelungen, der Schlaf und ſeine Geſichte von der Freiheit der Kranken abzuhängen ſcheinen, ſo oder wenigſtens beinahe gleich unfreiwillig ſcheint mir auch die dritte Erſcheinung der Krankheit, das Predigen überhaupt zu ſeyn. Alle Erzählungen ſtimmen darin überein, daß, bevor der innere Trieb kommt, derjenige, der ſich in dieſem Stadium der Krankheit befindet, nicht predigen kann; ergreift ihn aber der innere Drang, ſo kann er, mit beſtem Vorſatz und Willen, zwar das Predigen eine kurze Weile bezwingen, allein nicht völlig davon abſtehen. Der Drang zum Predigen überfällt den Kranken, auch wenn er allein iſt, und wenn er dann ſich nicht ſchon im Freien befindet, ſo geht er oft hinaus in die Wälder und Felder und verkündet daſelbſt, von Niemand angehört, ſeine Ermahnungen zur Buße und Bekehrung u. ſ. w. Das Volk ſagt zwar, daß dann Blumen und Bäume auf ihre Reden hören und zuweilen auch die Vögel des Himmels zur Anhörung ſich um ſie verſammeln; dieſe poetiſche Fiction aber, welche übrigens auch in den eigenen Erzählungen der Kranken vorkommt, wird ſo dargeſtellt, daß man von der Darſtellungsweiſe ſelbſt ſchließen kann, daß ſie eigentlich bloß auf die Verherrlichung des Prädicanten, oder vielleicht eher auf die ſeiner Predigt ausgeht, ohne irgend eine Abſicht andeuten zu wollen oder eine Vermuthung in der predigenden Perſon, als würde ſie mit ihrer Predigt irgend Erbauung bei den eben genannten Zuhörern bewirken. Daß das Predigen an und für ſich mehr zufällig als abſichtlich mit irgend einer Erbauung vereinigt iſt, oder

mit andern Worten, daß es öfter mehr aus einem innern Naturzwang, als aus einer mit Freiheit und Ueberzeugung gefaßten Abſicht entſpringt, darüber gewann ich eine geſteigerte Gewißheit durch jene Erzählung, welche ein ungefähr zwanzigjähriges Mädchen vor mir und andern Geiſtlichen und Beamten über den Verlauf deſſen machte, was ſich mit ihr zugetragen. Eines Sonntags während der Anhörung der Predigt in der Kirche, glaubte ſie bemerkt zu haben, daß der Pfarrer „Widerrede thäte." Sie wurde alſogleich geſchüttelt und fühlte einen beſtändig zunehmenden Brand in der Bruſt, wobei, wie ſie ſich ausdrückte, ſo „ſtarke Worte" ihr vorkamen, daß ſie gezwungen wurde, hart auf die Zähne zu beißen, um nicht ſogleich in's Predigen auszubrechen. Durch Gebet zu Gott und eigenes Bemühen glückte es ihr zu ſchweigen, bis der Prediger Amen geſagt, worauf ſie ſogleich aus der Kirche eilte und hinausgekommen, mit lauter Stimme zu predigen anfing, in welchem Zuſtande ſie auf dem Wege von einer alten Frau angetroffen wurde, welche, während das Mädchen dieß erzählte, gegenwärtig war, und die Wahrheit deſſen bezeugte, wie ſie ſelbe auf dem Wege getroffen."

„Der Inhalt der Reden oder Predigten dieſer Kranken iſt, nach den Berichten darüber, faſt überall derſelbe, und beſteht in den einfachſten Ermahnungen zur Beſſerung und zur Enthaltung von allen Sünden. Als ſolche werden beſonders Spiel, Völlerei, Tanz und ein hoffärtiges Leben angegeben. Oft werden auch Weiſſagungen über die nahe bevorſtehende Zerſtörung der Welt beigegeben, nebſt Warnungen, Ermahnungen und Ermunterungen in Folge der Geſichte, die dem Sprechenden vergönnt worden."

„In geiſtiger Hinſicht beſaß die Bevölkerung dieſes Ortes, die Kranken nicht ausgenommen, eine gute, oft ausgezeichnete Kenntniß des (lutheriſchen) Chriſtenthums. Orthodox und ohne übrigens ſich zu einem Irrthum zu bekennen, hielten die Kranken gleichwohl an der Ueberzeugung feſt, daß nicht nur die guten Rührungen zur Beſſerung, ſondern auch alle beſondern Erſcheinungen des leiblichen Krankheitszuſtandes das Werk des heiligen Geiſtes wären, ſo wie ſie auch gleichfalls ihre Weiſſagung des nahe bevorſtehenden Unterganges der Welt als ſolches anſahen. Als Beweis aus der heiligen Schrift berufen ſie ſich auf das zweite Kapitel des Propheten Joël, und insbeſondere auf den 28. Vers dieſes Kapitels, und obſchon man, zufolge der Apoſtelgeſchichte II, 16 u. f., zu bekennen ſich genöthigt fand, daß dieſe Weiſſagung Joëls in einem höhern Ereigniß ſchon vollbracht war, als das iſt, was wir nun vor Augen hatten, ſah man ſich dadurch doch nicht verhindert zu glauben, daß dieſelbe Weiſſagung nun zum zweiten Mal in Erfüllung ginge. Mehrere der Kranken hatten zwar ein niedergeſchlagenes Ausſehen; allein ich konnte doch bei keinem irgend eine Spur von jener Art Düſterheit bemerken, die ſonſt ſtets eine krankhafte und ſchwärmeriſche Selbſtpeinigung begleitet, und auch die, welche, ſchweigend und ſich ſelbſt überlaſſen, einen finſtern und traurigen Geſichtsausdruck hatten, gingen in ein heiteres, mildes und freundliches Ausſehen über, wenn man ſie anſprach, oder wenn ſie ſelbſt redeten."

„Den geiſtlichen Hochmuth, der ſich gewöhnlich bei Schwärmern in Unverträglichkeit und Verdammungsſucht zeigt, nahm ich bei keinem einzigen der Kranken wahr. Alle erkannten zuvörderſt ihr eigenes Bedürfniß der Gnade und Erbarmung Gottes, und ſagten einſtimmig aus, daß ſie das Urtheil Gott anheim ſtellen. Falls aber ein Sünder ſich zu Herzen genommen, was ſie von der Verdammungswürdigkeit der Sünde geäußert, ſo glaubten ſie, daß er darin wohl gethan, weil es juſt ſeinetwegen geäußert worden; wenn übrigens geſchehen, daß bei irgend einer Gelegenheit gewiſſe Perſonen als große Sünder hervorgehoben worden ſind, ſo ſind es, wie man verſichert, niemals andere geweſen, als ſolche, die ſich bei den Predigtzuſammenkünften eingefunden, einzig, um die Sprechenden lächerlich zu machen, und durch ihre Kleidertracht und ihr Benehmen Verachtung vor ihren Meinungen und ihrer Vorſtellungsart zu zeigen. Gegen dieſe Angaben hörte ich keine eigentliche Einwendung, und meinerſeits ſehe ich es als ſehr im Widerſpruche mit der ſtillen und milden Gemüthsart ſtehend an, in der ſich die Kranken im Allgemeinen befanden, wenn ſie je ſich erlaubt hatten, Jemanden zu verdammen oder zu fluchen. Die Glaubwürdigkeit jener Berichte über fanatiſchen Haß gegen unſchuldige Zierrathen, der hie und da bei Predigtzuſammenkünften ſich gezeigt haben ſoll, habe ich nicht den geringſten Grund zu bezweifeln; allein ich darf doch nicht verſchweigen, daß ich einige Kranke beſtimmt zwiſchen unſchädlichem Gebrauch und unerlaubtem Mißbrauch von Bekleidungszierrathen, Vergnügen und Genüſſen machen hörte, ſo wie ich auch Grund zu vermuthen habe, daß jeder rohere Ausbruch eines fanatiſchen Schwindels weniger auf Rechnung der Kranken kommt, als auf die weit größere Menge jener Perſonen, bei denen ſich die körperlichen Symptome der Krankheit nicht gezeigt, die aber mit einer gewiſſen religiöſen Scheu das Wunderbare betrachten, das ſich mit den Kranken begiebt, und, in Vergleich mit dieſen, gar oft mit größerer Beſchränktheit, Einſeitigkeit und Unverträglichkeit ihre Meinungen verfechten.“

„Die Arbeit, ſowohl im Felde, als zu Hauſe, ſchien überall ihren gleichförmigen und ungeſtörten Gang zu gehen, und oft hörte ich ſowohl von Kranken als Geſunden bezeugen, daß das Familienleben früher niemals ſo zufrieden, friedlich und vergnügt geweſen, als jetzt, ſeit das Schwören, Kartenſpiel und Tanzgelage allgemein aufgehört und der Gebrauch von Branntwein entweder ganz abgelegt, oder wenigſtens auf die Gränzen der Mäßigkeit iſt eingeſchränkt worden.“

So lautet der Bericht eines Augenzeugen. Er iſt aber, ſetzt der Einſender in der Sion hinzu, in vielen Dingen im ſcharfen Widerſpruche mit andern Berichten, ebenfalls von Augenzeugen, was auch wohl daher rühren mag, daß der Berichterſtatter nur in einem ſehr beſchränkten Umfang, ja nur an einem Ort ſeine Beobachtungen machte, da doch die ſeltſame Erſcheinung wie durch Anſteckung über mehrere Provinzen ſich verbreitet hat und verſchieden an verſchiedenen Orten auftritt. Was mir in dieſem Berichte auffällt, iſt, daß keiner Erwähnung des ſechsten Gebotes geſchieht, und die Uebertretung desſelben nicht unter den Sünden vorkommt, gegen welche in den exſtatiſchen Predigten geeifert wird, beſon-

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herbst, Ferdinand Ignaz,

Katholisches Exempelbuch, oder die kirchliche Glaubens- u. Sittenlehre in Beispielen

Bd.: Abthl. 4

Regensburg 1847

Dogm. 496 n-3/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10398317-5